This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

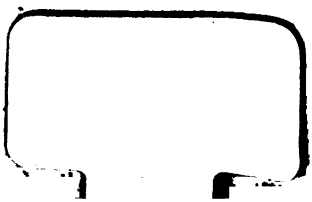
Über Google Buchsuche

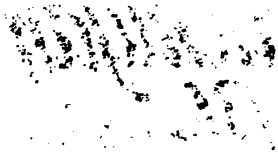
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 885,036

coll. cqll. Fr.

PROPERTY OF
University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS





Ein Sommer in London.

Ein

Sommer in London.

Von

Theodor Fontane.

Dessau.
Druck und Verlag von Gebrüder Katz.
1854.

DA
683
.F68

German
Funke
12-30-53
85605

Inhalt.

	Seite
Von Gravesend bis London	1
Ein Gang durch den leeren Glaspalast	6
Long Acre 27.	9
Die öffentlichen Denkmäler	18
Die Musikmacher	27
Straßen, Häuser, Brücken und Paläste	34
Zu Haus	43
Die Dockskeller	51
Tavistock-Square und der Straßen-Gudin	56
Der englische Zopf	61
Die Manufactur in der Kunst	70
Richmond	75
Zahlen beweisen!	81
The Poets Corner	86
Die Kunstausstellung	93
Die Middlesex-Wahl	103
Das goldene Kalb	114
Das deutsche Theater in England	124

Seite

Der Tower 132
Not a drum was heard 143
Ruderer und Steuermann 148
Smithfield 152
Lady Hamilton 154
Das Leben ein Sturm 174
Blackwall 178
Ein Picknick in Hampton-Court 183
Der verengländerte Deutsche 200
Von Hydepark-Corner bis Londonbridge 208
Miß Jane 214
Alte Helden, neue Siege 221
Der Fremde in London 229
The hospitable english house 236
Very. Le Pays und „die thönernen Füße Englands“ . . 246
Out of town 254
Parallelen 263
Haſtingsfeld 272

Von Gravesend bis London.

Das ist die englische Küste! Durch den Morgennebel schimmern die Thürme von Yarmouth. Ein gut Stück Weges noch in der Richtung nach Süden, und die Themsemündung liegt vor uns. Da ist sie: Sheerneß mit seinen Baken und Tonnen taucht auf. Nun aber ist es, als wüchsen dem Dämpfer die Flügel, immer rascher schlägt er mit seinen Schaufeln die hochaufspritzende Flut, und die prächtige Bucht durchfliegend, von der man nicht weiß, ob sie ein breiter Strom oder ein schmales Meer ist, trägt er uns jetzt, an Gravesend vorbei, in den eigentlichen Themsestrom hinein.

Alles Große wirkt in die Ferne: wir fühlen ein Gewitter lange bevor es über uns ist; große Männer haben ihre Vorläufer, so auch große Städte. Gravesend ist ein solcher Herold, es ruft uns zu: „London kommt!“ und unruhig, erwartungsvoll schweifen unsere Blicke die Themse hinauf. Des Dämpfers Kiel durchschneidet pfeilschnell die Flut, aber wir

verwünschen den saumseligen Kapitain: unsere Sehnsucht fliegt schneller, als sein Schiff, — das ist sein Verbrechen. Und doch lebt London schon rings um uns her. Gravesend liegt nicht im Bann von London, aber doch in seinem Zauberbann. Noch fünf Meilen haben wir bis zur alten City, noch an großen volkreichen Städten müssen wir vorbei, und doch sind wir bereits mitten im Getriebe der Riesenstadt; Greenwich, Woolwich und Gravesend gelten noch als besondere Städte und doch sind sie's nicht mehr; die Aecker und Wiesen, die zwischen ihnen und London liegen, sind nur erweiterte Hyde-Parks; von Smithfield nach Paddington, quer durch die Stadt hindurch, ist eine schlimmere Reise wie von London-Bridge bis Gravesend; nicht mehr Miles-end ist die längste Straße Londons, sondern der prächtige Themsestrom selbst: statt der Cabs und Omnibusse befahren ihn hunderte von Böten und Dämpfern, Greenwich und Woolwich sind Anhaltepunkte, und Gravesend ist letzte Station.

Der Zauber Londons ist — seine Massenhaftigkeit. Wenn Neapel durch seinen Golf und Himmel, Moskau durch seine funkelnden Kuppeln, Rom durch seine Erinnerungen, Venedig durch den Zauber seiner meerentstiegenen Schönheit wirkt, so ist es beim Anblick Londons das Gefühl des Unendlichen, was uns überwältigt — dasselbe Gefühl, was uns beim ersten Anschauen des Meeres durchschauert. Die überschwängliche Fülle, die unerschöpfliche Masse — das ist die eigentliche Wesenheit, der Charakter Londons. Dieser tritt Einem überall entgegen. Ob man von der Paulskirche, oder

der Greenwicher Sternwarte herab seinen Blick auf dies Häusermeer richtet, — ob man die Citystraßen durchwandert und von der Menschenwoge halb mit fortgerissen, den Gedanken nicht unterdrücken kann, jedes Haus sei wohl ein Theater, das eben jetzt seine Zuhörerschwärme wieder in's Freie strömt, — überall ist es die Zahl, die Menge, die uns Staunen abzwingt.

Ueberall! aber nirgends so wie auf der großen Fahrstraße Londons — der Themse. Versuche ich ein Bild dieses Treibens zu geben. Gravesend liegt hinter uns, noch sehen wir das Schimmern seiner hellen Häuser und schon taucht Woolwich, die Arsenalstadt, vor unsern Blicken auf. Rechts und links liegen die Wachtschiffe; drohend weisen sie die Zähne, hell im Sonnenschimmer blitzen die Geschütze aus ihren Luken hervor. Vorbei! Wir haben nichts zu fürchten: Alt-Englands Flagge weht von unserm Mast; friedlich nur dröhnt ein Kanonenschuß über die Themse hin und verhallt jetzt in den stillen Lüften der Grafschaft Kent. — Weiter schaufelt sich der Dämpfer, an Ostindienfahrern vorbei, die jetzt eben mit vollen Segeln und voller Hoffnung in Meer und Welt hinausziehen; seht, die Matrosen grüßen und schwenken ihre Hüte! wenn wieder Land unter ihren Füßen ist, so ist es des Indus oder des Ganges Ufer. Glückliche Fahrt! Und jetzt, ein Invalidenschiff sperrt uns fast den Weg. Alles daran ist zerschossen, — es selbst und seine Bewohner. Ein Dreidecker ist's; seine Kanonenluken sind friedliche Fenster ge-

worden, hinter denen die Sieger von Abukir und Trafalgar, die alte Garde Nelſon's, ihre traulichen Kojen haben. —

Aber laſſen wir die Alten! das junge, friſche Leben jubelt eben jetzt an uns vorüber. Eine wahre Flottille von Dampfböten, eine friedliche Scheerenflotte, nur heimiſch im Themſefahrwaſſer, kommt unter Sang und Klang den Fluß herunter. In Gravesend iſt Jahrmarkt oder ein Schifferfeſt, da darf der londoner Junggeſell, der Commis und Handwerker nicht fehlen; die halbe City, ſcheint es, iſt flügge geworden und will in Gravesend tanzen und ſpringen und ſich einmal gütlich thun nach der Melodie des Dudelſacks. Kein Ende nimmt der Feſtzug: bis hundert hab' ich die vorbeifliegenden Dämpfer (die keine Maſten und nur einen hohen eiſernen Schornſtein in der Mitte tragen) gezählt, aber ich geb' es auf: ſie ſind eben zahllos. Und welche Jagd! wie beim Wettrennen ſuchen ſich die Einzelnen zu überholen; eine nordiſche Regatta iſt es; welch' prächtige Lagune, dieſe Themſe, — welch' flüchtige Gondel jedes keuchende Boot! Greenwich taucht auf vor uns, immer reger wird das Leben, immer bunter der Strom; — wie wenn Ameiſen arbeiten, hier hin — dort hin, rechts und links, vor und zurück, aber immer raſtlos, ſo lebt und webt es zwiſchen den Ufern. Noch haben wir kein Wort Engliſch gehört und ſchon haben die Spiegel und Flaggen der vorbeiſauſenden Schiffe einen ganzen Sprachſchatz vor uns aufgeſchlagen; wie in Blättern eines Rieſenlexikons hätten wir darin leſen können. Noch hat unſer Fuß London nicht betreten, noch liegt es *vor* uns, und ſchon haben wir ein Stück

von ihm im Rücken, — auf hundert Dampfböten eilte es an uns vorbei. Die Bevölkerung ganzer Städte ist ausgeflogen aus der einen Stadt, und doch die Tausende, die ihr fehlen, — sie fehlen ihr nicht. — Was ein Stück Infusorienerde unter dem Ehrenberg'schen Mikroskop, das ist London vor dem menschlichen Auge. Zahllos wimmelt es; man giebt uns Zahlen, aber die Ziffern übersteigen unsere Vorstellungskraft. Der Rest ist — Staunen.

Ein Gang durch den leeren Glaspalast.

Es ist ein Etwas im Menschen, was ihn den Herbst und das fallende Laub mehr lieben läßt als den Frühling und seine Blüthenpracht, was ihn hinauszwingt aus dem Geräusch der Städte in die Stille der Friedhöfe und unter Epheu und Trümmerwerk ihn wonniger durchschauert als angesichts aller Herrlichkeit der Welt. Ein ähnliches Gefühl mocht' es sein, was mich zum Glaspalast zog. Kaum zwei Stunden in London — und schon saß ich wieder auf meinem alten Lieblingsplatz, hochoben neben dem Omnibuskutscher und das vor mir ausgeschüttete Füllhorn englischen Lebens wie einen langentbehrten Freund nach rechts und links hin grüßend, rollt' ich Regent-Street und Piccadilly hinab bis zu seinem Schlußstein, Apsley-House.

Ich trat in den Hyde-Park; die Sonne stand in Mittag und unter ihrem Strahlenstrom glühte die noch ferne Kuppel des Krystallhauses auf wie ein „Berg des Lichts", wie der echte und einzige Kohinur. Es brauchte kein Fragen und Suchen nach ihm: er war sein eigener Stern. Aber welche Stille um ihn her! verlaufen der bunte Strom der Gäste, kein Fahren und Rennen, kein Drängen am Eingang; gähnend vor Langerweile hält ein einziger Konstabel die nutzlose Wache

und zerlumpte Kinder lagern am Gitter und bieten Medaillen feil oder betteln. Keiner künſtlichen Vorrichtung bedarf es mehr, um die Eintretenden zu zählen; die Augen und das Gedächtniß einer alten Frau würden ausreichen, die Kontrole zu führen, aber Niemand kümmert ſich um die Handvoll Nachzügler, die wie letzte Funken eines niedergebrannten Feuers, hier und dorthin den weiten Raum durchhuſchen.

Wir treten ein. Wie eine Rieſenleiche ſtreckt ſich dieſer Glasleib aus, deſſen Seele mit jenen farbenreichen Shawls und Teppichen entflohn, die einſt wie Phantaſien ihn durchglühten und deſſen geiſtiges Leben mit jenen tauſend Meß- und Rechenkräften dahin iſt, die eiſern und unbeirrt ihr Urtheil fällten.

Es iſt etwas Eigenthümliches um die bloße Macht des Raums! das Meer und die Wüſte — ſie haben dieſen Zauber, und leiſe fühlt' ich mich von ihm berührt, als mein Auge die ungeheueren Dimenſionen dieſes Palaſtes durchmaß. Der Eindruck mag ſchöner, erquicklicher geweſen ſein, als eine ganze Welt ihr Beſtes hier ausgebreitet hatte, — impoſanter war er nicht. Und als ich nun von Säule zu Säule dieſen Raum durchſchritt, und faſt ermüdet durch die völlige Gleichheit und ſtete Wiederkehr aller einzelnen Theile, doch nicht aufhören konnte, das rieſenhafte Ganze zu bewundern, da erſchien mir dies Glashaus wie das Abbild Londons ſelbſt: abſchreckende Monotonie im Einzelnen, aber vollſte Harmonie des Ganzen.

Nur Weniges erinnert noch an die Beſtimmung des Gebäudes; die Tafeln und Inſchriften ſind abgebrochen, und nur in der Nähe der Kuppel — wie um dem ſpäteren Beſchauer

als Fingerzeig zu dienen — leſen wir in großen Lettern „Van Diemensland.“ Aber, daß dem Ernſten der Humor nicht fehle: eben hier wo der rothe Federmantel eines neuſeeländiſchen Häuptlings, oder wohl gar ein ausgeſtopfter Kaſuar die Blicke Neugieriger auf ſich gezogen haben mochte, hier ſaß im Schmucke lang herabhängender Locken, den unvermeidlichen meergrünen Schleier halb zur Seite geſchlagen, eine blaſſe Tochter Albions und war eifrig bemüht, die Welt mit der tauſendundein'ten Abbildung des „Exhibition-Houſes“ zu beglücken, noch dazu in Oel.

Ich nannte das Glashaus einen Leib, deſſen Seele entflohn. Aber es iſt nicht der Leib der ſchönen Faſterade, der Geliebten Kaiſer Karl's, die einen Zauberring trug und im Tode blühte wie im Leben. Unſere Zeit eilt ſchnell: ſie iſt raſch im Schaffen wie im Zerſtören; noch ein Winter und — das Glashaus iſt eine Ruine. Schon dringen Wind und Staub durch hundert zerbrochene Scheiben, ſchon iſt das rothe Tuch der Bänke verblaßt und zerriſſen, und ſchon findet die Spinne ſich ein und webt ihre grauen Schleier, die alten Fahnen der Zerſtörung. Sei's! auch die Bäume grünen ſchon wieder, die Paxtons kühne Hand mit in ſeinen Glasbau hineinzog und ſprechen von Verjüngung; und möge Wind und Sand durch die Fenſterlücken wehn, auch die Schwalben flattern mit herein und erzählen ſich unter Trümmern von dem Leben und der Liebe, die nicht ſtirbt.

Long Acre 27.

Von welcher Stelle Londons aus glaubst Du dieſe Zeilen zu erhalten? Gieb es auf, die Antwort darauf zu finden. Und rietheſt Du von der Kuppel St. Paul's an bis in den letzten Winkel des Themſetunnels hinein, juſt an der Stelle würdeſt Du vorüber gehn, von der aus ich mich anſchicke, Dir dieſe Zeilen zu ſchreiben. Vernimm denn, ein Zufall hat ſich meiner Neugier erbarmt und mich ohne Wiſſen und Wollen zu einem Mitbewohner der Flüchtlings-Herberge gemacht. Geſtern z. B. bin ich ein Tiſchgenoſſe Willichs geweſen und ſchon mehrfach hatt' ich die Ehre mit dem Grenadier Zinn eine längere Unterredung zu führen. Laß' Dir erzählen, wie ich in die Höhle des Löwen gekommen bin.

Auf dem Steamer, kurze Zeit nachdem wir in die Themſe eingefahren waren, trat ein blonder und rothbäckiger junger Mann mit entſchieden gutmüthigem Geſicht an mich heran und äußerte den Wunſch, da ich des Engliſchen mächtiger zu ſein ſchiene als er, mich ſeiner anzunehmen. Ich verbeugte mich und verſprach zu thun, was in meinen Kräften ſtehe.

So kamen wir einander näher, und noch eh' der Steamer Londonbridge erreicht hatte, wußt' ich aus dem überreichen Fluß seiner Rede, daß er ein Landwirth aus Hessen-Kassel sei und vor Uebernahme eines väterlichen Gutes sich entschlossen habe, noch einen Ausflug nach London und Paris zu machen. Auf dem Zollamt (custom house), während unsere Koffer durchsucht wurden, richtete er die Frage an mich, ob ich bereits ein bestimmtes Unterkommen in der Stadt habe, und als ich wahrheitsgemäß diese Frage verneinte, empfahl er mir das german coffee house Long Acre 27, an das er brieflich empfohlen sei und das sich, wie er schon in Kassel gehört habe, durch Billigkeit und freundliches Entgegenkommen auszeichnen solle. Ich hatte keinen Grund, in die Stichhaltigkeit seiner Empfehlung den geringsten Zweifel zu setzen und da es begreiflicherweise was Verlockendes hat, seinen Einzug in das London-Labyrinth an der Seite eines Landsmanns zu halten, so schlug ich mit tausend Freuden ein, und vor Ablauf einer Viertelstunde rollte bereits unser gemeinschaftlicher Cab, an St. Paul vorbei, Ludgate-Hill und Fleet-Street hinunter.

Du magst Dir meinen Schreck denken, als endlich der Wagen hielt und gleich der erste Blick auf das german coffee house mich leise ahnen ließ, wohin das Schicksal in Gestalt meines hessenkasselschen Landwirths mich geführt hatte. Unsre Koffer wurden abgeladen und zwei Treppen hoch in das Fremdenzimmer gebracht. Zögernd folgt' ich. Mit unverkennbaren Zeichen der Ungeduld durchschritt ich das Zimmer und endlich vor meinem Reisegefährten stehen bleibend, fragte

ich mit einem Tone, der wenig Zweifel über meine äußerste Enttäuschung ließ: Sagen Sie, Bester, wo sind wir eigentlich? Der Angeredete gerieth in sichtliche Verlegenheit und antwortete beinah stotternd: „Sie befinden sich im Flüchtlings-Hôtel; wenn Ihnen der Aufenthalt darin, wie ich fast glauben muß, mißhagt, so bitt' ich um Entschuldigung Sie hierher geführt zu haben." Diese Worte entwaffneten mich; als er aber schließlich gar versicherte, daß er selber ein andres Unterkommen gewählt haben würde, wenn ihm die leiseste Ahnung davon gekommen wäre, daß die Gastzimmer seines Freundes Schärtner im Styl einer pennsylvanischen Zelle hergerichtet seien, schwand auch die letzte Falte des Unmuths von meiner Stirn und ich beschloß so lange zu bleiben, bis es mir geglückt sein würde, in einem elegantern Stadttheil eine paßliche Wohnung ausfindig zu machen. Das ist nun geschehn. Morgen zieh' ich nach Burton-Street, in die unmittelbare Nähe von Eaton-Square; bevor ich aber dahin abgehe und dem deutschen Flüchtlings-Hôtel ein für allemal den Rücken kehre, kann ich nicht umhin, Dich mit der Festung und ihrer üblichen Besatzung bekannt zu machen.

Long Acre an und für sich ist eine der rußigsten Straßen in London, und Long Acre Nummero siebenundzwanzig vermeidet es durch unzeitige Schönheit und Sauberkeit die Schornsteinfegerphysiognomie der ganzen Straße zu unterbrechen. Das Haus hat zwei Fenster Front und drei Stockwerke. Parterre befindet sich ein Ale- und Porter-Laden, wo eine Art Eckensteher-Publikum seine Pinte Bier trinkt, auch

gelegentlich wohl sich bis zu Gin und Whiskey versteigt. Die ganze erste Etage besteht aus einem einzigen, saalartigen, aber finstren Zimmer. Dem Fenster zunächst steht ein schwerer runder Tisch, darauf demokratische Zeitungen aus allen Weltgegenden — meist alte Exemplare — aufgespeichert liegen. An den Wänden entlang, in Form eines rechten Winkels, laufen zusammengerückte Tische, darauf in den Vormittagsstunden einige stehen gebliebene Bierkrüge sich langweilig angucken, während hier am Abend die künftigen Präsidenten der einigen und untheilbaren deutschen Republik sich lagern und ihre Regierungsansichten zum Besten geben. Ich führe Dich später in ihre Gesellschaft.

Zwei Treppen hoch theilen sich die Schlafgemächer des Hôtelwirths und das mehrerwähnte Fremdenzimmer in den vorhandenen Raum und von hier aus ist es, daß ich die Freude habe, Dir ein Bild der vielgefürchteten Flüchtlingswirthschaft zu entwerfen. Es gewährt mir eine gewisse Befriedigung, daß dieselbe Tischplatte, von der aus so manche Verwünschung dessen, was uns heilig gilt, in die Welt gegangen ist, nun meiner altpreußischen Loyalität als Unterlage dienen muß und es macht mich wenig irre, daß der Wind beständig an den alten klapprigen Fenstern rüttelt, als woll' er mir drohen oder mich mahnen: laß ab!

Ich habe nie ein ungemüthlicheres Zimmer bewohnt; nur wer eben die Kasematten Magdeburgs hinter sich hat, mag sich hier verhältnißmäßig wohl und heimisch fühlen. Der vielgerühmte englische Comfort ist durch einen Fetzen Teppich

vertreten, der den Boden nothdürftig bedeckt; kein Kamin, kein Fenstervorhang, kein Bild an den Wänden, mit Ausnahme einer grasgrünen, hier und da gelbdurchkreuzten Pinselei, dran die Inschrift prangt: „Plan des neuen Victoria-Parks.“ Von Möbeln nur das nothdürftigste: ein Paar Wandschränke rechts und links, ein Klapptisch, drei Binsenstühle, und zwischen den Fenstern ein bleifarbner Spiegel, drin man noch trauriger aussieht, als diese Umgebung Einen ohnehin schon macht. Vielleicht thu' ich Unrecht, meinen Groll in dieser Weise auszulassen, da das german coffee house schwerlich beabsichtigt, unter den Hôtels der Stadt genannt zu werden, aber das Unbehagen wägt nun mal die Worte nicht ab und ich friere so jämmerlich, wie man selbst in einer Ausspannung, und daß ich's rund heraus sage, selbst in Long Acre 27 nicht frieren sollte.

Die Bewirthung ist erträglich genug; nur der Kellner, ein desertirter Soldat, der bei Iserlohn zu den Aufständischen überging, verdirbt Einem durch seine Süffisance den Appetit. Sein Benehmen gegen die renommirtesten Gäste dieses Zirkels ist das eines Spital-Beamten, der armen Leuten einen Teller Suppe reicht. Nur Wenige verstehn es, sich in Respekt zu setzen; der Rest wird tyrannisirt, im günstigsten Falle protegirt.

Gestern Mittag aß ich in Gesellschaft von Schärtner, Heise, Willich, Zinn und einigen Diis minorum gentium. Ich hielt es für überflüssig oder gar unwürdig, aus dem bloßen Zufall, der mich in ihre Mitte geführt hatte, irgend ein Hehl zu machen und bekannte mich freimüthig zu Ansichten, die den

ihrigen schnurstracks entgegen seien. Man respektirte diese Erklärung nicht nur, sondern zeigte auch, im Gespräch mit mir, eine Ruhe und Gemessenheit, die mich um so mehr frappirte, als sie den Streitenden, bei ihren Streitigkeiten unter einander, durchaus nicht eigen war. „Komm ich heran, der Erste, den ich erschießen lasse bist Du!“ zählte zu den oft und gern ausgespielten Bekräftigungs-Trümpfen.

Der gemüthlichste Paladin der ganzen Tafelrunde ist unbedingt der Wirth selbst. Schärtner, dieser vor Zeiten vielbesprochne Führer des Hanauer Turner-Corps, hat längst den klugen Einfall gehabt, seinen unbrauchbar im Stall stehenden Republikanismus zur milchenden Kuh zu machen und lebt jetzt in vollster Behaglichkeit von dem unverwüstlichen Renommée eines längst aufgegebenen Prinzips. Er hat sich zum Eheherrn einer blassen Engländerin gemacht und unter reichlichem Verbrauch seines eignen Ale's und Porters arrondirt er sich immer mehr und mehr zum vollen Gegensatz jener Cassius-Naturen, deren Magerkeit dem Caesar so bedenklich war.

Schärtners ganzer Radikalismus ist ein bloßer Zufall; in Stettin oder Danzig statt in Hanau geboren, wäre er der loyalste Weinhändler von der Welt geworden, und hätte am 15. Oktober die Toaste auf den König ausgebracht.

Anders verhält es sich mit Dr. Heise, einem ehemaligen Mitredakteur der „Hornisse“, der mein Tischnachbar war. Das stechende Auge, die etwas spitze Nase, dazu seine Redeweise, gleich scharf an Inhalt wie Ton der Stimme, sagen

Einem auf der Stelle, daß man es hier mit keinem Revolutionär aus Zufall, sondern mit einer jener negativen Naturen zu thun hat, deren Lust, wenn nicht gar deren Bestimmung das Zerstören ist. Ohne besonders viel zu sprechen, war er doch die Seele der Unterhaltung und gab das entscheidende Wort. — Neben ihm saß Willich, beredt sonst wie ich vernehme, aber schweigsam an diesem Abend. Man schätzt ihn allgemein, und doch zählt Achtung nicht eben zu den Dingen, mit denen die Bewohner von Long Acre 27 besonders verschwenderisch umgehn. Das Urtheil über ihn lautet: verrannt, aber ehrlich.

War Willich schweigsam, so war Grenadier Zinn (jetzt Setzer in einer Buchdruckerei) desto muntrer. Als ich vor kaum einem halben Jahre von ihm las, hatt' ich mir stets einen alten zopfigen Gefreiten, ich weiß nicht aus welchem Grunde vorgestellt. Wie war ich erstaunt, jetzt einen rothbäckigen, kaum 24 jährigen Springinsfeld vor mir zu sehn, der lachend von einem zum andern ging und das verzogne Kind der ganzen Versammlung zu sein schien. Keine Spur von Ernst in seinem ganzen Wesen, und wie sein Auftreten, so auch seine politische That. Sie besticht durch ihre Kühnheit, und bei dem Haß, den alle Welt gegen die kassel'sche Wirthschaft hegt, auch durch ihren Erfolg; in ihren Motiven aber ist sie klein. Mein Reisegefährte erzählte mir beim zu Bett gehn, wie das blonde Grenadierchen es selber kaum leugne, daß die Lorbeeren des Anton Schurz ihn nicht hätten schlafen lassen und daß er

den Dr. Kellner überwiegend nur deshalb befreit habe, um ein Seitenstück zu der Befreiung Kinkels zu liefern. Das ist ihm gelungen. Man darf Heldenthaten nicht in der Nähe betrachten.

Das wäre das Offizier-Corps der Besatzung von Long Acre 27; von den Gemeinen laß mich schweigen. In der Nacht vom Sonnabend auf Sonntag ist hier allwöchentlich ein großes Meeting. Dann gesellen sich die französischen Flüchtlinge zu den unsren, und bei Bier und Brandy wird die Brüderlichkeit beider Völker proklamirt und beschworen. Vorgestern Nacht hörte ich den Jubel bis zum Morgen hin. Es war ein Lärmen ohne Gleichen: deutsche und französische Lieder bunt durcheinander, dazwischen Gekreisch und Gefluch; mitunter flog eine Thür und man hörte Gepolter treppab; — ein wahres Höllentreiben!

Fragst Du mich noch, was ich von dieser Wirthschaft halte? Meine Darstellung des Erlebten ist zugleich eine Kritik. Das Ganze (eine einzelne Tüchtigkeit gern zugegeben) ist widerlich und lächerlich zugleich; bliebe noch Raum für ein drittes Gefühl, so wär' es das des Mitleids. Da sitzen alltäglich diese blassen verkommenen Gestalten, abhängig von der Laune eines groben Kellners und der Stimmung ihrer englischen Wirthsleute daheim, da sitzen sie, sag' ich, mit von Unglück und Leidenschaft gezeichneten Gesichtern und träumen von ihrer Zeit und haben für jeden Neueintretenden nur die eine Frage: regt sich's? geht es los? Dabei leuchtet

ihr Auge momentan auf, und erlischt dann wieder wie ein Licht ohne Nahrung. — Ihr Regierungen aber, zum mindesten ihr deutschen Regierungen, thut ab die kindische Furcht vor einem hohlen Gespenst und besoldet nicht eine Armee von Augen, die dies Jammertreiben verfolgen und von jedem hingesprochnen Wort Bericht erstatten soll. Ihr verdientet zu fallen, wenn dieser Abhub Euch je gefährlich werden könnte.

Die öffentlichen Denkmäler.

Es ist mit der englischen Kunst wie mit dem englischen Leben überhaupt: die Straße, die Oeffentlichkeit bietet wenig von beiden. Man könnte sagen, das sei das Wesen des Nordens; indeß man braucht nicht nach dem Süden zu gehen, um es anders zu finden. In München, Berlin und Brüssel trifft das Auge angenehm überrascht, an Giebeln hier und unter Arkaden dort, auf die Vorläufer des Freskobildes, das Miene macht, über die Alpen bei uns einzuwandern, und beschränken wir uns gar auf das Monumentale und eine Vergleichung dessen, was die Straße hier dem Beschauer bietet und was bei uns, wie reich sind wir Armen da. Jeder Fremde, der Berlin besucht und überhaupt ein Auge mitbringt für die Werke der Skulptur, wird auf einem einzigen raschen Gange durch die Stadt, vom „Kurfürsten" ab bis zur Quadriga des Brandenburger Thores hin, mehr Anregungen und Eindrücke mit nach Hause nehmen, als nach der Seite hin ganz London ihm zu bieten vermag. Wer die englische Bildhauerkunst bewundern,

oder wenn ihm Zweifel an ihrer Existenz gekommen sein sollten, sich wenigstens von ihrem Dasein überzeugen will, der suche Zutritt zu den Gallerien der Großen und Reichen zu erlangen, oder gehe, wenn er das Bequemere vorzieht, nach St. Paul und Westminster: der erste Schritt in die Kirche, der flüchtigste Umblick darin, wird ihm Gewißheit geben, daß es eine englische Meißelkunst giebt.

Richten wir für heute unser Augenmerk lediglich auf die öffentlichen Denkmäler und beginnen wir mit der City. Wir kommen von der Londonbrücke und haben zur Rechten das „Monument", die berühmte Denksäule, die im Jahre 1677 zur Erinnerung an das große City-Feuer (dem Londonbrücke und Paulskirche zum Opfer fielen) errichtet wurde. Ich habe nichts gegen diese Säule — wiewohl ich nicht recht fasse, was man mit ihrer Aufstellung und der steten Vergegenwärtigung eines großen Unglücks bezweckte — muß aber feierlichst protestiren gegen die 42 Fuß hohe Flammenurne, womit eine konfuse Pietät und der barste Ungeschmack den Knauf jener Säule geschmückt haben. Die vorgeblichen Flammenbüschel dieser Urne sind alles Mögliche, nur eben keine Flammen, und da es dieser goldenen Kuriosität gegenüber, ähnlich wie beim Bleigießen in der Neujahrsnacht, der Phantasie jedes Einzelnen überlassen bleiben muß, was sie aus diesen Ecken und Spitzen herauszulesen für gut befindet, so mach' ich kein Hehl daraus, daß ich die Flammenurne für ein riesiges Kissen mit hundert goldnen Nadeln und in Folge davon die berühmte Säule selbst für ein Wahrzeichen der ehrsamen Schneiderzunft

gehalten habe, deſſen hiſtoriſche Begründung mir leider nicht gegenwärtig ſei. Das Piedeſtal trägt neben Basreliefs, die ſich's angelegen ſein laſſen den komiſchen Eindruck des Ganzen nicht zu ſtören, die Anzeige: daß es erlaubt ſei, gegen Zahlung eines Sixpence, die Säule zu beſteigen. Hat dieſe Erlaubniß den Zweck, die wunderliche Flammenurne auch in der Nähe bewundern zu können, ſo wird man durch ſolch humane Fürſorge in ſeiner guten Laune nicht wenig beſtärkt; indeß es handelt ſich wohl um die Ausſicht, um das London-Panorama, deſſen man von oben genießen ſoll, und hier wolle mir der Leſer erlauben abzuſchweifen und ihn vor dem Erklettern von Thürmen und Säulen ein für allemal zu warnen. Während meines Aufenthalts in Belgien hab' ich mir dieſe Erfahrung mit manchem Frankenſtück, mit Beulen an Kopf und Hut und ſchließlich mit dem jedesmaligen äußerſten Getäuſchtſein erkaufen müſſen. Woran liegt das? Der Thurm führt uns nur dem Himmel näher, und dieſem denn doch nicht nah genug, um eine Reiſeausbeute davon zu haben; von allem Andern entfernt er uns, die Ferne bleibt Ferne, und die Nähe wird zur Ferne. In Brüſſel beſtieg ich den Rathhausthurm: der Führer ſtreckte ſeinen dicken Finger aus, wies auf einen ſchwarzen Punkt am Horizont und ſagte ernſthaft: voilà le lion de Waterloo! In Antwerpen mußt' ich einen blinkenden Streifen bona fide als das Meer hinnehmen, ſo daß man, zur Beſinnung gekommen, ſich eigentlich ſchämt, Punkte und Striche als Sehenswürdigkeiten ernſthaft beobachtet zu haben. Und blickt man nun in die Nähe, was hat man? Dächer! wenn's

hoch kommt, flache und ſchräge, ſchwarze und rothe, aber doch immer nur Dächer. Unſere Bauten nehmen, wie billig, noch Rückſicht auf den Menſchen, der geht. Wenn wir erſt fliegen werden, dann wird das Zeitalter der Dächer gekommen ſein; aller Schmuck der Façaden: Reliefs und Bildſäulen (natürlich alle liegend, wie auf Grabmälern) werden ihren Platz dann auf dem Dach, der neuen Front des Hauſes, einnehmen, und der Reiſende mag dann Thürme erklettern oder wenigſtens auf ihnen — raſten.

Doch kehren wir zurück in die City. Wenig hundert Schritte von der Säule entfernt, wo ſich die King-Williams-ſtraße zu einem kleinen Platze erweitert, finden wir das neueſte öffentliche Denkmal Londons: die Statue König Wilhelm's IV., das neueſte und zugleich beſte. Aber das Beſte iſt kein Gutes oder gar ein Bedeutendes; ſeine relativen Vorzüge beſtehn in dem Fehlen alles Störenden und Geſchmackloſen. Ruhig blickt der König zur franzöſiſchen Küſte hinüber, als woll' er mit unterdrücktem Gähnen ſagen: „kommt ihr — gut! kommt ihr nicht — noch beſſer!“ und mit ähnlicher Gleichgültigkeit geht der Beſchauer an dem Denkmal ſelbſt vorbei, das allenfalls befriedigen, aber nicht anregen und entzünden kann. Das Intereſſanteſte der Statue iſt ihre Ausführung in Granit. Das engliſche Klima, dem Marmor wie dem Erz in gleichem Maaße ungünſtig, wies darauf hin, ein Auskunftsmittel zu ſuchen. Man wählte den Granit, und das Geſchick, mit dem ſich die engliſche Skulptur dieſen ſpröden Stoff dienſtbar zu machen verſtand, hat um ſo mehr Anſpruch auf Dank,

als bei der vollständigen Unleidlichkeit jener Patina, womit Luft und Rauch alles Erz hier, und zwar in kürzester Zeit, umkleiden, erst von jetzt ab an öffentliche Denkmäler, die sich des Anblicks verlohnen, zu denken sein wird.

Wir schreiten weiter, lassen vorläufig eine Wellington-Statue zur Rechten unbemerkt, und gelangen an St. Paul vorbei, durch Fleet-Street und Strand auf den Trafalgar-Square. Hier blickt es uns an, rechts und links, von Kapitälern und Piedestalen herab, und wir machen Halt. In der Mitte des Platzes erhebt sich die 170 Fuß hohe Nelson-Säule; auf ihr der Sieger von Abukir selbst. Ob die Statue gut ist oder schlecht, mag ein Anderer entscheiden als ich; auf eine Entfernung von 170 Fuß bescheidet sich mein Auge jeder Kritik und überläßt es den Teleskopen, Nachforschungen anzustellen. Nur so viel: Nelson trägt Frack und Hut, aller Gegnerschaft zum Trotz, auf gut napoleonisch, und die Statue, wie sie da ist, auf den Vendôme-Platz zu Paris statt auf den Trafalgar-Square in London gestellt, sollt' es ihr nicht schwer fallen, vielen tausend Beschauern gegenüber, den englischen Admiral zum französischen Kaiser avanciren zu lassen. Man hat keine andren Anhaltepunkte, als den schlaff herabhängenden Rockärmel, drin der Arm fehlt, und das Gewinde von Schiffstau, dran der Rücken sich lehnt; das Einzige, was jeden Zweifel lösen könnte, entzieht sich der Beobachtung — das Gesicht. Ich möchte hieran ketzerischerweise überhaupt die Frage nach dem Recht der künstlerischen Zulässigkeit dieser Säulen knüpfen. Sie geben nicht, was sie geben wollen, und

deshalb hab' ich Bedenken gegen die ganze Gattung. Eine Nelsonsäule z. B., die sich faktisch, wie die vor uns befindliche, nicht mit dem Namen des Mannes begnügt, den sie verherrlichen will, sondern dadurch, daß sie ihn in effigie auf ihren Knauf stellt, auch die Absicht ausspricht, mir sein Bild einprägen zu wollen, bleibt hinter einem bloßen Gedenkstein in so weit zurück, als sie das Plus ihrer Aufgabe nicht erreicht und bei 170 Fuß Höhe nie erreichen kann. Die Skulptur thut ihr Werk dabei so zu sagen umsonst und wird selbst da zum „jüngern Sohn," wo sich, dem Prinzip nach, die künstlerische Ruhmeserbschaft wenigstens theilen sollte.

Vor der Nelsonsäule, das Antlitz nach Whitehall gewandt, steht die Reiterstatue Karl Stuart's. Wohl ist er's: der feine Kopf, in dem sich Majestät mit jenem wunderbaren Zuge mischt, der auf ein tragisches Schicksal deutet. Er ist es, aber so klein wie möglich. Er reitet nach Whitehall hinab, als drücke ihn immer noch die Schmach, die seiner dort harrte, und als fühl' er, daß das Schwert ihm fehle, das — o bittres Spiel des Zufalls! — die Hände eines Straßenbuben vor Jahr und Tag ihm raubten. Wie wenig ist diese Statue und wie viel hätte sie sein können, wie viel hätte sie sein müssen in dem loyalen, königlichen England. Es war ein poetischer, glücklicher Gedanke, den Platz der Schmach nicht zu scheuen und das Haupt des Königs gerade dorthin blicken zu lassen, wo es fiel, aber dann mußte dieses Haupt ein andres sein und der ganze Reiter dazu, dann mußte Sieg und Hoheit von dieser Stirne leuchten und jede Fiber nach Whitehall hinunter-

rufen: „ich bin doch König!“ Ein Rauch'sches Denkmal an dieser Stelle wäre eine Verherrlichung des Königthums gewesen; was der Platz jetzt bietet, ist eine Fortsetzung der alten Demüthigung.

Nach dieser Seite hin leisten die öffentlichen Denkmäler Londons überhaupt das Mögliche. Was ist die Reiterstatue Georg's III. (in unmittelbarer Nähe des Trafalgar Square), was ist sie anders, als eine öffentliche Bloßstellung, eine Verhöhnung. Ein wohlbeleibter Mann mit einer schrägen, höchstens zwei Zoll hohen Stirn, krausem, fast negerhaftem Haar, einem wohlangebrachten Zopf im Rücken und dem Ausdruck der Gedankenlosigkeit im Gesicht, sitzt, den Hut in der Hand, nicht nur nicht als König, sondern geradezu als Karrikatur zu Pferde, und das mitten im Trab zurückprallende Thier legt Einem die Vorstellung nahe, daß es in einer Wasserlache am Wege plötzlich seines eignen Reiters ansichtig und vor solchem Bilde scheu geworden sei. Wenn ein König für die Kunst nichts bietet, so ehre man ihn, so lang er lebt und begrabe ihn, wenn er todt ist; die erzne Verewigung einer königlichen Unbedeutendheit kann Niemandem ungelegner sein, als dem Königthum selbst.

Soll ich noch von der Yorksäule sprechen, deren erznes Herzogsbild, zu äußerster Lächerlichkeit, die goldne Spitze eines Blitzableiters wie einen bankrutten Glorienschein trägt, dessen anderweitige Strahlen nach rechts und links hin fortgefallen sind? Nein! überlassen wir es einer Feuer-Versicherungs-

Gesellschaft, an dieser Vorsichtsmaßregel Gefallen zu finden und wenden wir uns lieber zum Herzog Wellington, dem Manne der ausschließlichen Denkmalberechtigung. Jede Malerakademie hat ihr Modell und die Londoner Bildhauerkunst — ihren Herzog. Wir begegnen ihm auf unsrer Wanderung dreimal: in der City als „jungen Feldherrn", als „älteren Herrn" vor Apsley-House und als „Achill" im Hyde-Park. Dieser „Achill", laut Inschrift eine Frauenhuldigung in Kanonenmetall, ist eine längst verurtheilte Geschmacklosigkeit und steht auf der Höhe jener lyrischen Liebesgedichte, die schamhaft ihren rechten Namen verleugnen und sub rosa von Damon und Phyllis sprechen. Was die Ausführung angeht, so erinnert sie an den Apoll von Belvedere unseres Thiergartens. — „Der junge Feldherr" in der City ist ein anständiges Mittelgut, zu gut für den Spott und zu schlecht für die Bewunderung; was bleibt da anders als — schweigen. — Der „ältliche Herr" bietet schon mehr: es ist ganz ersichtlich, daß er die Gicht hat, daß es ihm die größte Anstrengung kostete, in den Sattel zu kommen und daß er ohne seinen weiten Regenmantel so früh in der Morgenluft unrettbar verloren wäre. Sein Federhut und der Marschallsstab in der Hand machen eine verzweifelte Anstrengung, ihm ein Feldherrn-Ansehen zu geben, allein vergeblich, es ist und bleibt das langweilige Bild eines Mannes, der doppelte Flanelljacken trägt. Nur Eines übertrifft ihn an Steifheit, das ist das Pferd, welches er reitet. — Die Mitwelt hat ihre großen Männer durch undankbare Unterschätzung nur allzu oft verbittert; in Herzog

Wellington haben wir ein Beiſpiel vom Gegentheil: die Liebe der Zeitgenoſſen mochte der Nachwelt nichts zu thun übrig laſſen. Wenn nichtsdeſtoweniger dem Gefeierten Zweifel kommen ſollten an dem unbedingten Glück ſolcher Verewigung, ſo haben wir als Troſt für ihn das Horaziſche Wort, daß Lied und Geſchichte, drinnen er fortlebt, „dauernder ſind als Erz.“

Die Muſikmacher.

Die Muſik, wie Jedermann weiß, iſt die Achillesferſe Englands. Wenn man ſich vergegenwärtigt, welche muſikaliſchen Unbilden das engliſche Ohr ſich von früh bis ſpät gefallen läßt, ſo könnte man in der That geneigt werden, dem Engländer jeden Sinn für Wohlklang abzuſprechen und auf die Seite Johanna Wagners oder beſſer ihres Vaters zu treten, der mit mehr Wahrheit als Klugheit die ihm nicht verziehenen Worte ſprach, „daß hier viel Gold, aber wenig Ruhm zu holen ſei.“ Man wolle indeß aus dem Umſtand, daß England des muſikaliſchen Gehörs entbehrt, nicht voreilig ſchließen, es entbehre auch der muſikaliſchen Luſt; gegentheils, die alte Wahrheit bewährt ſich wieder, daß der Menſch am liebſten das treibt, was ihm die Götter am kargſten gereicht. Die große Fortepiano-Krankheit hat längſt auch dieſe friedliche Inſel ergriffen, und da bekanntlich ſtarke Organismen von jeder Krankheit doppelt heftig befallen werden, ſo herrſcht denn auch das Kla-

vierfieber hier in einem unerhörten Maße. Aber dies ist es nicht, was einen Veteranen, der viele Jahre lang die Nachbarschaften einer berliner Chambre-garni getragen und vom rasenden Lisztianer an bis zur Skala-spielenden Wirthstochter herunter alles durchgemacht hat, was bei ihm zu Lande einem menschlichen Ohre begegnen kann, — dies ist es nicht, was einen bewährten Muth bricht; das eigentliche Schreckniß Londons sind die Straßenvirtuosen.

Man ist aufgestanden, sitzt beim Breakfast und liest, keines Ueberfalls gewärtig, die „Times", vielleicht gerade die vaterländische und nie überschlagne Spalte: „Prussia; from our own correspondent." Da schnarrt und klimpert es heran, immer näher und näher, faßt endlich Posto dicht am Gitter des Hauses und blickt, immer weiter drehend, mit dem braunen Gesicht so treuherzig in's Fenster, als hab' er die feste Ueberzeugung, mit seiner Drehorgel alle Welt glücklich zu machen. Es ist „povero Italiano", wie er leibt und lebt; auch die Orgel ist ächt mit ihren dünnen Hackbretttönen, und nur die tanzenden Puppen fehlen und der Affe, der an den Dachrinnen hinaufklettert. Ich kenn' ihn wohl, er kommt heute nur eine Stunde früher — es ist eine treue Seele, so treu, so unveränderlich, wie seine Stücke. Ach, wie oft hab' ich sie schon gehört und je mehr ich sie hasse, je mehr verfolgen sie mich. Thackeray erzählt gelegentlich von einem 68jährigen Manne, der eines Morgens ganz ernst beim Frühstück sagte: „mir träumte diese Nacht, Mr. Robb züchtige mich." Seine Seele hatte die Schreckens-Eindrücke der Schule noch immer nicht ganz los werden können.

Ich stehe nicht mehr in erster Jugend, aber ich halt' es nicht für unwahrscheinlich, daß mir noch nach dreißig Jahren „povero Italiano" im Traum erscheint und mich züchtigt — mit seiner Orgel.

Musik war seit Rizzio's Zeiten oft die Brücke zwischen Italien und Schottland; auch heute reichen sie sich auf ihr die Hand: der Savoyarde ist fort und der Hochländer tritt an seine Stelle. Er ist nicht allein; die Hauptsache, den Dudelsack nicht einmal mitgerechnet, sind es ihrer fünf: Vater, Mutter und drei Kinder. Walter Scott hatte bekanntlich einen Dudelsackpfeifer im Hause, der ihm die Stimmung geben mußte, wenn er zur Feder griff. Diese Thatsache beweist nur den alten Satz, daß jeder große Mann an einer bestimmten Geschmacksverirrung leidet. Aber lassen wir Sir Walter und wenden wir uns wieder zu der Familie vor uns, der trostlosen Karrikatur alles dessen, was meiner entzückten Phantasie vorschwebte, wenn ich das „Herz von Midlothian" las, oder mit Robert Burns, am Bergwasser entlang, zu einer seiner vielen Mary's oder Bessy's schlich. Diese älteste Tochter, die jetzt heiser ein altes Stuart-Lied „Charles my darling" durch die Straßen schreit, ist alles in der Welt, nur nicht das „schöne Mädchen von Perth", der Kilt des Vaters ist so schmutzig, daß er die Farben keines oder jedes Clans zur Schau trägt, und meinen mitgebrachten Vorstellungen entspricht nichts, als allenfalls — die nackten Knie.

Doch ich habe nicht Zeit, schlechten Tönen und trüben Gedanken nachzuhängen; um die Ecke herum lärmt es schon

wieder von Pauken nnd Trompeten, und nach wenig Augenblicken hält der seltsamste Aufzug vor meinem Fenster, den ich all' mein Lebtag sah. Auf einem Handwagen steht ein sieben Fuß hohes Blatt- und Zweiggeflecht, halb unsern Weihnachts-Pyramiden und halb jenen Kronen ähnlich, die Maurer und Zimmerleute auf den First eines gerichteten Hauses setzen. Goldblech, Fahnen und bunte Bänder schmücken das Machwerk. Drum herum tummeln sich verkleidete Bursche, Clowns mit weißen Pumphosen und weißen Kitteln, über und über mit Mehl bestreut. Welche Wirthschaft das! Jetzt umtanzen sie den Baum, aber plötzlich stieben sie wie rasend auseinander, der Eine schlägt auf die Pauke los, ein Zweiter steht Kopf, der Dritte überschlägt sich in der Luft, ein Vierter sammelt Geld ein, und der Rest, der zu gar nichts Anderem zu gebrauchen, muß — singen. Es geht über die Beschreibung, was solche Rothsänger dem menschlichen Ohr zu bieten vermögen. Wie oft hab' ich solche Dinge in alten Robin-Hood-Balladen bewundert, aber meine Verehrung hat den Teufel an die Wand gemalt. Da hab' ich sie nun leibhaftig vor mir, die poetischen Schlagetodts aus Nottinghamshire und dem Sherwood-Wald, und mein sehnlichster Wunsch ist — von ihnen wieder zu lesen. Doch ich bin ungerecht gegen mich selbst; die Aeußerung wahrer, herzlicher Freude würd' ich im Leben so gut verstehn wie im Gedicht, aber das ist nicht das merry old England, was da vor mir Purzelbäume schlägt und in die Hanswurst-Trompete stößt, das ist das money-making Volk des neunzehnten Jahrhunderts, das, wie es jede Empfindung ausbeutet, ge-

legentlich auch von der Luft den Schein borgt um — eines Sixpence willen.

Das Maaß meiner Geduld iſt voll, ich greife nach Hut und Stock, um mir in Hyde-Park oder Kenſington-Gardens ein ruhiges Plätzchen auszuſuchen. Aber es muß heut' der Namenstag der heiligen Cäcilie ſein, denn Muſik überall. Ich paſſire Eaton-Square — ein Palaſt-umbautes Oblong von einer Ausdehnung und Schönheit, wie es unſer Exerzirplatz zu werden verſpricht — aber auch hier unter den Fenſtern der Ariſtokratie baut der Vogel ſein Neſt. Gott ſei Dank, es iſt kein Singvogel darunter; indeſſen zwei Becken, ein Triangel, ein Tamoburin und eine Geige thun das Ihre. Es ſind fünf Neger, Weißes faſt nur im Auge, mit wolligem Haar und karminrothen Lippen. Der geeignete Schauplatz ihrer Thätigkeit wäre allerdings die Wüſte, aber nichtsdeſtoweniger glaube der Leſer an Alles eher, als an die Aechtheit dieſer Mohren. Sie ſind nichts als die Kehrſeite jener albinohaften Clowns: dort alles weiß, hier alles ſchwarz, jene eine Schöpfung des Mehlkaſtens, dieſe des Schornſteins. Es ſind Tagediebe; mit Ausnahme des Violine-ſpielenden Kapellmeiſters, der einen ſchwarzen Frack, eine Brille und eine graue Perrücke trägt und Kopfbewegungen macht, als wäre er Paganini ſelber, hat Keiner auch nur eine Ahnung davon, daß es überhaupt Noten giebt: aber Tamburin und Triangel ſind keine ſchwierigen Inſtrumente und — die Kapelle iſt fertig. Und glauben Sie nicht, daß man vor dieſem erbärmlichen Gelärm ſeine Ohren mit Wachs verſchließt; keineswegs! nicht nur Käth' und Jenny

ſind aus der Küche gekommen und lauſchen am Gitter, auch Miß Conſtanze iſt mit drei Buſenfreundinnen auf den Balkon getreten und ergötzt ſich an einer Muſik, die, wenn ſie wirklich afrikaniſch wäre, mich die Reiſeſchickſale Barths und Overwegs mit doppelter Theilnahme würde verfolgen laſſen.

Der Abend bricht herein. Machen wir noch einen Beſuch in „Evans-Keller.“ Er befindet ſich am Coventgarden-Markt unter einer ſogenannten „Piazza“, die, wenn ſie begierig nach einem fremden Namen war, mit „Stechbahn“ vollauf honorirt geweſen wäre. In Evans-Keller ißt man zu Abend und erhält Muſik als Zubrod. Die Spekulation muß gut ſein, denn die Tiſche ſind beſetzt. Zehn ziemlich gewandte Finger ſpielen die Ouverture am Flügel und kaum iſt der letzte Ton verklungen, ſo rückt eine „Abtheilung Waiſenhaus“, eine Nachbildung und Karrikatur unſeres wackeren Domchors (der hier bekanntlich Senſation machte) auf die Bühne. Blaſſe, ſkrophulöſe Geſichter, täuſchend ähnlich jenen Geſtalten, wie ſie die Feder Cruikſhanks in ſeinen Nicolas-Nickleby-Illuſtrationen uns überliefert hat. Sie ſingen Lieder, Sonette, Madrigals, Arien, wie's eben kommt, und ſingen das alles mit jener unzerſtörbaren engliſchen Zähigkeit, fünf volle Stunden hindurch, nur unterbrochen durch Solo's, die gerade um eine Stimme zu viel haben und durch theils patriotiſche, theils zweideutige Deklamationen, die jedesmal mit einer Beifallsſalve begrüßt und beſchloſſen werden. Hierher gehört auch der Cigarrenhändler des Kellers, ein Liebling der Verſammlung. Er iſt nur Dilettant und, wie ein Quäker, die Begei-

sterung abwartend, stellt er von Zeit zu Zeit seinen Kram bei Seite, ergreift den ersten besten Stock oder Regenschirm und die improvisirte Flöte an den Mund führend, pfeift er die Barcarole aus der Stummen mit einer Meisterschaft, die eines besseren Gebietes würdig wäre. Bescheiden wie ein alter Römer, kehrt er von der „Jagd auf den Meertyrannen" zu seiner friedlichen Beschäftigung zurück, und sich rechts und links hin wendend, spricht er die historischen Worte: „Cigarre gefällig?"

Warum hab' ich den Leser noch zu Evans geführt? Lediglich um ihm den Beweis zu geben, daß der englische Geschmack mittelmäßige Musik nicht nur erträgt, sondern sie auch sucht. Der Piazza-Keller ist keine Taverne gewöhnlichen Schlages, sie ist der Versammlungsort Gebildeter, und die mäßige Musik, die dort gemacht wird, ist eben nicht besser, als sie ist, weil sie dem vorhandenen Bedürfniß durchaus entspricht. Da liegt's! Ein Thor nur kann sich durch solche Erfahrungen in der Bewunderung eines großen Volks, unter dem er lebt, irgendwie stören und beirren lassen, aber es bleibt nichtsdestoweniger wahr, daß wir in Sachen des Geschmacks um einen Siebenmeilenstiefel-Schritt den hiesigen Zuständen voraus sind und daß z. B. Evans-Keller, der wohlverstanden mehr sein will, nur allenfalls auf gleicher Höhe steht mit jenen Sebastiansstraßen-Lokalen, die vor Zeiten die Anzeige brachten: „Heut Abend, Gesang und Deklamation von Herrn Frey."

Straßen, Häuser, Brücken und Paläste.

London ist nicht das, was man eine „schöne Stadt" nennt. Es hat nichts aufzuweisen, was sich unserm Opernplatz oder gar dem place de la concorde in Paris vergleichen ließe. Die Zahl seiner durch Schönheit ausgezeichneten Gebäude steht in keinem Verhältniß zu der Zahl seiner Häuser überhaupt. Auch das Haus des Privatmannes bleibt äußerlich hinter dem zurück, was die Mehrzahl unsrer Straßen dem Auge zu bieten pflegt. Namentlich in der City und mehr noch in jenem volkreichen Stadttheil, der den Namen der „Tower-Hamlet's" führt, finden sich zahlreiche Gassen, auf die das Wort jenes spöttelnden Franzosen noch immer paßt, der ganz London mit kreuz und quer gezogenen Mauer-Linien verglich, drin sich große und kleine Löcher statt der Thüren und Fenster befänden.

Unsre Häuser weichen in Bau und Einrichtung mehr oder minder von einander ab; es dürfte schwer fallen auch nur ein halbes Dutzend zu finden, die sich vollständig glichen. In London ist es umgekehrt. Ganze Stadttheile bestehen aus Häusern, die sich so ähnlich sehn, wie ein Ei dem andern. Es

iſt mithin nichts leichter als das „engliſche Haus“ als Kollektivum zu beſchreiben. Das engliſche Haus hat zwei oder drei Fenſter Front, iſt ſelten abgeputzt, meiſt durch ein Eiſengitter von der Straße getrennt, und hat ein Souterrain mit der Küche und den Räumlichkeiten für das Dienſtperſonal. Parterre, und zwar nach vorn heraus, befindet ſich das Sprech- oder Empfangzimmer (parlour), dahinter ein sitting-room, in dem das Diner eingenommen zu werden, auch wohl der Hausherr ſeine Times zu leſen und ſein Nachmittagsſchläfchen zu machen pflegt. Die teppichbedeckte Treppe führt uns in die drawing-rooms, zwei hintereinander gelegene Zimmer von gleicher Größe, beide durch eine offenſtehende, ſcheunthorartige Thür in ſtetem Verkehr miteinander. Hier befindet ſich die Dame vom Hauſe; hier ſtreckt ſie ſich auf dieſem bald und bald auf jenem Sopha; hier ſteht der Flügel auf dem die Töchter muſiciren; hier ſind die cup- und china-boards (offene Etageren mit chineſiſchem Porzellan); hier ſtehn Hume's Werke und Addiſon's Eſſay's in endloſer Reihe; hier hängen die Familien-Portraits; hier ſitzt man um den Kamin oder am Whiſttiſch, und beſchließt den Tag in ſtillem Geplauder beim Thee, oder im lauten Geſpräch, wenn die Gentlemen das Feld behaupten und ihren ſelbſtgemiſchten Nachttrunk nehmen. — In der zweiten Etage ſind die Schlafzimmer, — noch eine Treppe höher die Wohn- und Arbeitszimmer für die Kinder, auch wohl ein Gaſtbett für Beſuch von außerhalb.

So ſind hunderttauſende von Häuſern. Ihre Einförmigkeit würde unerträglich ſein, wenn nicht die Vollſtändigkeit

dieſer Uniformität wieder zum Mittel gegen dieſelbe würde. In vielen Fällen wird nämlich von den Bauunternehmern nicht ein Haus, ſondern ein Dutzend gleichzeitig und neben einander aufgeführt, wodurch dieſe Geſammtheit von Häuſern oftmals das Anſehn eines einzigen großen Gebäudes gewinnt. Geſellt ſich dann noch an jener Stelle, wo die einzelnen Häuſer aneinander grenzen, eine ſäulenartige Façade, oder gar an den erſten Etagen entlang ein zierlicher Balkon hinzu, ſo werden hier und da Reſultate erzielt, die ſich dem nähern, was unſere hübſcheſten Straßen aufzuweiſen haben.

Eins aber haben Londons Straßen und Häuſer vor uns voraus, das iſt ihre äußerſte Sauberkeit. Man gewahrt dies nicht ohne ein Gefühl der Beſchämung, wenn man dabei des Schmutzes gedenkt, der namentlich zur Winterzeit in unſern Straßen ſouverain zu herrſchen pflegt und ſich aufthürmt, als ſei das ſo ſein Recht. Jedes Londoner Haus hat bis in ſeine zweite und dritte Etage hinauf den unſchätzbaren Vortheil eines nie mangelnden Waſſerſtroms, der ihm, nach Gefallen, aus Dutzenden von Röhren entgegenſtrömt. Alles ſchmutzige Waſſer fließt ſofort wieder ab und ergießt ſich in eine tief unter jedem Straßendamm gelegene Cloake, deren Hauptkanäle mit der Themſe in Verbindung ſtehen. Die Straßen ſelbſt zeigen eine Reinlichkeit, die nur von der niederländiſchen übertroffen wird. Trottoirs (meiſt von Sandſtein) nehmen gemeinhin die ganze Breite des Bürgerſteiges ein, und das eigentliche Straßenpflaſter (auf den Hauptverbindungslinien macadamiſirt) befindet ſich ſelbſt bei Regenwetter und trotz des un-

glaublichen Verkehrs in stets passirbarem Zustand. Eigenthümliche Fuhrwerke, die, ähnlich wie unsere Eggen auf dem Felde, einen breiten Besen hinter sich führen, fahren bei schmutzigem Wetter auf und ab, und säubern so die aufgeweichten Straßen.

Ich bin in's Loben gekommen, fast wider meinen Willen; so sei denn auch vor allem und eh' der Tadel wieder in sein Recht tritt, der fünf gewaltigen Brücken (zu denen sich die Hängebrücke als sechste gesellt) Erwähnung gethan, die das eigentliche London mit Southwark oder was dasselbe sagen will, die Grafschaften Middlesex und Surrey mit einander verbinden. Diese Brücken sind meiner Meinung nach weitab das Bedeutendste, was London an Baulichkeiten aufzuweisen hat. Ich glaube den Grund dieser eigenthümlichen Erscheinung darin gefunden zu haben, daß das englische Volk alles hat, was zu einem *imposanten* Baue ausreicht: Berechnung, Reichthum, Ausdauer, Kühnheit, — aber *das* entbehrt, was zur Schöpfung des *künstlerisch* Vollendeten nöthig ist: Geschmack und Schönheit. So oft ich auch die Themse hinauf und hinunter fahre, immer wieder beschleicht mich ein Staunen, wenn die Southwark-Brücke mit ihren drei Riesenbögen, deren jeder eine Spannung von 240 Fuß hat, plötzlich vor mir auftaucht, und dies Staunen schwindet nur, wenn ich weiter stromabwärts gleite und die Londonbrücke, schwer und massig wie ein Gebirgsstück, über den Fluß geworfen sehe. Es läßt sich nichts Solideres denken, und wenn ich aufgefordert würde einem Fremden in London *den* Punkt zu zeigen, der

mir am meiſten geeignet ſchiene, den Charakter dieſer Stadt und dieſes Landes zur Anſchauung zu bringen, ſo würd' ich ihn nicht nach St. Paul und nicht nach Weſtminſter, ſondern an die granitne Brüſtung dieſer Brücke führen und ihn dem Eindruck dieſer feſten und kühn gewölbten Maſſe überlaſſen.

Wend' ich mich jetzt zur Beſprechung öffentlicher Gebäude, wie Kirchen und Paläſte, ſo iſt es ein unverhältnißmäßiger Mangel an derartigen Bauwerken, der ſich dem Urtheil ſofort aufdrängt. Das neue London, beſonders auf dem Waterloo-Platz, — wo ſich zu den ſchönen Baulichkeiten des Platzes ſelbſt, die eleganten Clubhäuſer Pall-Mall's und einzelner Nachbarſtraßen geſellen — präſentirt eine Anzahl von Gebäuden, auf denen auch das Auge des Architekten mit Anerkennung verweilen wird, aber dieſe Bauten, wie zum Theil vollendet an und in ſich, haben doch überwiegend den Charakter von Privathäuſern und bieten, wenn mir dieſe Wendung geſtattet iſt, nicht Maſſe genug dar, um den Baumeiſter ſo recht als einen Meiſter zu zeigen. Erſt in voller Bewältigung maſſenhaften Stoffs, im Innehalten der Schönheit auch innerhalb der größten Dimenſionen, offenbart ſich der Meiſter. Alle dieſe Gebäude ſind, vielleicht nicht ihrem Werth, aber ihrer Gattung nach, zweiten Ranges.

Großartige Bauten von mindeſtens relativer Makelloſigkeit hat London nur zwei: St. Paul und das britiſche Muſeum. St. Paul, wenn gleich nur eine Nachahmung St. Peters, wird unter dieſen Nachahmungen immer den erſten Rang einnehmen. Es iſt im höchſten Maaße bedauerlich, daß die Be-

engtheit des Platzes, auf dem dieser Riesenbau steht, einen Totalanblick unmöglich macht, aber auch was wir sehen reicht aus, um uns den Namen Christoph Wrens mit Ehrfurcht sprechen und jener Grabschrift desselben (in der Kirche selbst) beipflichten zu lassen, die da heißt:

Si monumentum requiris — circumspice!

Das britische Museum zeigt den in London wenig vertretenen Styl der Antike. Es ist ein mächtiges Gebäude, mit zwei kurz vorspringenden Flügeln. Jonische Säulen tragen den Portikus des Haupteinganges sowohl, wie der Seitentheile. Ueberall Einfachheit und Symmetrie; die gewaltige Masse durch Schönheit belebt, wirkt erhebend und bewältigend zugleich.

Hiermit ist das Verzeichniß Londoner Schönheit erschöpft. St. James ist nur noch die Karrikatur eines Königsschlosses. Aus rothem Backstein aufgeführt, klein, niedrig und mit zwei abgekappten Thürmen am Eingangsthor, gleicht es eher dem verrotteten Herrenhause eines heruntergekommenen alten Squire's in Yorkshire oder Westmoreland, als dem Palast englischer Könige, und es bedarf das Auge dessen, der hinter den herabgelassenen Rouleaux das dickerothbärtige Antlitz Heinrich's VIII. erkennt, wie er zur Anna Bulen flüstert, um diesen Platz wiederholt zu besuchen. Buckingham-Palace, die gegenwärtige Residenz der Königin ist minder häßlich als St. James, aber doch nicht um so viel schöner, daß es die Langeweile tilgte, die ihm auf der Stirne steht. Sollt' ich zwischen beiden

entſcheiden, ſo würd' ich, der Königin Victoria zum Trotz, von zwei Uebeln das kleinſte wählen. — Sommerſet-Houſe iſt ſtattlich, aber nichts weiter; ſeine Front markirt ſich wenig, der Hof ermüdet durch Monotonie, und nur nach der Themſe hinaus imponirt es durch ſeine Lage und ſeine Maſſe.

Und nun die Kirchen! Welch ein Verbrechen, von der Weſtminſter-Abtey bis hierher geſchwiegen und ſeinem Anhängſel, der Kapelle Heinrich's VII. noch keine pathetiſche Lobrede gehalten zu haben! Aber ich zähle nun mal zu den Unglücklichen, die es tragen müſſen, keine gebornen Engländer zu ſein und in Folge deſſen zu der blasphemiſtiſchen Anſicht neigen, daß Weſtminſter mehr intereſſant als ſchön ſei und daß ſeine beiden Thürme (zu denen der arme Wren, kein Freund der Gothik, nolens volens gepreßt wurde,) die Linie des Lächerlichen nur nothdürftig vermeiden. Ich liebe Weſtminſter und das Zauberblau ſeiner prächtigen Mittelfenſter, ich lieb' es auch, mich in einen Chorſtuhl der Kapelle Heinrich's VII. zu ſetzen und die Wappenbanner der Ritter des Bathordens über mir hin und her ſchwanken zu ſehen, aber es iſt die Geſchichte dieſes Platzes und nicht ſeine Schönheit, die mich an ihn feſſelt und ich kann nicht mit einſtimmen in den Glaubensſatz jedes alten und ächten John Bull, daß dieſer Platz „das Wunder der Welt" ſei.

Der ächte John Bull hat auch noch einen andren Spleen, der jedenfalls unverzeihlicher iſt als die Bewunderung des „wonder's of the world", das iſt die Bewunderung ſeiner neuen

houses of parliament. Dieſe Parlamentshäuſer ſind da und haben viel Geld gekoſtet, das beides ſteht feſt. Namentlich der letztere Umſtand läßt den Gedanken gar nicht aufkommen, daß ſie vielleicht doch nichts taugen könnten. Der praktiſche Sinn des Engländers ſträubt ſich dagegen, ſo viele Pfund Sterling vergeblich ausgegeben zu haben. Er wiederholt Dir mal auf mal, daß das Gebäude 900 Fuß lang und einer ſeiner vielen Thürme, zunächſt noch in der Intention, 340 Fuß hoch ſei, er weiſt Dir nach, daß die Ornamente am Dach und an den Thürmchen dem wonder of the world getreulich nachgebildet ſeien, und ruft Dir, wenn nichts mehr helfen will, mit komiſchem Eifer zu: „Nun, da hätten Sie erſt die alten ſehen ſollen.“ Aber freilich, es werden auch Gegenſtimmen laut und ſprechen unumwunden aus, daß die Sache äußerlich und innerlich total verdorben ſei. Es iſt ein Mißverhältniß da zwiſchen der Höhe des Gebäudes und der Höhe des großen Südweſt-Thurms; endloſe Ornamente, die überall ſich vordrängen, nehmen ihm den Charakter ſchöner Einfachheit und laſſen das Ganze trotz ſeiner rieſigen Dimenſionen kleinlich und faſt unwürdig erſcheinen. Man forſcht nach einem Zweck dieſer Schnörkeleien und kann keinen andern finden als den, daß ſie da ſeien um Staub und Rauch zu ſchlucken und den Raum herzugeben für viele tauſend Schwalbenneſter. Die Verbindungsgänge innerhalb des Gebäudes entbehren aller Ueberſichtlichkeit und machen mehr den Eindruck von Irrgängen eines Labyrinths, als von Verbindungsgängen eines Palaſtes.

Wenn das am grünen Holze geſchieht, was ſoll am dürren geſchehn!

London iſt kein Sitz architektoniſcher Schönheit. Wenn einſt die Hand der Vernichtung über dieſe Häuſermaſſe kommen wird, wird ein meilenweiter Steinhaufe von der Weltſtadt erzählen, die hier ſich hinzog, aber das Fehlen von Säulentrümmern und ioniſchen Capitälern, von Torſo und bildgeſchmücktem Fries — wird darauf hindeuten, daß es keine Welt voll Schönheit war, die hier dem Zeitlichen erlag.

Zu Haus.

Da sitz' ich in meiner chambre garni mit der Aussicht auf einen endlosen Tag. Es ist kaum elf und schon hab' ich mein Frühstück sammt allen vier Leitartikeln der Times zu mir genommen; — was fang ich an?

Flieh! Auf! Hinaus ins weite Land!
Und dies geheimnißvolle Buch,
Von Mr. Blanchard's*) eigner Hand,
Ist Dir es nicht Geleit genug?

ruft mir der freundliche Leser zu und weist mit seinem Zeigefinger erst auf die Straße draußen und dann auf Adams pocket guide, der vor mir liegt, aber er weiß nicht, daß seit meinem letzten Schreiben die Wasser der Sündfluth über London gekommen sind und daß nun schon seit vollen vier Tagen ein endlos niederströmender Regen alle Waterproofs und Gummigaloschen und selbst die Wißbegierde eines Touristen verspottet. Seit vier Tagen nicht aus dem Hause! Statt der dampfenden Roastbeef-Schüsseln des Mr. Simpson (gegen-

*) Der Verfasser von Adam's pocket guide.

über von Drury Lane) bringt mir die Mittagsstunde nichts als ein Hammel-Cotelet aus der räuchrigen Küche meiner Wirthin, und an Stelle der Vernon-Gallerie, die ich sonst wohl Vormittags zu besuchen liebe, bietet mir die Kunst, wie zur Verhöhnung, nichts als einen schwarzen, lithographirten Steinadler, der an der Wand mir gegenüber unaufhörlich gen Himmel steigt und ein Kind in seinen Fängen mit sich schleppt. Die Mutter, mit gelöstem Haar und thalergroßen Augen, ergiebt sich der üblichen Verzweiflung. Auch jetzt starr' ich wieder zu dieser eingerahmten Beilage eines Londoner Pfennig-Magazins in die Höh' und gleichzeitig den Regen vernehmend, der draußen auf die Steine niederklatscht, ist es mir, als sei das Ganze eine bildliche Darstellung meiner eignen Situation und als trüge der Adler mein Glück und alle sonnigen Tage in die Wolken hinein.

Und doch ist Posttag heut, und doch erwartet Ihr einen Brief und kümmert Euch wenig darum, ob die ausgesandte Taube mit oder ohne Oelblatt heimgekehrt ist. So sei es denn; da aber Niemand über sein Können hinaus verpflichtet ist, so begnügt Euch für heut mit einer Reminiscenz aus meinen Tagen in Flandern und laßt Euch erzählen

vom Begynenhof in Gent.

Gent ist ruhig! Die Artevelde's sind nicht mehr; Weber und Walker, die alten Todfeinde fassen jetzt grüßend an den Hut, statt sich, wie sonst, bei den Köpfen zu fassen; das Patrizier-

thum ist abgetreten vom Schauplatz, seit Karl V. dreißig ihrer stolzen Nacken vom Henker beugen ließ, und die „tolle Grete", das riesige Geschütz, wirft keine centnerschweren Steine mehr aus ihrem Schlund, seit dieser selbst zur Zielscheibe für die Steine der Straßenjugend wurde. Die alte „Rebellenstadt" heißt jetzt die „Blumenstadt" und statt der goldnen Rittersporen des Kortrycktages zählt man nur noch die Arten des blauen Rittersporns. Gent ist ruhig!

Aber das ruhige Gent hat einen Fleck, der der allerruhigste ist — den Begynenhof. Wie bezeichn' ich ihn? Kloster, Asyl, Spital — von allen dreien ist er etwas, ohne eines ausschließlich zu sein. Er wäre ein Kloster — aber die Eintretenden leisten kein Gelübde; er wäre ein Asyl — aber der Eintritt ist an Bedingungen, sogar sehr äußerlicher Natur geknüpft; er wäre ein Spital — aber Jugend und Schönheit wohnen in ihm neben der Hinfälligkeit des Alters. So müssen wir's denn umschreiben, was es mit dem Begynenhof auf sich hat: es ist eine Frauen-Gemeinde, die zwanglos, unter Arbeit, Gebet, Waisen- und Krankenpflege ihre Tage verbringt; ein Städtchen innerhalb der Stadt, das eine der sechsundzwanzig Inseln, auf denen Gent, gleich einem nordischen Venedig, erbaut ist, für sich in Anspruch nimmt und durch Thor und Mauer den natürlichen Schutz noch gesteigert hat, den ihm diese Inselage gewährt. Der Begynenhof (la beguinage) hat eine Kirche, hat Straßen und Plätze, Klöster und Häuser und eine Bewohnerschaft von ohngefähr 700 Frauen. Die oberste Leitung führt eine unabsetzbare Oberin

(la Superieure), der in den sechs oder sieben vorhandenen Couvents (wir werden gleich sehn, was darunter zu verstehen ist) eben so viele Sous-Superieures (die durch einmüthige und begründete Opposition ihrer Untergebenen abgesetzt werden können) zur Seite stehen. Die „Couvents" sind nur in soweit „Klöster", als sie innerhalb eines hohen Mauer-Vierecks liegen und eine größere Genossenschaft umschließen; im Uebrigen würde man sie richtiger „Schul- und Prüfungshäuser" nennen. In ihnen macht nämlich die Novize, überwacht von der „Mutter" und den ältern „Schwestern", eine mehrjährige Probezeit durch, und nur wenn ihre Führung untadelig gewesen, wird ihr nach dieser Frist die Uebersiedlung in die eigentlichen Häuser des Begynenhofes gestattet. Diese sind ungemein klein, meist nur von zwei oder vier Personen bewohnt und ziehen sich in ziemlich langen, nicht allzugeraden Straßen die ganze Insel entlang. Sie stehen unter keiner unmittelbaren Controlle des „Couvents" und der „Sous-Superieure", entbehren aber auch des Reizes und jener Vorzüge, welche eine größere Gemeinschaft mit sich bringt.

Ich hatte Gelegenheit, in eines der „Klöster" einzutreten. Ein altes Mütterchen öffnete auf unser Klopfen und ihr wohlwollendes Gesicht lachte zu uns hinauf, noch freundlicher fast als die Crocus und Veilchen, die ringsum aus den Gartenbeeten sprossen. Prächtig-rothe Granatblüthe überdeckte das Mauerspalier und steigerte den Eindruck der Frische und Freudigkeit. Wir traten ins Haus; das Empfangszimmer zur Rechten bot wenig Eigenthümliches dar, außer der ziemlich

guten Kopie eines Van-Dyk'schen Bildes, die Kreuzigung Christi, die an so schlichtem Platze immerhin überraschen mochte; zur Linken aber, im Arbeitssaal, ging Einem das Herz auf: da sah man zwölf alte Hände in stiller Thätigkeit, wie sie emsig spannen und strickten, zupften und nähten, je nachdem die Kraft und das Auge reichte, und nur Einer schien noch fröhlicher als sie — der muntre Spatz, der Liebling des Hauses, der bald auf dem Spinnrad, bald auf dem Wollflock saß, und in gar nicht spatzenhafter Vornehmheit der Eintretenden kaum zu achten schien.

Das Interessanteste des Hauses indeß waren: Küche und Speisezimmer. Die Begynen haben zwar einen gemeinschaftlichen Kochraum, doch ist Jede gebunden, für ihre Beköstigung selbst Sorge zu tragen, und so gewahrten wir denn auch bei unserm Eintritt in die Küche eine lange Reihe von Eisenöfchen, noch kleiner, als unsere heimischen Kohlenbecken, an denen Jung und Alt stand, um nach Geschmack und Laune sich den Mittagstisch herzurichten. Ich lege hierauf Gewicht und erblicke in dieser Eigenthümlichkeit nichts Zufälliges. Ganz abgesehen davon, daß ein Wechsel in der Arbeit Leib und Seele frisch erhält, so ist das sprüchwörtlich gewordene „Schalten in Küche und Keller" und die Lust, man könnte sagen die Bestimmung dazu, etwas ächt Weibliches, und diesen Zug in vollem Maße gewürdigt zu haben, muß wie hundert Anderes uns für den feinen Geist einnehmen, der die Gesetze und Regeln dieses Ordens schrieb.

Im Speisezimmer herrscht dieselbe Gesondertheit und verirrt sich bis ins Komische. So viel Schwestern nämlich, so viel Schränke, in denen jede Einzelne ihren Miniatur-Haushalt: Messer und Gabel, Teller und Tischzeug in sorglicher Sauberkeit aufbewahrt. Diese Schränke, alle unmittelbar neben einander, öffnen um die Essenszeit ihre Thüren im rechten Winkel und bilden dadurch eine fortlaufende Reihe von Nischen, jede ungefähr von der beschränkten Räumlichkeit eines preußischen Schilderhauses; — das unterste, schiebbare Brett des Schrankes wird vorgezogen und — der Tisch ist fertig. Die Begyne nimmt in zellenhafter Abgeschiedenheit daran Platz. Man kann sich dabei des lustigen Gedankens nicht erwehren: das böse Gefühl etwa aufkeimenden Neides solle so viel wie möglich unterdrückt werden.

Die Begynen sind stolz auf ihren Orden, und als mein Begleiter, ein Rheinländer, der Sous-Superieure in schlechtem Französisch auseinander zu setzen suchte, daß seine Schwester auch eine Begyne sei (im Rheinland nennt man hie und da die Nonnen überhaupt Begynen), sah sie ihn scharf an, als wolle sie sagen: „Du lügst!“ und als sich schließlich das Mißverständniß aufklärte, lachte sie ganz eigenthümlich-selbstbewußt und setzte uns dann in rapider Rede auseinander: „daß es mit den ächten Begynen was auf sich habe.“ Ich glaub's ihr, nicht nach ihren Worten, aber nach dem, was ich gesehen. Was mir das Klosterthum im Allgemeinen so verleidet, das ist das Beten nach der Uhr, das Kommandiren einer Empfindung, die so frei sein muß, wie irgend eine, wenn sie Werth

haben ſoll, das iſt das Aufgehen — günſtigſten Falles — in unfruchtbarer Betrachtung. Von alledem findet ſich bei den Begynen nur das rechte Maaß; es ſind fromme Frauen, aber ſie wähnen nicht, gearbeitet zu haben, wenn ſie einen Tag hindurch gebetet und meinen vielmehr: Kinderzucht und Krankenpflege ſei echtes Gebet vor Gott. Und wenn ein langes Leben ein Geſchenk Gottes iſt, das er denen giebt, die er liebt, ſo liebt er die Begynen, wie ſie ihn lieben. Im Kloſter befand ſich ein rüſtiges Mütterchen von 85 Jahren, die 64 Jahre lang in demſelben Hauſe gelebt hatte. Sie ſah nicht aus, als würde ſie bald abberufen werden.

Wir ſchieden: die Alten knixten, die Jungen kicherten, der Spatz ſelbſt drehte den Kopf und entließ uns in Gnaden. Eine flüchtige halbe Stunde Aufenthalt, — und doch ſchied ich wie von etwas Liebem. Der Begynenhof und ſein Frieden lag hinter uns; wie empfing uns draußen die Welt? Trommelwirbel und Signalhörner! belgiſche Voltigeurs marſchirten vorüber, ein Küraſſier-Regiment hinterdrein. Wir ſtanden auf Flamands Boden; — wer ſagt uns, ob nicht noch einmal hier (wie bald vielleicht!) die Würfel der Entſcheidung fallen; doch wie ſie fallen mögen — Friede liegt über dem Begynenhof.

Noch immer regnet's; aber ſei es drum, der Abend iſt da, und der Wind, der durch die Straßen fegt und die Gaslaternen faſt erlöſchen macht, ſpricht von zerſtobenen Wolken und hellem Sonnenſchein am kommenden Tag. Ich ſchließe die Fenſtervorhänge und ſchütte friſche Kohlen auf den Kamin.

Hei, wie das praſſelt und flammt. Gemüthliche Wärme erfüllt das Zimmer, nur Eines fehlt noch: der Theekeſſel und ſein magiſcher Geſang. Da tritt Jane ein und ſetzt das rieſige Brett auf den Tiſch. „Good evening sir! a bad day to day;“ ich aber ſchneide mir Schnitte auf Schnitte von dem blendenden Weißbrot, röſt' es am Kohlenfeuer, und während der Duft des halbverkohlten Brotes das Zimmer würzt, gedenk' ich Deutſchlands und lauſche dem ſingenden Keſſel mir zur Seite, wie lieben, leiſen Stimmen aus der Heimath.

Die Docks-Keller.

Unter „Docks“ verſteht man im Allgemeinen die Häfen eines Hafens: kleine abgezweigte Buchten, oder auch gemauerte Baſſins, in denen man die rückkehrenden Schiffe gleichſam bei Seite nimmt, um ſie zunächſt auszuladen, und — wenn's noth thut — auszubeſſern. Die London-Docks charakteriſirt man am beſten, wenn man ſie Fluß-Häfen nennt. Sie verhalten ſich zur Themſe, mit der ſie in unmittelbarſter Verbindung ſtehen, wie große Privatgehöfte zu einer daran vorüberführenden allgemeinen Heerſtraße.

Man unterſcheidet Katharinen-, London-, Weſtindien- und Oſtindien-Docks. Alle vier befinden ſich am linken Themſeufer, die erſteren auf der Strecke zwiſchen Tower und Tunnel, die letztern beiden, weiter ſtromabwärts, in der Nähe des Fleckens Blackwall, eine Stunde von London.

Die Oſtindien-Docks ſind, wie es ſchon ihr Name an die Hand giebt, die Ruhe- und Erholungsplätze für die großen Oſtindienfahrer, die Heilanſtalten, wo man die Hartmitge-

nommenen wieder flickt und bekupfert; auch Theer und Pech auf all die Wunden gießt, die ihnen das Sturmkap mit Wind und Wellen geschlagen.

Ich gedenke heut nur von den eigentlichen London-Docks zu sprechen, ganz besonders aber die Docks-Keller in Augenschein zu nehmen, von denen im Voraus bemerkt sei, daß sie, in Gemeinschaft mit Speichern, Remisen und Lagerhäusern, die unmittelbare Nachbarschaft, so zu sagen einen integrirenden Theil der Docks selber bilden. Denken wir uns eine Durchschnittszeichnung zwischen der mit der Themse parallellaufenden Citystraße und der Themse selbst, so ist die Reihenfolge diese: zuerst das Handelshaus mit seinen Comptoiren, dann geräumige Höfe mit Speichern aller Art, unter diesen die Docks-Keller, und schließlich, unmittelbar an der Themse, die Docks selbst. Die Höfe und die Keller verhalten sich zu einander wie zwei Etagen, und je nachdem die Ladung des eben angekommenen Schiffes aus Wein, Oel und Rum auf der einen, oder aus Reis, Zucker, Wolle und Baumwolle auf der anderen Seite besteht, wälzt man die Fässer und Ballen direkt vom Bord des Schiffes entweder auf die Speicherhöfe, oder eine Etage tiefer, in die Docks-Keller hinein. Unter diesen spielen die Weinkeller, die (vermuthlich ein Kompagniegeschäft) nicht nur unter dem Speicherhofe eines Grundstücks, sondern unter einem ganzen Citystadttheil hinlaufen, die größte Rolle.

Der Freundlichkeit eines deutschen Kaufmannes verdankte ich es, daß mir Gelegenheit wurde, diese ungeheuren Räum-

lichkeiten in Augenschein zu nehmen. Er gab mich für einen jungen Deutschen aus, der nicht übel Lust habe, mehrere Oxhoft Port und Sherry gegen Baarbezahlung sofort zu entnehmen, eine Rolle, die zu viele Vortheile und Annehmlichkeiten versprach, als daß ich hätte geneigt sein sollen, mich gegen sie zu sträuben.

Bevor wir in die Keller hinabsteigen, sei über „Port" und „Sherry" etwas vorausgeschickt. Beide Worte sind Kollektiva für alle möglichen Sorten süßen und feurigen Weins geworden. Unter all' den hunderttausend Oxhoften Port und Sherry, die alljährlich in England getrunken werden, ist vielleicht kein einziger, zu dem Oporto und Xeres, (Sherry ist eine Mißbildung dieses Wortes) ausschließlich und unvermischt den Saft ihrer Trauben beigesteuert haben. Die Küsten des mittelländischen Meeres liefern diese ungeheuren Weinmassen, die — wenn von rother Farbe — unter dem Namen Port, von goldgelber, unter dem Namen Sherry in die Welt geschickt werden. Die Keller der London-Docks sind übrigens schon das zweite Lager, das diese köstlichen Weine beziehen: zuerst begegnet man ihnen auf der Westküste von Sizilien und zwar im Städtchen Marsala, wohin die aufkaufenden Engländer zunächst Ladung auf Ladung dirigiren, um von dort aus, je nach Bedürfniß, die englischen Keller zu speisen. Um sich von der Größe dieser sizilianischen Weinniederlagen einen Begriff machen zu können, führe ich das Faktum an, daß allein die alljährliche Verdunstung achttausend Gallonen beträgt.

Aber laſſen wir Marſala und ſteigen wir heute in die Keller der engliſchen Docks. — Wir fahren ein, wie in den Schacht eines Berges. Zwei rußige Burſche mit kleinen blakenden Lichtern ſchreiten uns vorauf. Nun denn: Glück auf! und luſtige Bergmannsfahrt. Was ſollten wir nicht? Unſer Gewinn iſt ſicher: der Port, wie flüſſiger Rubin, wird bald in unſern Gläſern blinken.

Wir ſind unten: vor unſern erſtaunten Blicken liegt eine Stadt. Wir haben ſchöne Sagen und Märchen, die von Städten auf dem Grunde des Meeres, oder von Schlöſſern in der Tiefe unſerer Berge ſprechen, — dieſe Wunder ſind Wirklichkeit geworden. Ueber uns lärmt und wogt die City mit ihren hunderttauſend Menſchen, und hier unten dehnen ſich gleicherzeit die erleuchteten, unabſehbar langen Straßen einer unterirdiſchen Stadt. Rechts und links wie Häuſer liegen über einander gethürmt die mächtigen Gebinde: jedes Faß — eine Etage. Wir ſind in die eine Straße eingetreten, und ſchreiten weiter. Alle funfzig Schritt begegnen wir einer Quergaſſe, die, um kein Haar anders oder gar kleiner als die Straße die wir gerade durchmeſſen, nach rechts und links hin ſich endlos fortzieht. Immer weiter geht es: neue Gänge, neue Tonnen, neue Lichter, immer Neues, und doch immer das Alte wieder; unſer Auge entdeckt nichts, das ihm als Merkmal, als Wegweiſer aus dieſem Labyrinthe dienen könnte, und eine namenloſe Angſt überkommt uns plötzlich. Wir denken an die Irrgänge des Alterthums, an die römiſchen

Katakomben, und ein unwiderstehliches Verlangen nach Luft und Licht erfaßt unser Herz.

Aber schon ist die Heilung bei der Hand. „There 's a first rate Sherry, Sir! indeed, a very fine one" so trifft es plötzlich unser Ohr, und schon der ruhig-sichere Klang der Stimme überzeugt uns, daß kein Grund zur Furcht vorhanden. Den letzten Rest davon spült der Sherry fort. Mit unermüdlichem Diensteifer werden jetzt rechts und links die Fässer angebohrt: hier spritzt es wie ein Goldstrahl aus dem Faß hervor, dort strömt der blutrothe Port ins Glas. Wir kosten und nippen, wie wenn es Nektar wäre; die rußigen Bursche aber schätzen's nicht höher wie abgestandenes Wasser und schütten das flüssige Gold an die Erde. Der Wein hat längst aufgehört, ihnen eine Himmelsgabe zu sein; sie theilen sich schweigsam, gewissenhaft in ihre Arbeit: der Eine bohrt die Löcher, der Andere verstopft sie, wozu er sich kleiner Holznägel bedient. — Wir mußten in diesen Kellern schon viele Vorgänger gehabt haben, denn der Boden manchen Fasses sah wahrlich aus wie die Sohle eines neumodisch-gestifteten Stiefels.

Eine Stunde war um. Aus den unterirdischen Gassen stiegen wir lachend an's Tageslicht und schwankten in lautem Gespräch der Blackfriars-Brücke zu. Menschen und Häuser schienen uns zuzunicken, die finsteren Straßen waren wie verwandelt.

Ich habe die City von London so schmuck nicht wiedergesehn.

Tavistock-Square und der Straßen-Gudin.

Vor einer Woche habe ich meine Wohnung gewechselt. Ich konnt' es nicht mehr aushalten in Burton-Street und in dem ganzen Stadttheil, den ich vollauf bezeichnet habe, wenn ich Dir sage, daß er Pimlico heißt. Klingt das nicht geziert und geckenhaft? Denkt man nicht an eine Mischung von Langerweile und Lächerlichkeit? Und so ist es auch.

Ich wohne nun Tavistock-Square, mitten in London, nah an Oxford-Street und nicht weit vom Trafalgar-Platz. Daß ich Dir sagen könnte, wie reizend es hier ist und wie glücklich mich der Wechsel macht, zu dem ich mich, bei meiner unglücklichen Anhänglichkeit auch an die schlechtesten Wirthsleute, nur schwer entschlossen habe. Der Stadttheil, den ich jetzt bewohne, besteht überwiegend aus großen und kleinen Plätzen, so daß die Straßen, die sich vorfinden, weniger um ihrer selbst, als vielmehr um der Verbindung willen, die sie zwischen den zahllosen Squares unterhalten, da zu sein schei-

nen. Bedford- und Fitzroy-, Bloomsbury- und Torrington-Square halten gute Nachbarschaft mit uns, und Russel- und Euston-Square sind so nah, daß wir uns mit ihnen begrüßen können. Die ganze Gegend hat was Herrschaftliches; das macht, sie war das Westend Londons in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, und dieselbe Aristokratie, die jetzt auf Belgrave- und Eaton-Square ihre town-residences hat und sich des Bekenntnisses schämen würde, östlich von Grosvenor-Place und Hyde-Park-Corner zu wohnen, lebte vor 80 Jahren, nicht minder selbstbewußt, hier auf Tavistock-Square und baute jene Façaden-geschmückten Häuser und jene hohen Zimmer, die jetzt nicht mehr passen wollen zu der meist bürgerlichen Schlichtheit ihrer Bewohner. Ich sage „meist", denn wir haben auch Notabilitäten in nächster Nähe, keine Lords und Viscounts, aber Ritter von Gottes-, statt von Königs Gnaden, und Namen, die schwerer wiegen, als die Stammbäume von sechs irischen Lords. Sprich selbst, ob ich übertrieben habe, wenn ich Dir sage, daß Boz-Dickens mein nächster Nachbar ist und zehn Schritt von mir einen reizenden, gartenartigen Einbau bewohnt, der zwischen der Pancras-Kirche und unsrem Hause gelegen ist. Ich habe noch nicht den Muth gehabt, ihn aufzusuchen und werd' es vermuthlich auch in Zukunft nicht, um so weniger, als ich weiß, daß er von Deutschen überlaufen und mit den üblichen Bewundrungs-Phrasen gelangweilt wird. Nur den Park vor seinem Hause besuch' ich öfters, und niemals ohne den frommen Wunsch zu hegen, daß die frische Luft, die da weht, mir von dem

Geiſte leihen möge, der eben an dieſer Stätte heimiſch und thätig iſt.

Die Villa meines Nachbars Dickens iſt nun freilich reizender als das alte herrſchaftliche Eckhaus, deſſen oberſte Spitze ich mit einem jungen Herrn aus Pembrokeſhire gemeinſchaftlich bewohne; nichts deſtoweniger aber ſchwör' ich auf die Schönheit meiner Wohnung, und wenn ich Dich Abends nach dem Diner mal in die drawing-rooms dieſes Hauſes führen und dann durch die geöffneten Fenſterthüren mit Dir auf den Balkon hinaus treten könnte, ſo würdeſt Du mit mir fühlen, daß der Moment etwas Zauberhaftes hat. Ein Ahornbaum bildet mit ſeinen Zweigen ein Laubdach über uns, auf den Balkonen der Nachbarhäuſer ſtehen die ſchlanken Ladys und ſchauen mit vorgehaltner Hand in die untergehende Sonne, auf dem Raſenplatz des Square ſpielen und lachen die Kinder, und fern, von der Nordgrenze Londons her, ſchauen dunkelblaue Hügel, wie Wolkenſtreifen am Horizont, auf die Stadt und auch auf uns hernieder. Die erſten Gaslichter miſchen ihr mattes Licht dem Halbdunkel, das über dem Platz liegt, der Lärm der weitab gelegenen großen Straßen ſchlägt wie ferne Brandung an unſer Ohr und ein Gefühl ſüßer Befriedigung beſchleicht uns und lullt auf Augenblicke die ſchlafloſen Wünſche ein.

Doch ich wollte Dir vom Straßen-Gudin und nicht von der Schönheit meiner Wohnung erzählen. Beides gehört inſofern zuſammen, als ich die Bekanntſchaft meines ſeltſamen

Seemalers ohne meinen Wohnungswechsel vielleicht niemals gemacht hätte; denn wie ich vernehme, findet man ihn im St. Pancras-Kirchspiel häufiger als an andren Orten, vielleicht weil die stillen Squares dieses Stadttheils und die verhältnißmäßig wenig benutzten Trottoirs ihm die beste Gelegenheit zu Ausübung seiner Kunst und zum Erwerbe bieten. Zuerst sah ich ihn an einer Ecke von Torrington-Square. Ich gerieth in ein Staunen, das weit das übertraf, mit dem ich die genialsten Ruben's und die fromm-innigsten Murillo's irgend welcher Gallerie jemals betrachtet habe. Knieend auf dem Trottoir, neben sich ein Stück schmutziger Pappe, auf dem die Bröckel von Pastellstiften lagen, zeichnete ein blasser, zwanzigjähriger Mensch Seestücke auf den Sandstein, so rasch, so genial, so meisterhaft, daß mir's gleich durch den Kopf schoß: ein Straßen-Gudin! Die englische Südküste schien er vorzugsweise bereist zu haben. Da war der Hafen von Lyme; der Hastingsfelsen mit seinem zerfallenen Kastell, und vor allem die Dover-Bucht bei Mondschein. Dunkelblau lag sie da, ein heller Lichtstreif lief drüber hin, von rechts und links aber sprangen die Schatten dunkler Klippen und diese selber dann weit in's Meer hinein. Ich war ganz Bewundrung, nur ein Gefühl rang mit meinem Staunen um den Vorang — die Entrüstung. Als ich mich satt gesehn, steckt' ich dem Maler und — Bettler zugleich eine halbe Krone in die Hand und ging schimpfend über England und die Herzlosigkeit seiner Pfefferfäcke in vollster Aufregung nach Haus.

Diesmal hatt' ich Unrecht gehabt. Andren Tags war

ich bei P. in Brixton, deutsche Kaufleute waren geladen und nach dem Supper, als die Datteln und Malaga-Rosinen reihum gingen und jeder von uns, aus Brandy und siedendem Wasser, sich seinen Nachttrunk selber mischte, lieh ich wie öfters meinem Unmuth über die shop-keeper-laute Worte und mit einem „seht her!“ erzählt' ich meine Geschichte vom Straßen-Gudin. Allgemeine Heiterkeit war die Antwort; jeder kannte das junge Genie mit der schmutzigen Pappe und dem fadenscheinigen Rock, jeder hatte schon mal seine Bilder bewundert und war einverstanden mit mir, daß solches Talent der liebevollsten Pflege werth sei. „Aber — so hieß es weiter — diese Pflege ist ihm zehnfach angeboten worden, er hat sie verschmäht, denn er ist ein Spekulant. 50,000 Fremde treten täglich das Londoner Pflaster, und, Ihre halbe Krone in Ehren, Sie sind nur Einer der Vielen, die, in Bewundrung und Entrüstung gleich Ihnen, auch ein Gleiches thun. Ihr Straßen-Gudin wird ein reicher Mann; ob er's würde, wenn er Bilder auf die Ausstellung schickte, ist mindestens fraglich. Wir sind ein money-making people.“

Das ist die Geschichte vom Straßen-Gudin. Ich frage Dich, ob deutsches Leben ein Seitenstück dazu liefert!

Der engliſche Zopf.

Bei uns iſt der Zopf zur Mythe geworden, er exiſtirt nur noch als Spitz- und Geißelwort für Alles, was, wie die öſterreichiſche Landwehr, „nicht mitkommen kann“, und wenn Heine gelegentlich von unſeren Soldaten ſingt:

„Der Zopf, der ihnen ſonſt hinten hing,
Der hängt jetzt unter der Naſe“,

ſo können wir uns dieſen Witz, deſſen Pointe etwas dunkel bleibt, immerhin gefallen laſſen. Anders iſt es mit England: es darf mit China darum ſtreiten, wer ihn am längſten trägt. Nach den Gründen forſche wer will; ich werfe für den Liebhaber nur ſo hin, daß der Kaffee zu emanzipiren, der Thee zu konſerviren ſcheint.

Der engliſche Zopf iſt faktiſch noch vorhanden, oder doch mindeſtens die Perrücke (auf den Köpfen einer ganzen Armee von Kanzlern und Richtern), die ſchlecht gerechnet das Geſchwiſterkind des Zopfes iſt. Doch verbreiteter als dieſer und in Wahrheit noch Gemeingut der ganzen Nation iſt der innerliche Zopf, den ich nachſtehend zu beſprechen und in drei große

Abtheilungen zu bringen gedenke. Ich unterscheide drei Arten: erstens den guten oder Erbweisheits-Zopf, zweitens den indifferenten oder Familien-Zopf, drittens den bösartigen oder Weichsel-Zopf.

Es ist Mode geworden, die politische Weisheit der englischen Nation, ihr praktisches Festhalten am Hergebrachten und ihren Argwohn gegen Alles, was Neuerung heißt, zu bewundern. Es mag gewagt erscheinen, an diesem zum Theil wohlverdienten Lorbeerkranze herumpflücken zu wollen, aber nichtsdestoweniger werf' ich die Frage auf, ob man nicht der Stätigkeit des englischen Charakters gelegentlich zu viel Ehre erwiesen und ununtersucht gelassen hat, wie viel an diesem praktischen Festhalten wirklich Weisheit und wie viel bloßes Kleben am Alten gewesen ist. Wenn durch die Jahrhunderte hindurch der Beweis zu führen wäre, daß England jedem als gut erkannten Neuen offen und nur allem Probiren, aller Projektmacherei verschlossen gewesen sei, wenn sich aus der Geschichte nachweisen ließe, daß es stets Kritik geübt, die Spreu vom Weizen gesondert, nie Schlacke für Gold, aber auch nie Gold für Schlacke genommen habe, so möchte man es bei uneingeschränkter Bewunderung bewenden lassen. Aber neben einer Habeas-Korpus-Akte existirt noch immer ein Irland und neben einem Gesetz der Freiheit noch immer ein Gesetz der Intoleranz, und so mag man es mir verzeihen, wenn ich den Baum der englischen Erbweisheit (unsere Tugenden wurzeln so oft in unsern Schwächen und Fehlern!) auf eine Wurzel zurückführe, die sich Zopf nennt und die zum guten

Theile Zopf ist und bleibt, wenn sie auch hundertfach auf den Spruch verweisen mag: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Ohne das Beispiel Frankreichs wäre England nie zu jenen Ehren gekommen, die jetzt verschwenderisch darüber ausgeschüttet werden, und dennoch ist es gerade so schuldig, wie jenes, eben weil es das volle Gegentheil davon ist. Frankreich verändert, — auch das Gute; England konservirt, — auch das Schlechte.

Der indifferente oder Familienzopf findet seine Deutung am besten durch eine Schilderung. Ich lebe hier in einem liebenswürdigen, häuslichen Kreise, der seiner ganzen Haltung, seiner Frömmigkeit und Bildungsstufe nach mich wie eine Landprediger-Familie berührt, die das heimatliche Dorf verlassen und ihren Aufenthalt in der Stadt genommen hat. Das Haus, das sie bewohnen, ist schön und geräumig; nichtsdestoweniger müssen ihre Mittel gering sein, denn zwei ältliche Damen leben auf Leibrente unter ihnen, und die obern Zimmer des Hauses sind an allerhand junge Leute, Fremde wie Einheimische, vermiethet. Einzelne von diesen sind auch Tischgenossen der Familie; zu diesen zähle ich. Lassen Sie mich in möglichster Kürze schildern, wie ein Tag verläuft. Nach abgehaltener Morgenandacht versammelt sich Alles beim Frühstück: Kaffee und Thee, Hammelbraten und Eier, Speckschnitte und geröstetes Weißbrod machen die Runde am Tisch, und unter Essen und Trinken, Sprechen und Lachen vergeht eine volle Frühstücksstunde. Es ist zehn Uhr; die Damen des Hauses, darunter zwei Töchter, begeben sich in die Drawing-

Rooms, zwei ſchöne hohe Zimmer, und nehmen Platz, theils am Fortepiano, theils am Tiſch, theils auf dem Kanapee. Bei Klavierſpiel und Geſang, unter Briefſchreiben und Zeitungsleſen kommt die Stunde zum zweiten Frühſtück (lunch) heran und dehnt ſich gemächlich hin, bis gegen 3 Uhr Nachmittags die Damen zu ihrer Arbeit ſüßen Nichtsthuns zurückkehren. Man macht einen Gang in die Stadt: nach Hyde-Park zum Corſo, oder nach Trafalgar-Square in die Gemälde-Gallerie. Sechs Uhr findet Alles im Wohnzimmer; mit dem Glockenſchlag ergreift der Herr des Hauſes den Arm der einen Leibrenten-Lady, ich wie Blitz ſpring an die linke Seite der zweiten, Mr. Blunder, ein junger Kaufmann aus der Provinz, mit blaſſem Geſicht und rothen Händen, macht ohne aufzublicken vor der älteren Tochter ſeine linkiſche Verbeugung, und im nächſten Augenblick begibt ſich der ganze Zug die mit doppeltem Teppich belegte Treppe hinab, um im Parlour (Sprech- und Eßzimmer: nur in dieſem darf gegeſſen werden) die Mittagsmahlzeit einzunehmen. Wir treten ein; links auf einem Buffet blitzt es von Silberzeug und geſchliffenen Karaffen, von chineſiſchem Porzellan und Apfelſinen; an den Wänden hängen Familienbilder, und unter dem breiten Spiegel, zu beiden Seiten des Kamins, ſtehen zwei hübſche Hausmädchen, unſeres Winkes gewärtig. Es iſt ganz wie bei Hofe, oder wie bei Leuten von wirklicher Vornehmheit und Bedeutung: ein unabläſſiges Wechſeln von Tellern, von Meſſern und Gabeln, und ſich ſelbſt bedienen wollen wäre ein Verſtoß, Verbrechen. Mr. Blunder hat eben den letzten Biſſen ſeiner

Kartoffel in den Mund gesteckt, aber schon hat es der Adlerblick unserer Dame vom Hause bemerkt. Die Kartoffelschüssel steht unmittelbar vor dem blassen Kaufmann; die Lady jedoch, mit einer Würde, als gält es den Großmogul zu bedienen, ruft von ihrem Platz aus: „Mary, potatoes for Mr. Blunder!“ und die hübsche Marie, deren Mund viel vornehmer aussieht, als die erfrornen Hände des unglücklichen Provinzialen, muß apportiren und präsentiren, — so verlangt es die Regel des Hauses. Von Tisch geht es zum Thee, vom Thee zur Andacht und von der Andacht zu Bett. — Ueberall das Mißverhältniß zwischen untergeordneter gesellschaftlicher Stellung auf der einen und aristokratischem Gebahren auf der andern Seite. Welche deutsche Familie von gleichem Rang, gleicher Bildung und gleichen Vermögens-Verhältnissen hätte den Muth und den Geschmack, ein ähnliches dolce farniente-Dasein zu führen! Die Mutter und die älteste Tochter würden in Küche und Waschhaus das Regiment führen, und die Nadeln der jüngeren würden am Stickrahmen auf- und niederblitzen bei Plattstich und Petit-point. Ländlich — sittlich! denkt mancher meiner Leser und nennt Komfort, wohl gar gesteigerte Kultur, was ich Zopf genannt habe; aber ich kann ihm nicht zu Willen sein, es ist Zopf. — Es geht ein tiefer Zug nach Erwerb durch den englischen Charakter; die Wahrheit „Geld ist Macht“ zählt seit Lord Burleigh's Tagen nirgends so viel Anhänger, wie eben hier, und nirgends ist das Verlangen größer zu sparen, aufzuspeichern und weiter zu vererben. Ich wette zehn gegen eins, dieser Zug nach Erwerb lebt und

webt in den Gemüthern meiner englischen Familie so gut wie irgendwo, aber diese altbritischen Herzen umschließen noch eine andere Leidenschaft: das brennende Verlangen nach Repräsentation. Die Colburns sind ein altes Geschlecht; nachweislich seit drei Jahrhunderten hat nie ein Colburn sein Diner an anderem Platz als im Parlour des Hauses zu sich genommen, und es wäre Verrath an einer großen Vergangenheit, von dieser Sitte abzugehn. Nie, seit den Tagen der Königin Elisabeth, hat ein Colburn bei Tische sich selbst bedient, und wenn sich's nach Gottes unerforschlichem Rathschluß fügen sollte, daß die Colburns zu Bettlern würden, so würden sie sich nach einem Unter-Bettler umsehen, der ihnen auch dann noch die geschenkten potatoes präsentirte. — Liebhaber mögen sich an dieser Ausdauer freuen; aber auch sie werden nicht leugnen können, daß das Ganze nach Don Quixote schmeckt und einen Zopf trägt von leidlicher Länge.

Wir kommen nun zum Weichselzopf. Beginnen wir mit seiner harmlosesten Erscheinung — in der Kunst. Welche Stadien hat nicht z. B. in Frankreich und Deutschland die Schauspielkunst seit Talma und Iffland durchgemacht! Es gehört nicht hierher, zu untersuchen, ob man weitergekommen ist; „es irrt der Mensch, so lang er strebt", aber jedenfalls war Bewegung da: Ludwig Devrient, Seydelmann und vor Allen die Rachel waren neue Erscheinungen. Nicht so hier; man ist noch immer bei Garrick. Dieser hat sich traditionell (ich kenne nicht all' die Pfeiler der Brücke) auf Kean und von Kean auf Macready und von Macready auf ein halb Dutzend

moderner Lear- und Macbethſpieler fortgeerbt, und wo Garrick ſchrie und tobte, tobt auch heute noch ſein jüngſter künſtleriſcher Enkelſohn auf einem beliebigen Vorſtadt-Theater. Das Genie wird hier ſo zu ſagen eingepökelt, und noch nach hundert Jahren verſchmäht man das ſchönſte friſche Fleiſch und greift nach dem geſalzenen, das doch nachgerade ſteinhart geworden iſt.

Schlimmer ſchon iſt der Zopf, den die engliſche Themis trägt. Zahlen beweiſen: es ſchwebt jetzt ein Prozeß zwiſchen einem Privatmann und einer Eiſenbahn-Geſellſchaft, deſſen bloße Vorarbeiten, inſonderheit die Aufnahme des Thatbeſtandes, 41 Foliobände füllen, zu deren Herſtellung eine dreijährige Arbeit und ein vorläufiger Koſtenaufwand von 10,000 Rthlrn. nöthig geweſen iſt. Das Recht iſt theuer in England und ſollte doch überall billig ſein, wie das tägliche Brod.

Der ſchlimmſte Zopf aber iſt der, den die Armee trägt. Jeder Zeitungsleſer weiß, daß — was die Marine angeht — Admiral Charles Napier*) ſeit Jahren ſchon raſtlos gegen das eingefrorne Weſen eifert, das ſelbſt ſchreienden Mißbräuchen gegenüber jeder Neuerung unzugänglich iſt, und indem ich ihm auch heute ein Feld überlaſſe, auf dem er um Einiges beſſer bewandert iſt, als ich, beſchränke ich mich auf den Armeezopf, der zur Kenntnißnahme aller Welt offen vorliegt.

*) Derſelbe, der jetzt die Oſtſee-Armada befehligt.

Die englische Armee ist dieselbe wie vor funfzig Jahren. Die Erfindungen und Verbesserungen eines beinahe vierzigjährigen Friedens sind spurlos an ihr vorübergegangen, sie träumt von ihren Siegen und wiegt sich in Sicherheit. Die Offizierstellen bis zum Major sind noch immer käuflich, die Fuchtel ist nach wie vor der Lehrmeister der Disziplin, der rothe, geschmack- und taillenlose Frackrock herrscht immer noch absolut, und Exerzitium und Bewaffnung (mit Ausnahme des nun schon wieder veralteten Perkussionsschlosses) sind unverändert dieselben geblieben. Wollte man alle Anekdoten über das englische Infanteriegewehr sammeln, es gäbe ein ganzes Buch. Nach Allem, was ich höre, soll ein sicherer Schuß damit eine bare Unmöglichkeit sein; es ist nur verwendbar auf Massen, und sein Bestes ist nach wie vor — das Bajonnet. Aber — alle Achtung vor dem englischen Bajonnetangriff — die europäische Kriegskunst entfernt sich immer mehr von der bloßen Rauferei, und Führung im Ganzen, Geschick und Bewaffnung im Einzelnen werden, bei versteht sich gleicher Zahl, über kurz oder lang ausschließlich den Ausschlag geben. Der englische Soldat, als rohes Menschenmaterial noch immer unvergleichlich, entbehrt völlig des Geschicks und der Bewaffnung, wodurch sich die Armeen des Kontinents, namentlich die preußische und französische, mehr denn je auszeichnen; das englische Heer hat keine Jäger von Vincennes, die beim Sturme Leitern aus sich selber machen, und hat keine Zündnadelgewehre, die auf 6 — 800 Schritt in die Kolonne treffen und, neunmal unter zehn, jedes Bajonnetangriffes

ſpotten, — denn man greift nicht an mit todtgeſchoſſenen Leuten. Die ſtolze Inſel mag ſich vorſehn; ſo feſt überzeugt ich bin, daß ihr keine Gefahren von jenſeit des Kanals drohen, ſo feſt überzeugt bin ich auch, daß ſie dieſen Gefahren unterläge, wenn ſie jemals Wirklichkeit würden.

Die Manufaktur in der Kunst.

England ist das Land der Manufaktur. Ich gedenke nicht, Bäume in den Wald zu tragen, und das hundertmal Bewiesene noch einmal zu beweisen. Zweck dieser Zeilen ist es, auf eine ganz besondere Manufaktur, auf jene bis zu erstaunlicher Höhe getriebene Nachahmekunst hinzuweisen, die von einem oft eben so genialen wie betrügerischen Substituiren lebt, und Fach daraus macht, die Begriffe von Aecht und Unächt, von Sein und Scheinen, nach Kräften zu verwirren. Ich spreche dabei nicht von jener untergeordneten Nachahmekunst, die sich darauf beschränkt, Wein aus Wasser, Havannahblätter aus Kohlabfällen und chinesische Tusche aus dem Rauchfang dessen zu bereiten, der sie nachher verbraucht. Nein, worauf ich heute die Aufmerksamkeit des Lesers hinlenken möchte, ist die Manufaktur, die Nachahmekunst in der Kunst selbst.

Byron's Don Juan ist unvollendet. Was liegt für einen Manufakturisten in der Kunst näher, als bei passender

Gelegenheit die Versicherung: er sei vollendet. Märchen werden ersonnen und durch Schrift und Rede geflissentlich verbreitet, warum der edle Lord mit der Veröffentlichung gerade dieser genialsten und formvollendetsten Gesänge gezögert habe, und endlich, wenn es geglückt ist, die Aufmerksamkeit des Publikums aufs höchste zu spannen, ja sogar eine liebenswürdige Minorität mit vollem Glauben an die Aechtheit des Fabrikats vorweg zu erfüllen, so erscheint es endlich mit geschicktester Nachahmung alles dessen, was überhaupt nachzuahmen ist, und gleichviel, ob schließlich der Betrug entdeckt wird oder nicht, die Manufaktur hat ihren Zweck erreicht — Gewinn.

Shelley, der Beschimpfte, durch die öffentliche Meinung vom Vaterland Verbannte, war nichtsdestoweniger vor Jahr und Tag (wer verziehe nicht den Todten!) in der Mode; man las Queen-Mab und heimlich sogar die Cenci. Shelley's Freundschaft mit Byron war bekannt; es wäre unnatürlich gewesen, wenn sich kein Manufakturist für eine intime Shelley-Byron-Korrespondenz gefunden hätte. Eines Tages erscheint die Anzeige: „Briefwechsel (Originale) zwischen Percy Bysse Shelley und Lord Byron." Es ist kein Zweifel. Handschrift, Siegel, Postzeichen, alles trägt den Stempel der Aechtheit; die Personen befanden sich, wirklich und nachweislich, um die angegebene Zeit an den angegebenen Orten; Autographensammler, Schreibverständige und Buchhändler, alle sind zustimmender Meinung; und endlich der Inhalt selbst löst jedes letzte Bedenken: dieser Rückhaltslosigkeit, dieses

Feuereifers gegen überkommene Sitte und Satzung waren nur zwei Köpfe fähig: Shelley und Byron. Zufällig geräth die Shelley-Korrespondenz in die Hände eines älteren Herrn, der die literarischen Fehden seiner Jugend und die leidenschaftliche Hingebung, mit der er einst zur Seite jener Vorkämpfer stand, in ländlicher Zurückgezogenheit und im stillen Glück des Familienlebens halb vergessen hat; er liest und — findet sich selbst; es sind seine Worte, äußerlich und innerlich; — alles Betrug, Manufaktur!

Das ergiebigste Feld indeß bleibt doch immer die Malerei. Es gibt geradezu Fabriken, die sich mit der Anfertigung von Murillo's, Ruben's und Titian's beschäftigen. Was England beherrscht, und zwar mehr als sein Parlament, das ist die Mode. Die „Fashion" fordert jetzt alte Bilder, gleichviel ob gut oder schlecht, nur alt, nachweislich alt, und versteht sich von einem Maler von Ruf. Da wachsen denn die Van Dyk's, de Crayer's, Snuyder's und Rembrandt's aus der Erde, und wundert sich der Käufer, in leiser Ahnung eines Betruges, über den verhältnißmäßig niedrigen Preis (das böse Gewissen läßt die höchsten Forderungen denn doch nicht zu), so heißt es: „ein glückliches Ohngefähr, die Unkenntniß des Vorbesitzers, setzen uns in den Stand u. s. w." Ich hörte noch gestern von einem Gallerie-Inhaber sprechen, der seine wirklich schöne Sammlung zehnmal verkauft und schließlich doch noch die Originale besessen habe.

Mir liegt ein Buch Theophile Gautier's vor: „Ein Zickzack durch England"; das Buch ist nicht eben neu, aber seine

Wahrheiten gelten heut wie damals. Die unglaubliche Anzahl von Murillo's, Raphael's und Titian's, denen er auf engliſchen Gallerien begegnete, machte ihn ſtutzig; er forſchte nach und ſpricht als Reſultat ſeine unumſtößliche Ueberzeugung aus, daß Dreiviertheile jener engliſchen Sachen, die mit einem großen Namen prunken, nichts ſind als Kunſtprodukte in einem anderen Sinne: ſchlechte Bilder, mit einem halben Dutzend angeblakter Firniß-Schichten und einem — Goldrahmen, der nichts zu wünſchen übrig läßt. Die Beſitzer ſind übrigens in ihrem Glauben nicht weniger glücklich und erfreuen ſich an einer eingebildeten Schönheit, die ſie mit Hülfe einer guten Phantaſie bis zur Höhe der Sixtiniſchen Madonna ſteigern können, faſt mehr noch als an einer Wirklichkeit, die eben nicht mehr bietet, als ſie hat.

Aber neben dieſer groben Art des Betruges exiſtirt auch eine wirkliche Nachahmekunſt. Betrug bleibt freilich Betrug; aber eben ſo gewiß, wie das Genie eines Cartouche zu allen Zeiten zu intereſſiren wußte, eben ſo unmöglich iſt es, ein beſtimmtes Maß von Bewunderung jener Geſchicklichkeit zu verſagen, mit der dieſe Manufaktur gehandhabt wird. Die engliſche Literatur weiſt zwei berühmte Namen auf, die große Poeten, aber noch größere Manufakturiſten waren: Chatterton und Macpherſon; und das imitative Talent einzelner moderner Maler will kaum minder bewundernswerth erſcheinen. Sie kennen und beherrſchen ihren Gegenſtand vollkommen: Styl, Farbe und Eigenthümlichkeiten, charakteriſtiſche Fehler und Vorzüge der Meiſterwerke, alles iſt ihnen

gegenwärtig, und es bleibt oftmals zu bedauern, daß ein Talent dieſe doppelt traurige Fährte traben muß, das im Stande geweſen wäre, ſeinen eigenen Weg zu gehen.

Ihr beleidigten Künſtlergeiſter aber zürnt nicht länger! Was läge jenſeits der Schöpferkraft engliſcher Manufaktur? Indien, China und Aegypten werden von hier aus mit ihrem „Götter-Bedarf“ verſehen. Ein Reiſender brachte von den Pyramiden einen ägyptiſchen Gott mit nach Hauſe und überſandte ihn als Merkwürdigkeit einem befreundeten Fayence-Fabrikanten. Der Freund dankte herzlich für ſo viel Aufmerkſamkeit, fügte aber hinzu, daß ihm die „Waare“ ſelbſt nichts Neues ſei, da gerade ſeine Fabrik die Götterlieferung für den ägyptiſchen Markt habe. — Nichts iſt ſo hoch oder niedrig, daß es nicht zum Gegenſtande engliſcher Spekulation werden könnte, und die Manufaktur in der Kunſt iſt noch nicht die ſchlimmſte. —

Richmond.

Die großen Tyrannen sind ausgestorben; nur in England lebt noch einer — der Sonntag. Er wird auf die Nachwelt kommen wie Cambyses und Nero; nur zündet er die Städte nicht an, denn die Flamme ist Geist; Wasser aber ist sein Wesen und seine Gefahr, — das Element der Langenweile. Womit vergleich' ich einen londoner Sonntag? Leser, hast Du jemals einen Abschiedsschmaus gefeiert: feuriger Wein und feurige Rede, Rundgesang und Lichterglanz, Freunde mit blauen und Schenkinnen mit schwarzen Augen, Lust und Leben, Liebe und Leidenschaft um Dich her, — so schliefst Du ein. Du erwachst: die Morgensonne fällt ins Zimmer, alles öd und leer, im Winkel Scherben, ein niedergebranntes Licht spricht von vergangener Lust, und eine verschlafene Magd kehrt aus — das ist ein londner Sonntag.

Wir gehen den „Strand" hinunter; Glockenklang und Sonnenschein sind in der Luft und bieten uns die Wahl. Wir sind nicht von den Unkirchlichen: aber die Sonne ist

seltner in London als die Kirche, und wir fürchten die Eifersucht jener fast mehr noch als dieser: so denn hinaus in Wald und Feld. Aber wohin? Da rollt zu guter Stunde ein Omnibus an uns vorüber und wir lesen in goldnen Lettern „Richmond.“ Ja, Richmond! doch wir sind Deutsche, und eh wir uns noch bestimmt entschieden haben, ist Kutscher und Kondukteur uns aus dem Gesicht, und nur das goldne „Richmond“ leuchtet noch von fern wie ein Stern der Verheißung.

Ja, nach Richmond! aber zu Wasser. Wir biegen, nach Süden zu, in die Wellington-Straße ein, erreichen die Waterloo-Brücke, werfen einen flüchtigen aber bewundernden Blick auf diese steinerne Linie, die über den Fluß läuft, und steigen dann rasch die Stufen zu einer jener schwimmenden Inseln hinab, die, aus Pontons gezimmert, rechts und links an den Ufern der Themse auftauchen und die Stationen bilden für eine Flotte von Steamern. Schon läutet's; beeilen wir uns. Es ist die „Wassernixe“, die eben anlegt; das Billet ist rasch gelöst und der nächste Augenblick sieht uns unter viel hundert geputzten Menschen, alle entschlossen, wie wir selbst, die „Wassernixe“ zur Arche Noäh zu machen, die uns der Sündflut einer londner Sonntägslangweil entführen soll.

Wir nehmen Platz an der Feuereſſe und haben alsbald nicht Ursach, unsere Wahl zu bereuen: vor uns auf grüner Bank sitzt eine echt englische Familie, Vater und Mutter, zwei Töchter und ein Bräutigam, — alles Vollblut aus der City, weniger dem Gelde, als der Abstammung nach. Der Alte,

Seifensieder oder Talglichtfabrikant, trägt viel von jenem Selbstbewußtsein zur Schau, das nur ein alter und unbefleckter Stammbaum leiht, und seine Stirne erzählt von jenem Ahnherrn, der schon Lichte zog, als Katharina von Arragonien ihren Einzug hielt und die City illuminirt war, wie nie zuvor. Die Töchter sind hübsch, wie — alle englischen Töchter. Die ältere ist Braut: sie trägt einen krausen Scheitel, ein hohes schwarzes Seidenkleid, worüber in fast vornehmer Schlichtheit sich der schmale, weiße Halskragen legt, und ihre Hände und ihre Blicke ruhen nebeneinander auf ihrem Schooß. Sie ist bräutlich-verstimmt, oder bräutlich-sentimental, oder — beides. Vor ihr steht der Erwählte, noch jung an Jahren, aber alt an Weisheit und Verstand. Seine magre Blässe verweist auf Eagle-Tavern und manche durchtanzte Nacht; im Uebrigen ist er Engländer von Kopf bis zu Fuß. Er trägt glanzlederne Stiefel, eine blaue Kravatte und die Vatermörder von der vorschriftsmäßigen Sonntagshöhe; die Taille seines Fracks sitzt noch um zwei Zoll tiefer, als die seines Wochenrocks, und vorn im Knopfloch trägt er die ganze Poesie seines Lebens — eine Rose. Er zupft an den Vatermördern und neigt sich flüsternd zur Braut; sie aber schweigt noch immer. Da fällt plötzlich, wie Friede bittend, die Rose in ihren Schooß, und siehe da, das blaue Auge blickt schelmisch auf, als spräch' es: „das war es, was ich wollte." Die jüngere Schwester ist allein und — ist es nicht. Wind und Sonne sind um sie her. Sie spielt mit dem zierlichen Schirme, wie mit einem Fächer, und während sie vor dem

Himmel und seiner Sonne sich schützt, bleibt uns Irdischen noch eben Raum genug, uns an dem Lächeln ihres Mundes zu erfreuen. Ich thu's; aber dreister ist der Wind: er faßt ihre langen Locken und löst sie auf, und wenn sein Glück nicht so flüchtig wäre, man könnte ihn drum beneiden. Die beiden Alten aber sitzen steif und regungslos, wie ägyptische Königsbilder, neben einander und halten einen baumwollenen Regenschirm gravitätisch in ihrer Hand. Von Zeit zu Zeit blicken sie auf ein Wölkchen, das über die lachende Stirn des Himmels zieht, und ihren Schirmstock fester fassend, sehen sich ihre Seelen voll Einverständniß an, als wollten sie sagen: auch unsere Stunde wird kommen.

Der Steamer inzwischen hält Wort: er ist eine „Nixe" und die Flut sein befreundet Element. Durch die Brücken hindurch geht es stromauf, vorbei an Palästen und Kirchen, die ihre Thürme im Wasser spiegeln, vorbei an Westminster und Parlament, an Vauxhall und Chelsea, bis endlich die dichte Steinmasse zu armen, vereinzelten Häuschen wird, ähnlich der kleinen Münze, die weit über den Tisch läuft, wenn irgendwo ein Reichthum ausgeschüttet wird. Endlich verschwinden auch diese; nur Wiesen und Weiden noch zu beiden Seiten, bis plötzlich der Steamer hält: wir sind in Kew.

Von hier bis Richmond ist nur ein Spaziergang. Wir haben kein Auge für das Winken des Omnibuskutschers, der eben an uns vorüber fährt: Gärten rechts und Hecken links, so machen wir uns auf den Weg. Keine Stunde — und Weg und Stadt liegen bereits hinter uns; noch wenig

Schritte bergan, noch dieſes Thor, und wir ſind in Richmond-Park. Unter allen Weibern ſind das die reizendſten, die ſich zu verſchleiern und zu rechter Stunde, wie Turandot, auszurufen wiſſen: „Sieh her, und bleibe deiner Sinne Meiſter!“ Es iſt mit den Landſchaften wie mit den Weibern; wer das nicht glauben will, der verliebe ſich oder gehe nach Richmond. Wir ſind in den Park getreten; der Kiesgang vor uns, die Buchen- und Rüſterkronen über uns verrathen nichts Außergewöhnliches, gleichgültig, mit unſern Gedanken weit fort, gleiten unſere Finger an dem Eiſengitter entlang, bis plötzlich ein Luftzug uns anweht und wir aufblicken. Wir ſtehen an einem Abhang, der ein „hängender Garten“ iſt. Weiß- und Rothdorn, mit ihrer Blütenfülle das dunkle Grün ihres Blatts verdeckend, tauchen wie Blumen-Inſeln aus dem leiſebewegten Grasmeer auf; wie ein Sinnbild des Reichthums dieſer Fluren webt der Goldregen ſeine üppig gelben Trauben in dies Bild, und Fußpfade ſchlängeln ſich rechts und links wie ausgeſtreckte Arme, die Dich einladen, Theil zu nehmen an all dem Glück. So reich die Nähe, aber reicher noch die Ferne. Am Fuß des Abhangs dehnt ſich ein weites Thal, drin Raſen und Ginſter ſich um den Vorrang ſtreiten, Laubwald, hoch und dicht, umſchreibt einen grünen Kreis um ſo viel Lieblichkeit, und das blaue Band der Themſe, bedeckt mit Inſeln und Böten, gleitet mitten hindurch wie ein Streif herabgefallenen Himmels. Friſcher weht der Wind, würziger wird die Luft, tiefer ſinkt die Sonne, aber immer noch ſtehſt

Du, die Hand am Gitter, und blickſt hinunter und athmeſt und träumſt.

Der Park iſt weit und groß; Du durchwanderſt ihn nach allen Seiten, freuſt Dich an den Heerden, die darin lagern, an den Schmetterlingen, die ihn durchfliegen, und den bunteren Menſchen, die ihn durchziehn; aber in Deiner Seele lebt immer noch jenes erſte Bild, wie die Klänge einer bewältigenden Melodie, die man am Abend hörte und noch am Morgen ſummen muß, man mag wollen oder nicht. Die fröhliche Menge eilt zu Ball- und Cricketſpiel, zu Jahrmarkt und Polichinell; Du aber ſteckſt, wie die Plantagenets thaten, einen Ginſterzweig an Deinen Hut, und, im Vorübergehen, aus dem Becher dieſes Richmond-Thales noch einmal trinkend und Dich mühſam losreißend wie aus Freundesarm, kehrſt Du zurück an das große Schwungrad der Welt, das ſich London nennt, und gibſt Dich aufs Neue ihm hin, muthig, aber Dir ſelber unbewußt, ob es Dich fördern oder zermalmen werde.

Zahlen beweisen!

„Abwechselung hat den Reiz"! Ich hatte in meinem letzten Briefe einen poetischen Anlauf genommen, komm ich drum heut mit — Zahlen. „Londres n'est plus une ville: c'est une province couverte de maisons"! hat ein berühmter Franzose gesagt, und er hat Recht. Auf einem Flächenraum von 16 englischen Quadratmeilen erheben sich gegen 300,000 Häuser mit einer Gesammt-Einwohnerzahl von über 2 Millionen*). Hierunter befinden sich 30,000 Schuhmacher, 24,000

*) Die ungeheure Mehrzahl der englischen Häuser ist klein und entspricht nur unsern „Wohnungen", deren wir bekanntlich oft zwanzig in einem Hause haben. Ein englisches Haus ist durchschnittlich von 7 Personen bewohnt, eine Zahl, deren Niedrigkeit neben dem Umstand, daß selten mehr als eine Familie in einem Hause lebt, auch darin ihren Grund findet, daß ganze Straßen der häuserreichen City wohl benutzt, aber nicht bewohnt werden. Man kommt um 9 und geht um 6; die Einwohnerschaft eines solchen Hauses besteht oft nur aus einer alten Frau, die Briefe annimmt, Teppiche ausklopft und die Treppen kehrt. — Daher kommt es auch, daß alle City-Kirchen unbesucht sind, und daß in St. Paul z. B. vor leeren Bänken gepredigt wird.

Schneider, 4000 Doktoren und Apotheker und 170,000 Dienstleute.

Von der Gesammt-Einwohnerschaft wohnen 350,000 auf der Südseite der Themse in Southwark und Lambeth; das eigentliche London, der fünfmal größere Theil, liegt nördlich. Die Verbindung zwischen beiden Stadttheilen wird — den Tunnel uneingerechnet — durch sieben Brücken bewerkstelligt, deren Bau zwischen 5 und 6 Millionen Pfd. St., also gegen 40 Millionen Thaler gekostet hat.

Die Seele Londons ist der Handel. Eine Schöpfung dieses Handels und wiederum auch sein Erzeuger ist die Bank. Ihre Fonds (Assets) belaufen sich — mir liegt ein Bericht aus dem Jahre 1850 vor, und, wie ich vernehme, sind diese Zahlen nicht konstant — auf mehr als 42 Millionen Pfd. St.; übersteigen also die preußische Staats-Einnahme um das Dreifache. Ihre Verpflichtungen (liabilities) erreichen nicht voll die Höhe von 39 Millionen Pfd. St., worunter 20 Millionen Banknoten.

Der Handel selbst bietet folgende Zahlen: in den londoner Hafen laufen alljährlich — eine Durchschnittszahl angenommen — 30,000 Schiffe ein, darunter 8000 aus fremden Häfen und 22,000 englische Küstenfahrzeuge. Unter jenen 8000, die den Weltverkehr Englands unterhalten, fahren wiederum 5000 unter britischer Flagge; — die Zahl der fremdländischen Schiffe zusammengenommen be-

trägt nur 3000, darunter (1849) 153 preußiſche und 351 deutſche*).

Die jährlichen londoner Zoll-Einkünfte belaufen ſich auf über 11 Millionen Pfd. St. und erreichen genau die halbe Höhe der engliſchen Zoll-Einnahme (22½ Millionen) überhaupt.**).

Das tägliche Brod für den Geiſt, Unterhaltung und Zerſtreuung liefern Zeitungen und Briefe. Von den 84 Millionen Zeitungsbogen, die alljährlich in England geſtempelt werden, kommen nah an 50 Millionen auf London ſelbſt, und von den 163,000 Pfd. St., welche die Annoncen-Steuer einbringt, zahlt London allein 70,000 Pfd. St. Die Einnahme an Briefporto iſt enorm: ſie beträgt 880,000 Pfd. St. oder circa 6 Millionen Thaler.

Die leiblichen Bedürfniſſe geben folgende Zahlen: London verbraucht in Küche und Kamin, in Werkſtatt und Fabrik

---

*) Die preußiſchen Schiffe indeß ſind ungleich größer, ſo daß die Tonnenlaſt derſelben (32,000 Tons) mehr beträgt, als die der deutſchen (28,000 Tons) zuſammengenommen.

**) Man darf hieraus indeß nicht ſchließen, daß die Hälfte alles engliſchen Imports über London geſchähe. Dieſe Zahlen ſtellen ſich dadurch heraus, daß London zumeiſt hochbeſteuerte Artikel, wie Tabak, Zucker, Kaffee, Thee und Wein bezieht, während Häfen wie Liverpool, Hull und Dundee überwiegend ſteuerfreie Artikel (Baumwolle, Wolle und Flachs) importiren. — An Ausfuhr-Handel iſt London bereits überflügelt: Hull exportirt, dem Werth nach, ebenſoviel und Liverpool nahzu das Dreifache.

$3^1/_2$ Millionen Tons Kohlen. Aufgegessen werden jährlich: 240,000 Rinder, 1,700,000 Hammel, 28,000 Kälber, 35,000 Schweine und ein unbestimmbares Quantum von Speck und Schinken. Die Zahl des wilden und zahmen Geflügels, einschließlich Hasen und Kaninchen (von letzteren, die man bei uns verschmäht, werden 680,000 konsumirt) erreicht die Höhe von 4,024,400. Außer den Eiern, die England selbst liefert, werden noch weitere 75 Millionen verbraucht, die von Frankreich und Deutschland kommen. Mit welchen Gefühlen würde John Fallstaff diese Zahlen überflogen haben! und trotz seiner Vorliebe für Sekt hätt' er mindestens gestutzt, von 170 Millionen Quart Porter und Ale zu hören, die jetzt jahraus jahrein in London getrunken werden. Es macht das für Jeden $^1/_4$ Quart täglich.

Wir kommen nun zu der Schattenseite des Bildes, zu Krankheit, Verbrechen und Tod. Die Verbrecherliste ist alt (vom Jahre 1838) und mangelhaft: 220 Diebe mit Gewalt (burglars and housebreakers), 5000 gewöhnliche Diebe und 136 Bettelbrief-Betrüger. Der Prostitution (nach einer Zählung von 1850) sind 50,000 verfallen, darunter 5000 Kinder unter 15 Jahren. — 853 Mal brach in demselben Jahre Feuer aus. — Der Gesundheitszustand war in früheren Jahren trostlos; in dem Pestjahre 1665, wo sich die Bevölkerung Londons auf nicht volle 400,000 belief, starben nah an 69,000 Menschen, also von Sechsen Einer. Bis zu Anfang dieses Jahrhunderts starb jahraus jahrein von Zwanzigen Einer, also 5 Prozent der Bevölkerung. Erst in den letzten

Dezennien hat sich dies Verhältniß günstiger gestaltet (25 von 1000 oder $2^1/_2$ Prozent) und sogar günstiger als in manchen andern großen Städten, z. B. Paris, wo 33 von 1000 also $3^1/_2$ Prozent sterben. Nichts destoweniger sind es alljährlich 50,000 (also ungefähr ein Potsdam), die auf den Kirchhof hinausgetragen werden. — Doch mögen ganze Städte aus dieser Stadt verschwinden, sie wächst und wächst, und ihre Größe eben wird zur Ursache immer neuen Wachsthums. Die Riesenstädte des Alterthums sind lange überflügelt; wann wird sie deren Schicksal theilen? Weit, weit! Nur „Eidher, der ewig junge" wird Korn auf ihr wachsen oder Schiffe über sie hinfahren sehn. —

The Poet's Corner.

„Sieg oder Tod", so klingt es bei uns, wenn, Mann gegen Mann, die Schlachtenwürfel fallen; aber „victory or Westminster-Abbey!" ruft Alt-England, wenn's über die Enterbrücke hinweg zum Sturm auf die feindlichen Schiffe schreitet. Wie anders das! An die Stelle des Knochenmannes tritt sein glänzender Tempel und die Schlacht wird zu einem Spiel, d'rin jede Nummer gewinnt: — „Sieg oder — Ruhm."

Es giebt ihrer viele (auch in England), die in Sachen des Ruhmes wie John Falstaff denken und von der Ehre sprechen: „sie ist kein Wundarzt." Aber welcher Brite nur den schwächsten Ruhmeskeim im Herzen trägt, der muß ihn wachsen und gedeihen sehen, wenn er unter dem stolzen Marmor der Westminster-Abtei dahinschreitet und in dem steinernen Gedenkbuch blättert, das Volk und Land ihrer Größe errichtet haben. Wer er auch sein mag, dieser Tempel hat Raum für ihn: keiner, ob eines Bettlers oder eines Herzogs Kind, ist

von der Mitbewerbung ausgeſchloſſen, und ob er ein Pitt ſei, der von der Rednerbühne die Geſchicke des Landes, oder ein Garrick, der von der Schaubühne herab die Empfindungen des Menſchenherzens leitet, — Weſtminſter forſcht nicht nach dem Weg zum Ruhme, es kennt keine Grade, keine Stufen, es kennt nur den Ruhm ſelbſt.

Es ſind ſo heiße Tage jetzt, und im Vorübergehen an dem alten Prachtwerk der engliſchen Baukunſt lieb' ich es einzutreten in das kirchenkühle Schiff, und mich ſatt zu trinken an jenem wunderbaren Blau, das ich Mal auf Mal aus den hohen glasbemalten Fenſtern wie eine wirkliche Fluth auf mich herniederſtrömen fühle. Laß uns einen Rundgang machen, Leſer, erſt durch das Schiff der Kirche, wo der Kriegsruhm ſeine Lieblinge gebettet, oder einen Gedenkſtein zur Erinnerung an die weitab Gefallenen errichtet hat. Alle Punkte der Erde, alle Zonen, wohin britiſcher Unternehmungsgeiſt jemals vordrang und ſeine Eroberungen mit Blut beſiegelte, klingen hier an unſerem Ohr vorüber, und die Worte jenes ſpukhaften Liedes:

Und die in kaltem Norden
Erſtarrt in Schnee und Eis
Und die in Welſchland liegen,
Wo ihnen die Erde zu heiß . . . . .

werden an dieſer Stelle lebendig in uns und ſteigern die Schauer des Orts. Wir haben den Hauptgang durchſchritten. An der Kapelle Eduard's des Bekenners vorüber, die neben dem Todtenſchrein des frommen Fürſten den ſchmuckloſen Thron

der englischen Könige beherbergt, eilen wir jetzt rascheren Fußes der Kapelle Heinrich's VII. zu, weniger um die Pracht des ganzen Baues, die phantastische Schönheit der Decke, oder gar die herniederhängenden Banner der englischen Ritterschaft zu bewundern, als vielmehr um rechts und links (zu beiden Seiten der eigentlichen Kapelle) die Marmorbildnisse jener königlichen Frauen zu betrachten, die jetzt, an einer Stelle fast, auf ihren Sarkophagen ruhen, während ihnen ganz England einst zu klein erschien, um bei einander Raum zu haben. Aus ihren Zügen spricht kein Haß mehr, nur Schönheit und Ruhe. Sie blicken uns nicht an wie aufgefaßt in ihrer Sterbestunde, von Alter und Tod jedes Reizes entkleidet, nein jene Elisabeth ist es, zu deren Füßen sich der Mantel Walter Raleighs breitete, und jene Maria, an deren Auge die Jugend Schottland's hing. Jakob I. bestattete Beide hier, von denen ihm die eine den Thron, die andre das Leben gab.

Noch andere Plätze lieb' ich im Fluge zu berühren (die Grabmäler James Watt's und Wilberforce's und Warren Hastings), aber das Ziel solchen Umgangs bleibt doch immer Poets' Corner, der Poeten-Winkel, wo ich auf einer der hölzernen Kirchenbänke Platz nehmend, den Orgelklängen zu lauschen pflege, die während des Nachmittag-Gottesdienstes die Kirche durchbrausen. Dann ist mir's oft, als belebe sich der Marmor um mich her, und als horche Händel von seinem Piedestal herab mit gespanntem Ohr und gehobenem Finger, und zähle die Takte und probe die Klänge — seines eigenen Chorals vielleicht. Die Orgel schweigt, nur ein Zittern geht

noch durch die Luft, aber die Geister des Orts haben mich bereits in ihrem Bann, und wie Flüstern naher und ferner Stimmen summt es um mich her. Es winkt von hier und dort und zieht mich heran, näher und näher. Da lacht John Gay mich an, der Fabel- und Lustspieldichter, zu dessen Füßen Maske, Dolch und Flöte ruhen, und dessen selbstverfaßte Grabschrift:

Eine Posse das Leben! so stellt sich's dar; —
Einst hab' ich's geglaubt, nun seh' ich's klar.

den Mann giebt, wie er war: kurz und scharf, Epigramm und Satyre. Da ist wenig Schritte von ihm Thomas Gray, der berühmte Verfasser der „Elegie auf einem Dorfkirchhof", der Vorläufer und das Vorbild unseres Hölty und der schuldlose Vater jener Sentimentalität, die sich noch immer durch alle englische Kunst hindurchzieht und ihren krassesten Ausdruck in den Gesichtern der englischen Stahl- und Kupferstiche findet. — Zur Seite des Gray'schen Bildes und deutungsreich ihn überragend steht Milton, der Dichter des verlorenen Paradieses, und um die Leier ihm zu Füßen, anspielend auf sein unsterbliches Werk, windet sich die Schlange mit dem Apfel. Dryden schrieb die Inschrift in der elegant-pathetischen Weise seiner Zeit:

Homer und Dante — Eurem Dichterthum
Gesellte Milton seinen größern Ruhm:
Des Einen Schwung, des Andern Majestät
In Unserm Dichter beieinander steht.
Natur that alles, deß sie fähig war,
Als aus den zwei'n, — den dritten sie gebar.

Da grüßen vielberühmte Namen noch, von Chaucer an, „dem Vater der engliſchen Dichtkunſt", bis nieder zu Robert Southey, dem letzten lorbeergekrönten Haupte, das Einzug hielt in den Poets' Corner. Und zwiſchen dieſem Anfangs- und Ausgangspunkt welche Reihenfolge glänzender Talente! Ben Jonſon, mit der ſprechenden Grabſchrift: o rare Ben Jonson; Spenſer, der Schöpfer jener Strophe, die unter Lord Byron's Meiſterhand zu neuem Ruhme erſtand; Samuel Butler, der Verfaſſer des Hudibras, dieſes auf engliſchen Boden verpflanzten Don Quixote; und Oliver Goldſmith auch, deſſen Pfarrer von Wakefield unſer aller Jugendgefährte und der eiſerne Beſtand unſerer Schulmappe war.

Aber vor Allem ſind es zwei Bildwerke doch, die immer wieder und wieder die Aufmerkſamkeit unſeres Auges erzwingen: Garrick und Shakeſpeare. Zu der Berühmtheit der Namen geſellt ſich eine beſondere Tüchtigkeit*) der Kunſtwerke ſelbſt. Eine faltenreiche Gardine nach beiden Seiten hin zurückſchlagend, tritt der geniale Verkörperer des ſhakeſpeare'ſchen Wortes hinter derſelben hervor. Sinnig hält über ſeinem Haupte das Bruſtbild Shakeſpeare's, wie eine Agraffe, die beiden Flügel des Vorhangs zuſammen, und während die tiefere Idee der Darſtellung auf ein Entſchleiern, gleichſam ein Auseinanderſchlagen der ſhakeſpeare'ſchen Schönheit hinausläuft, giebt der Bildhauer zu gleicher Zeit die einfachſte und möglichſt charakteriſtiſche Situation für die Vorführung

*) Ich hörte dieſe Tüchtigkeit ſpäter beſtreiten; doch konnten mich die gemachten Ausſtellungen nicht überzeugen.

eines dramatiſchen Künſtlers überhaupt. In den Zügen des Kopfes paart ſich das Geiſtvolle mit dem freundlich Wohlwollenden auf eine herzgewinnende Art, und die Worte am Piedeſtal lauten wie folgt:

Ein Zeichner der Natur — in ſeiner Hand
Den Zauberſtift — kam Shakeſpeare in dies Land,
Doch ſeinen Ruhm verſchwend'riſch zu verbreiten
Trat Garrick auf; die Welt ſah keinen Zweiten.
Die Kunſtgebilde, die der Dichter ſchuf,
Belebten neu ſich auf des Mimen Ruf,
Und was in Schutt und Nacht begraben lag,
Es ſtieg in hell'rem Glanze an den Tag.
D'rum bis die Ewigkeit einſt, unbewegt,
Die Sterbeſtunde aller Stunden ſchlägt,
Soll wie ein Zwillings-Sternbild anzuſehn
Shakeſpeare und Garrick uns zu Häupten ſtehn.

Schrägüber ſeinem Jünger und Apoſtel ſteht Shakeſpeare ſelbſt in ganzer Figur. Er lehnt an einem Säulenabſchnitt, der die Büſte Eliſabeth's, als der Pflegerin ſeiner Kunſt, und die Köpfe Heinrich's V. und Richard's III., als hervorragender Geſtalten ſeiner Dramen trägt. Shakeſpeare ſelbſt, nach Sitte ſeiner Zeit gekleidet, mit vollem Bart um Mund und Kinn, ſchaut ohne den leiſeſten Zug jener eſprivollen Heiterkeit auf uns hernieder, die den Kopf Garrick's ſo augenfällig charakteriſirt. Deutſch-tief, ruhig, faſt träumeriſch und nur angeflogen von jenem lachenden Humor, der doch zur Hälfte das Kind des Schmerzes iſt, blickt dies Antlitz vor ſich hin, und die Größe des Mannes erſchließt ſich uns, je mehr und mehr wir uns in dies träumeriſche Stein-

bild verſenken. Kaum bedarf es einer Inſchrift zum vollen Verſtändniß dieſer Züge, aber es ſind berühmte Worte (Worte Milton's), und ich gebe ſie:

Mein Shakeſpeare Du, Dein heiliges Gebein,
Was braucht es Marmor und granit'nen Stein?
Was brauchſt Du Säulenſchaft und Säulenknauf
Und Pyramiden bis zum Himmel auf?
Du Ruhmes Erb' und der Erinn'rung Kind,
Was brauchſt Du Zeichen, die nur flüchtig ſind?
In unſ'rer ſtaunenden Bewunderung
Erſteht Dein Denkmal immer neu und jung,
Die Seele lieſt Dich mit entzücktem Bangen,
Wir werden ſelber marmorn im Empfangen,
Und unſ're Herzen ſind Dein Sarkophag,
Um den manch' König Dich beneiden mag.

Ich habe die Worte niedergeſchrieben; Orgelklänge durchbrauſen auf's Neue das Schiff der Kirche; der Nachmittag-Gottesdienſt iſt aus, und der kleinen Verſammlung mich anſchließend, die eben jetzt an mir vorüberhuſcht, eile ich mit hinaus, über die hundert Grabſteine hinweg, die an der Nordſeite von Weſtminſter, Stein an Stein den Kirchhof bedecken. Ich habe nicht Zeit und Muße mehr bei ihren Inſchriften zu verweilen, und aufathmend im hellen Sonnenlicht, dem ich vor einer Stunde gefliſſentlich entfloh, ſchreit' ich jetzt dem nördlichen Gitter des Green-Parks zu, um, Platz nehmend auf einer jener hundert Bänke, das buntbewegte Leben Piccadillys wie einen endloſen Strom an mir vorüberziehen zu ſehn. Welch' Fluthen! Zu Roß und zu Wagen jagt der ſchimmernde Glanz des Tages dahin; die lachende Schön-

heit, das beneidete Gold, die am Ruder befindliche Macht — aber wie reich sich dieses Leben erschließen mag, wie wenige gehören ihm an, die von der Hand des Todes nicht gleichzeitig hinweggewischt werden von der Tafel des menschlichen Gedächtnisses, und wer ist unter ihnen, dessen Marmorbild jene stille Ruhmeshalle beschreiten wird, die zwischen den Bäumen des Parks wie ein Nebelbild herüberschimmert?! —

Die Kunst-Ausstellung.

„Waren Sie schon in der Exhibition?“ Diese nicht eben allzu oft wiederholte Frage hat in diesem Jahre eine sehr verschiedene, gleichsam eine bescheidenere Bedeutung als im vorigen: es handelt sich um keinen Weltbazar mehr, sondern nur noch um eine jährlich wiederkehrende Ausstellung von Gemälden. In den Sälen der National-Gallerie, fast Wand an Wand mit den Murillo's und Correggio's, einer dort konstanten und unserem „Museum“ entsprechenden Gemälde-Gallerie, hat man zur Schaustellung neuester englischer Kunst drei Zimmer von mäßiger Größe hergegeben; und wenn man anfangs erschrickt über die Dürftigkeit des bewilligten Raumes, so überzeugt man sich bald, daß ein Zimmer statt drei immer noch ausreichend für das vorhandene Gute gewesen wäre. Wie ich vernehme, werden alljährlich dreitausend Bilder eingesandt, unter denen, wegen Mangels an Raum, das Comité eine Auswahl trifft. Die Tausend besten wer-

den angenommen. Es ist unmöglich, auf die Mehrzahl dieser Auserwählten zu blicken, ohne mit künstlerischem Schrecken derer zu gedenken, die da anklopften, ohne daß ihnen aufgethan wurde. Kunst und Publikum können nur wünschen, daß die Säle der National-Gallerie immer kleiner und somit, nolens volens, das Comité immer strenger werden möge, denn die ganze Sünde dieser Ausstellung ist ihr Zuviel. Es sind wirkliche Schätze vorhanden; aber die nachbarlichen Fratzen schrillen disharmonisch in das schöne stille Lied, das uns eine gelungene Landschaft singt, und die lächerliche Karrikatur des historischen Bildes nimmt uns so gewiß Sinn und Stimmung für das wirkliche, wie Hamlet und all' sein Entsetzen uns lächerlich erscheinen würde, wenn drei Schritt dem Geist seines Vaters eine Katze über die Bühne hinter schliche.

Doch halten wir uns an das Gute. Da sind zunächst die Portraits. Sie prävaliren an Werth wie an Zahl. Die Kunstausstellungen drohen mehr und mehr zu bloßen Portrait-Gallerien zu werden. „Die Kunst geht nach Brot." Was Lessing seinen Maler Conti vor fast hundert Jahren sagen ließ, ist heut mehr denn je eine Wahrheit. Bestellt wird wenig oder nichts; und auf gut Glück hin ein mächtiges Wandbild zu malen, wie wenige dürfen's wagen? Alles flüchtet in das Klein- und Familienleben, weil das große und allgemeine ihn verhungern läßt. Die eigentliche Kunst verliert dabei, die Portrait-Kunst gewinnt: das bloße Bildniß wird gelegentlich zum historischen Bilde. Wem hätte sich das

nicht beim Besuch unsrer deutschen Ausstellungen aufgedrängt? Und wie dort, so auch hier. Nur Eines hat England voraus — die Schönheit der Originale, den Zauber ihrer Gesichter. Da ist eine Gräfin Kintore. Ich habe von Leuten gelesen, die sich in Bilder verliebten, und von Andren, die nicht eher ruhten, bis sie das Urbild gefunden hatten; ja, einer starb vor Gram, weil es eine Todte war, die er liebte. Das ist zum Lachen, — wie Alles in der Liebe; aber Jeder lacht, bis ihm selber die Stunde schlägt. Wenn mich Jemand fragte, was „Adel" sei, so würd' ich ihn schweigend am Arme fassen und vor dies Bildniß führen; kein deutsches Wörterbuch, könnte so zu ihm sprechen, wie diese stillen Züge. Da ist nichts von der herrschenden Hoheit einer Königin, und nichts von dem forcirten Stolz einer City-Tochter, die über sich hinaus will; weich und doch fest, bescheiden und doch selbstbewußt blickt Dich dies Auge an und erzählt Dir von dem echten Adel, der weder sich brüsten noch sich bücken mag, sondern, die Hand zum Volk und das Auge zum Thron, gradauf und unbeirrt seine Pfade zieht. Und dazu wie schön! wie neidisch blickt man auf dies Perlenband, das, bis zum Knöchel des Arms herabgeglitten, die weiße Hand zu küssen scheint!

Doch lassen wir die Gräfin; es thut ein für allemal nicht gut, wenn sich Poeten für Prinzessinnen erwärmen und wenn ich's nicht aus dem Tasso wüßte, so könnte ein zweites Bild, zu dem wir uns jetzt wenden wollen, die Beweisführung

übernehmen: „Pope erklärt der Lady Montague seine Liebe.“ Es ist ein vortreffliches Bild (von W. P. Frith) und erinnert an die gelungensten Arbeiten unseres Adolph Menzel. Die Situation, laut Katalog, ist folgende: „Zu der schlechtestgewählten Zeit von der Welt, wo die Lady alles Andere eher als eine „Erklärung“ erwartete, gestand ihr der Dichter seine Liebe, und zwar in so leidenschaftlichen Ausdrücken, daß trotz aller Anstrengung ernst und ehrbar zu bleiben, ein lautes Lachen der Lady doch endlich ihre einzige Antwort war.“ Der Künstler hat seine Aufgabe glänzend gelöst. Wir sehen das Studirzimmer des Dichters, Bücherbände und mächtige Folianten im Hintergrunde; am Schreibtisch aber, dran vor wenigen Minuten noch vielleicht unsterbliche Zeilen niedergeschrieben wurden, steht jetzt, mit der rechten Hand sich auf die Tischplatte stützend, und den Kopf vor herzlichem Lachen in den Nacken gebogen, die schöne Lady, mehr eine italienische als eine englische Schönheit. Das volle dunkle Haar in seiner Flechtenfülle macht den Eindruck, als sei es der Kammerfrau am Morgen schwer gefallen, Raum für diesen Reichthum zu schaffen; der rothe Morgenschuh, mit der chinesisch umgebogenen Spitze, guckt kokett unter dem bauschigen Schleppenkleid hervor, und das weit ausgeschnittene Mieder macht die Raserei des Dichters doppelt begreiflich. Ach, und selbst ihr Lachen leiht ihr nur neuen Reiz: der halbgeöffnete Mund und diese Doppelreihe blendend weißer Zähne wären allein schon genug für eine Liebeserklärung, und doch spricht dieselbe Lachen sein Todesurtheil. Kein Trost ringsum! im Hinter-

grunde steht eine reizende Marmorgruppe: „Amor und Psyche“, und ihre lachenden Gesichter scheinen mit einzustimmen in die Heiterkeit des schönen Weibes. Wie aber finden wir den Dichter! Im breitschößigen schwarzen Frack, mit seidenen Strümpfen und blitzenden Schuhschnallen, dazu im Schmuck einer riesigen Alongen-Perrücke (vielleicht so lang nur, um den bekannten Höcker zu verbergen) sitzt er mit übergeschlagenen Beinen auf einem der prächtigen Polsterstühle und blickt, seinen Rücken der Lady zugewandt, mit einem unvergleichlichen Ausdruck von Scham, Wuth und Rache vor sich hin. Alle Muskeln seines Gesichts sind in zitternder Bewegung und, aller Wuth zum Trotz, noch immer von seiner Leidenschaft beherrscht (ein Wink von ihr, und er würde ihr die Spitze des chinesischen Pantoffels küssen), wägt er jetzt ersichtlich in seiner Seele ab zwischen Don Juan und Faust, zwischen Genuß und Ruhm, und seine Schale hoch in der Luft erblickend, schaut er drein, wie die leibhaftig-gewordenen Worte:

„es kommt die Stunde,
Wo Dir der Donna Anna Busennadel
Mehr Glück verbirgt, als Dir die Welt kann bieten.“

Armer Pope, für wie wenig hättest Du Deine berühmteste Ode hingegeben!

In demselben Saale finden wir das beste und bedeutendste Bild der ganzen Ausstellung: „Charlotte Corday auf ihrem Todesgange“. Es geht was Geniales durch das ganze Bild. Unter den vielen verfehlten Versuchen, das

große französische Revolutions-Drama, oder wenigstens Scenen aus ihm, zu einem Kunstwerk abzurunden, haben wir hier endlich ein gelungenes. Charlotte (rechts vom Beschauer) tritt eben aus dem Gefängniß; ihre Tracht ist ein blutrothes Kleid; zwei republikanische Soldaten führen sie, und eine Heldin des Marat-Klubs, in buntfarbigem Friesrock, mit Jakobinermütze und Freiheitskokarde, hebt drohend ihre Rechte gegen das fest und ruhig einherschreitende Mädchen. Die Charakteristik dieser Gruppe ist eben so wahr, wie die Kontraste frappant sind. Die brutal-schmunzelnden Soldatengesichter, die an dieser zweifellos mit Gemeinheiten aufgeputzten Drohrede ihre unverhohlene Freude finden; das sonnverbrannte, stumpfnasige, von Sinnlichkeit und Fanatismus beherrschte Weibergesicht, und zwischen all dem Schmutz die hohe Stirn des todesmuthigen Mädchens, das (wer verdächt' es ihr!) mehr Ekel als Lust an diesem Leben zu empfinden scheint, — man kann nichts Ergreifenderes sehen! Die andere Seite des Bildes fesselt nicht minder: hier haben wir die Crême jener Tage: Danton, Robespierre, Camille Desmoulins. Ich habe mir den letzteren, der schlechtweg „der schöne" hieß, schöner gedacht und würde den Fleischkloß ihm zur Seite, mit Stulpenstiefeln und rother Mütze, eher für den Fleischer Baboeuf als für den genialen Danton gehalten haben, der geistvoll, sprudelnd und schöpferisch, so zu sagen der Mirabeau der Schreckensherrschaft war. Dennoch steh ich ab davon, mit dem Maler um dieser seiner Auffassung willen zu rechten; was er gegeben hat, ist an und für sich überwältigend,

und kümmert's mich wenig, wessen Auge es ist, das die Kraft hat, mich mitten in jene Blutzeit zurückzuzaubern, und wem die lebensvoll ausgestreckte Hand gehört, die ich, erschüttert von dem ganzen Hergang der Scene, ergreifen möchte, um für das schöne, hohe, nun besudelte Weib um Gnade zu flehn. Und wär' ich eigensinniger, und brächt' ich's nicht über das Herz, ihm diesen untergeschobenen Fleischer zu verzeihn, die Mittel- und Hauptfigur des Bildes — Robespierre machte Alles wieder gut. Im seidnen, himmelblauen Staatsfrack, sauber, zierlich, duftig, vom gepuderten Toupet an bis herunter zur blinkenden Schuhschnalle, so haben wir den „Träger der reinen Idee" vor uns, und wäre nicht sein aschgrauer Teint und ein gewisses Zwinkern in den Augenwinkeln, man könnte versucht sein, ihn für einen Hochzeitbitter zu halten. Er war es auch, aber des Todes; Andre sagen — der Freiheit. Das Mädchen hat keinen Blick für ihn; sie kennt diesen blaubefrackten, zierlichen Mann, der sich ihr nähert, als gedächt' er sie zum Tanze zu führen (welch ein Tanz!), sie weiß, seine Seele hat nichts gemein mit jenem Blumenstrauß im Knopfloch, sie weiß, das Bild seines innersten Menschen — ist jener halbmannshohe, braun und weiß gefleckte Bluthund, der jetzt von seines Herrn Hand gehalten, noch finster vor sich niederstarrt, aber losgelassen im nächsten Augenblick sich auf sein Opfer stürzen wird — auf sie. — Das ist das Bild; der Name des Malers ist Ward. Ich lieb' es, Kunstwerke nach der Tiefe des Eindrucks zu beurtheilen, den sie auf mich hervorbrachten; wenn dies

Kriterium gilt, so zählt es zu dem Besten, was ich je gesehen.

Lassen Sie mich diesen Brief mit einer allgemeinen Bemerkung schließen, deren Nüchternheit schlecht passen mag zu der warmen, freudigen Hingebung, mit der ich das Ward'sche Bild besprochen. Was sich mir beim Durchwandern dieser Säle und bei wiederholten Besuchen immer wieder und wieder aufdrängte, das war (vielleicht mit alleiniger Ausnahme des eben ausführlicher besprochenen Bildes) der gänzliche Mangel an Originalität, an besonderem Styl, den man sich versucht fühlen könnte, den englischen zu nennen. Vor Jahr und Tag fuhr ich mit der Post. Ein Reisender erzählte mir von Australien und dem Charakter seiner Landschaften; aus dem Wagen blickend, rief er aus: „wenn eine Wunderhand uns jetzt in die Nähe von Melbourne trüge, Sie würden ruhig weiter fahren und weder an Wald noch Feld bemerken, daß wir bei den Antipoden seien." An diese Worte wurde ich auf der londoner Kunst-Ausstellung auf's Lebhafteste erinnert: ich war wie unter alten Bekannten, da war nichts, was nicht eben so gut Produkt eines deutschen Ateliers hätte sein können. Meine Leser mögen hierauf erwidern: „wenn das ein Tadel sein soll, so trifft er Deutschland so gut wie England" — und das soll er auch. An die Stelle des Besonderen und Nationalen tritt mehr und mehr ein gewisser Kosmopolitismus in der Kunst. Das gilt nicht nur von der Malerei; vielleicht mehr noch von Dichtkunst und Musik. Viele begrüßen das und träumen sogar von

einer Weltsprache. Die Partie steht so: Eisenbahn gegen Thurmbau zu Babel. Ich bin nicht zweifelhaft, wer der letzte Sieger sein wird; aber das falsche Werk der Einheit stieg hoch, eh es zu Falle kam, und unsere Zeit baut wieder daran. Ich denke so: ein Gesetz der Schönheit, aber in ihm die — Mannigfaltigkeit.

Die Middlesex-Wahl.

Die Wahlen in London waren vorüber und meine Erwartungen — getäuscht. Ich hatte nicht eben auf Krawall und Zusammenrottung, oder gar ein Revolutiönchen nach der Mode gerechnet, aber doch auf eine allgemeine und sichtbare Betheiligung der Bevölkerung, auf eine veränderte Physiognomie der Stadt und ihres Treibens. Nichts von dem allen traf ein. Hier und dort ein Riesenplakat in bunten Lettern; auf den Märkten und Plätzen eine Votirbude; in den Bierhäusern vermehrte Konsumtion von Porter und Ale; an den Straßenecken ein Austernhändler, der seinen stummen Meerbewohnern ein „votire für X oder Y" auf die Schale geklebt hatte; sonst nichts als schlaff herabhängende Fahnen, die darüber nachzudenken schienen, was langweiliger sei: diese Wahl oder ihre eigene Bestimmung. Keine Theilnahme, kein gesteigertes Leben, kein Abweichen von dem ausgefahrenen Gleise täglichen Verkehrs. Punkt 9 Uhr wie immer fuhren

die City-Commis im dichtbesetzten Omnibus die Oxfordstraße entlang; Punkt 1 Uhr wie immer zogen die Horse-Guards auf Wache; im James-Park so viel Kindermädchen wie sonst, im Hyde-Park so viel Ladys zu Pferde wie immer; ja selbst am Büchertisch meines Nachbars, des Straßen-Antiquars, fehlte kein theures Haupt und die „lieben alten Gesichter" blätterten so emsig in den vergilbten Scharteken von „Bothwell, der Königsmörder", oder „die Kunst, von jeder Frau geliebt zu werden", umher, als wäre ihnen der Sieg von Whig oder Tory so gleichgültig, wie der Sturz oder die Ernennung eines chinesischen Mandarinen.

Das Schauspiel einer englischen Wahl wird nur noch in kleinen Provinzialstädten aufgeführt, wo es, wenigstens auf Tage, möglich ist, der ganzen Bevölkerung eine gemeinschaftliche Richtung zu geben und wo das Wahlfeuer noch nicht auf jene eisige Apathie millionenfachen Unglücks oder doch unvereinbarer Interessen stößt, die die Flamme dämpft, statt sich von ihr entzünden zu lassen. Wer in London lebt der wähle Brentford, wenn er das Bild einer englischen Wahl mit in die Heimath nehmen will; er findet da noch die gute alte Zeit mit ihrem Reiz und ihrem — Unsinn.

Brentford, kaum eine deutsche Meile von London entfernt, ist der alte Sammelplatz der Wähler von Middlesex, und die Hauptstadt jener kleinen Grafschaft, die sich in schmalem Streifen um die Riesenstadt herumlegt, wie ein werthloser Ring um einen Edelstein, den die Erde zu arm ist mit

ihrem Golde aufzuwiegen. Middlesex schickt zwei Vertreter in's Parlament, seit Jahren dieselben Namen: Lord Grosvenor und Mr. Osborne; jener ein Whig aus der alten Schule, energisch nur in seiner Feindschaft gegen alles, was Tory heißt, — dieser ein Freund und Geistesverwandter des alten Radikalen Hume, des „Vaters der Reformbill." Lord Grosvenor und Mr. Osborne waren auch diesmal wieder gewählt, der letztere jedoch mit einer kaum nennenswerthen Majorität. Vielfach während der Zählung hatte sich die Waage zu Gunsten seines Nebenbuhlers, des Marquis von Blanford, eines eifrigen Derbiten und früheren Vertreters von Woodstock geneigt, und nur die Anhänglichkeit des Städtchens Brentford selbst hatte schließlich die Wiederwahl des „Volksmannes" gesichert. Die Zählung war vorüber und das Resultat gekannt, aber die amtliche Verkündigung desselben durch den Grafschafts-Sheriff, in goldener Kette und Galanterie-Degen, stand noch bevor. Heute war der Tag, 12 Uhr die festgesetzte Stunde und — das Volk geladen. „Lord Grosvenor und Mr. Osborne werden die Ehre haben, der Bevölkerung von Middlesex aufzuwarten (they will attend)" — so lautete die Schlußversicherung in vielen hundert Plakaten. Möglich daß das Wort im Englischen eine mildere Bedeutung hat („erwarten" vielleicht), nichtsdestoweniger ist es ein „Aufwarten" der Sache nach, ein entschiednes „Aufwarten", insofern der Gewählte durch Sitte oder Gesetz verpflichtet ist, auf die oft dummsten Fragen eines bunt zusammengewürfelten Haufens Red' und Antwort zu stehn.

Das Ganze ist ein so prächtiges Stück von Volkssouverainetät, wie es nur irgendwie und wo gewünscht werden kann.

Es geht ein Omnibus nach Brentford. So lange wir London und seine Vorstädte noch zu beiden Seiten hatten, rang das politische Treiben vergeblich nach Geltendmachung; die Hochfluth des londoner Lebens, sein Handel und Wandel schlugen darüber zusammen und begruben es. Kaum aber, daß wir die „Stadt" im Rücken hatten, so trat an's Licht, was eben noch überwuchert war, und hundert Zeichen deuteten auf den Kampf, der sich in Brentford vorbereitete. Die Chaussee, auf der wir dahin rollten, glich wirklich einer Heerstraße. Anhänger beider Parteien, die einen mit blau-roth-weißen Bändern am Hut, die andern mit blau-gelb-grünen Schleifen im Knopfloch, galloppirten wie diensthuende Adjutanten an uns vorüber; neue Truppenmassen, mit Musik an der Spitze und bei jedem Bierhause zum Weitermarsch sich stärkend, wurden von rechts und links in's Feuer geführt; Marketenderinnen mit ihrem Karrenkram saßen unter Ahorn- und Ulmenbäumen, schlechtes Bier aber guten Schatten feilbietend, und Maueranschläge zu beiden Seiten des Weges (denn die Häuserreihe reißt nicht ab) starrten sich wie feindliche Herolde einander an und sagten sich Dinge, die den Schimpfern und Helden vor Troja alle Ehre gemacht haben würden.

Doch das alles war Vorspiel. Das eigentliche Stück begann erst, als wir in Brentford einfuhren, und wenn gewisse Dramatiker Recht haben, die da meinen, „ein gutes

Schauspiel müsse mit einer guten Dekoration beginnen," so ist kein Zweifel darüber, daß die Brentforder zu den Bühnenpraktischen Leuten zählen. Das war nicht mehr die verräucherte Fabrikstadt, das war ein Lauberhüttenfest. Wie bei uns um Pfingsten, wenn halbe Birkenwälder in unsre Dörfer wandern und selbst der Lehmhütte ein festlich grünes Kleid anthun, so war das rußige Brentford jetzt ein mährchenhaft geputztes Aschenbrödel geworden: es war auch zum Weidenbaum gegangen, aber der Baum brauchte sich nicht aufzuthun, aller Schmuck hing frei an den Zweigen. Die Häuser — ein Wald, und die Fenster — ein Garten! Da blühten Fuchsia und Rose, Erica und Rhododendron; hinter den Blumen blühten die Mädchen und wieder über die Köpfe der Töchter hinweg guckten die Mütter, freilich keine Blüthen mehr, und ließen die blau-grün-gelben Haubenbänder im Winde flattern. Alles nickte und grüßte und lachte, selbst Gouvernanten entschlugen sich ihres vorschriftsmäßigen Ernstes und lächelten so bedeutungsvoll, wie der Sklave, wenn er die Kette bricht.

Dazu zahllose Guirlanden, die sich von Dach zu Dach quer über die Straße zogen. Der Inhalt ihrer Tafeln und Inschriften war es, was mehr als alles Andere der Fest-Dekoration meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Ich gebe einige dieser Kernsprüche in wortgetreuer Uebersetzung.

„Triumph bürgerlicher und religiöser Freiheit!"

So empfing uns eine Fahne am Eingang in die Stadt.

„Wer ist bigott? wer predigt religiöse Verfolgung? wer stimmt gegen unsere katholischen Brüder? Wer?

Der Marquis von Blanford!

Mag er's leugnen, wenn er kann, oder dastehen als ein Wolf in Schafskleidern."

„Ein Derby-Hündchen (Marlborough-Race) hat sich verlaufen und ist von Woodstock nach Middlesex gerathen. Leider hat man ihn hier dermaßen gebissen, daß er froh sein mag, in seine alte Hütte zurückzukehren. Glückliche Reise!"

Diese letztere Spötterei war das Grundthema unzähliger Variationen, die ich übergehe; endlich unter einer zweiten Riesenfahne, die ohne Weiteres den „Sturz der Intoleranz!" verkündigte, fuhren wir auf den Marktplatz, wo die Vorstellung so eben begonnen hatte: Lord Grosvenor „wartete bereits auf."

Doch weg jetzt mit dem historischen Styl und das lebendige Präsens an seine Stelle! Lord Grosvenor ist ein ältlicher Herr; seinen Zähnen nach zu schließen keiner von denen, die das Derby-Hündchen herausgebissen haben. Er spricht undeutlich und sehr lange; so haben wir denn Zeit, uns umzusehen. In der Mitte des Platzes steht die Rednertribüne; unmittelbar dahinter erheben sich amphitheatralisch-ansteigend die Bänke der Wähler, im Vordergrunde befindet sich „Volk" und füllt den Platz, ein Konglomerat zerrissener Jacken und

schmutziger Hemdsärmel. Mit seinen eigentlichen Wählern ist der Kandidat seit gestern fertig; nur noch mit „dem Volke" hat er sich auseinanderzusetzen. Drum kehrt er auch vorschriftsmäßig jenen den Rücken zu und wendet sich mit dem üblichen: „Gentlemen, ich habe die Ehre ..." an eine Musterkarte von Straßenkehrern und Schiffsknechten, die Oberst Bersdorf (ein Derbit in Norwich) so unhöflich war, „das erbärmlichste Gesindel" zu nennen, „das ihm all sein Lebtag vorgekommen sei."

Auch das „schöne Geschlecht" ist auf dem Marktplatz vertreten und steuert bei, je nach seiner Art, zur Verherrlichung und Charakteristik des Festes. Zunächst der Tribüne und mitten durch den Volkshaufen hindurch, zieht sich auf gepolsterter Bank ein Streifen reichgeputzter Damen, wie eine Amethyst-Ader durch Rauchquarz. Sie haben ihre Schirme aufgespannt; ich wette, mehr um sich gegen die „Gentlemen", als gegen die Sonne zu schützen. Das schöne Geschlecht von Brentford hat aber auch andere Vertreter abgesandt: Mannweiber, zwischen funfzig und sechszig, mit Katzenschnurrbart und grauen Augen; sie haben am äußersten Rande des Volkshaufens in langer Reihe Posto gefaßt, und wie Trabanten mit langen Stangen bewaffnet, lassen sie deren Inschriften und Embleme über den Köpfen ihrer Männer und Söhne hin und her wehen. Diese Inschriften lauten: „Der Marquis von Blanford ist gegen das billige Brot", und um es dem blödesten Sinne faßbar zu machen, um was es sich han-

delt, prangen auf andern Stangen die handgreiflichen Illustrationen dazu: hier ein Brötchen, kaum größer als eine Faust, mit der Aufschrift: „Blanford für Sixpence," dort ein Riesenbrot mit dem Zuruf: „Osborne für drei Pence."

Endlich! Lord Grosvenor ist fertig und macht dem „Volksmann" Platz. Er wird wie eine Tänzerin empfangen, die fünf Monate auf Urlaub war und zum ersten Male wieder die Wunder des großen Zehen vor ihren alten Freunden entfaltet; es ist nicht Huldigung mehr, es ist Raserei. Und in der That, Mr. Osborne hat Anspruch auf diesen Beifalls-Jubel: er tanzt die englischen National-Tänze, daß es eine Freude ist, und seine Rede wimmelt von „großer Nation" und „ehrenwerthen Gentlemen", von „Freihandel" und „billigem Brot", — da widerstehe, wer kann! Sicherlich, daß die stereotype Schlußposse des Kontinents „das Volk als Pferd" auch hier Platz gegriffen hätte, wenn nicht Mr. Osborne ein bescheidener Fußgänger gewesen wäre. Noch ist der Beifall in der Luft, da lösen ihn plötzlich andere Töne ab: der Marquis von Blanford (auch der besiegte Kandidat hat sich nach alter Sitte dem Volk zu präsentiren) ist vorgetreten, um der Versammlung kaltblütig zu versichern: „daß er und seine Sache das nächste Mal die Sieger sein würden." Aber weiter bringt er's nicht; zwar spricht er noch und versucht seine Stimme in allen Tonlagen, jedoch umsonst. Ein Lärm hat sich erhoben, gegen den der Beifallssturm der vorigen Minute ein bloßes Gesäusel war.

Was menſchliche Organe je erfanden, um ihre Verachtung auszudrücken, vereinigt ſich hier zu einem Monſter-Konzert; unſere vaterländiſchen Katzenmuſiken ſinken zu bloßen Stümpereien herab, oder erheben ſich vergleichsweiſe zum Wohlklang einer Symphonie. Die Pfeife iſt natürlich das Grundinſtrument, aber auch das engliſch-nationale Grunzen findet ſeine Virtuoſen, und die zahnloſen Mäuler unzähliger alter Weiber blaſen, wie Vanſen im Egmont, dem unglücklichen Marquis ihr hämiſches A, E, I, O, U ins Geſicht. Zu gleicher Zeit bringt jetzt die Amazonen-Garde vor, poſtirt ſich mit dem Rieſen- und Zwergbrot dicht vor die Augen des Redners, fächelt ihm mit den Papierfahnen: „Blanford iſt gegen das billige Brot“ unerquickliche Kühlung zu und ſchwingt die grünen Büſchel, mit den orangefarbenen Blumen*), nicht mehr im Triumph und mit den Zeichen der Freude, ſondern drohend wie eine Ruthe. Umſonſt erheben ſich einige Stimmen: „give him fair play!“ oder: „let's hear him!“ umſonſt tritt der „Volksmann“ vor und beſchwört die Gentlemen, den Marquis zu hören, wenn ſie ſeine (Osborne's) Freunde ſeien; umſonſt bringt der Marquis noch einmal durch, um ihnen folgenden Satz in die Zähne zu werfen: „ich verſtehe die Schnurren und Witzeleien meiner Gegner und nehme ſie lachend hin als das Unvermeidliche einer Wahl; aber es iſt unwürdig, mir höhniſch das Jahrgeld vorzuhalten, das ein

*) Unſere ſogenannte „Studentenblume“, die um ihrer Farbe willen an dieſem Tage eine Hauptrolle ſpielt.

dankbares Vaterland meinem Ahn für seine Dienste und seine Siege bewilligte und das auf mich überging, weil ich das Glück habe, ein Enkel Herzog Marlborough's zu sein." Armer Marquis, wohin verirrst Du Dich? Du sprichst nicht im Unterhause und vor Leuten, die eine Ahnung von der Geschichte ihres Landes haben, Du stehst vor „Gentlemen", die von Höchstädt und Malplaquet so viel wissen, wie von den Quellen des Nil. Wirf den Ruhm Deines großen Ahnen nicht länger weg und gedenke der Perle im Sprüchwort. Thu', was Du jetzt thust: lächle und tritt ab.

Das Schauspiel war aus, das Volk verlief sich, ich selbst sprang auf den Omnibus, und während die heiße Mittagssonne mich unbarmherzig briet, hatt' ich Zeit über die Erlebnisse der letzten Stunden nachzudenken. Was soll diese Farce? Mag's immerhin recht sein, voll Mißtrauen auf die Superklugheit der Jungen zu blicken, dies Mißtrauen darf nicht zum Freibrief für all und jeden Nonsens vergangener Jahrhunderte werden. Der ganze Akt ist ein Widerspruch. In Ländern, wo alle Stimmen gleich schwer wiegen, mag dies „Aufwarten" vor versammeltem Volk einen Sinn haben, aber sinnlos ist es, und für den besiegten Kandidaten ein Martyrthum, um nichts und wieder nichts sich einer, in den meisten Fällen bezahlten Rotte in solcher Weise Preis zu geben, einer Genossenschaft, die außerhalb des Wahlrechts stehend, wie auf Abschlag nur mit dem Schimpfrecht ausgestattet zu sein scheint und allerdings versteht, den weitesten

Gebrauch davon zu machen. Weg mit ſolchem Plunder! „Das Jahr übt eine heiligende Kraft“, aber man möge aus demſelben Dichter auch die Wahrheit lernen:

„Das Alte ſtürzt, es ändert ſich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.“

Das goldne Kalb.

Spekulation, Rennen und Jagen nach Geld, Hochmuth, wenn es erjagt iſt, und Verehrung vor dem, der es erjagt hat, der ganze Kultus des goldnen Kalbes iſt die große Krankheit des engliſchen Volkes. Es giebt ſcharfe Augen, die das Uebel wenigſtens erkennen und unermüdet darauf hinweiſen, wenn auch die Heilung freilich von anderer Seite kommen muß. Unter den Warnerſtimmen iſt wie immer die der „Times“ voran; — eine Stimme, die — was immer auch über die Käuflichkeit des Blattes gefabelt werden mag — mindeſtens in allen außer-politiſchen Fragen noch ungleich mächtiger iſt, als wir im Auslande uns vorſtellen. Mit welch' treffender Entrüſtung machte ſie noch vor wenig Tagen wieder Front gegen die oberflächliche Art und Weiſe, mit der man den Prozeß eines Muttermörders behandelt und ohne alles ernſte Eingehen ihn für wahnſinnig erklärt hatte. „Hätte es ſich um Geld ſtatt um Blut gehandelt, an dem ganzen Gerechtigkeits-Apparat würde kein Rädchen gefehlt haben, aber was

vorlag, war nur die Kleinigkeit eines Muttermordes, war eine Sache, durch deren Entscheidung, sie laute so oder so, Niemand ärmer oder reicher gemacht wurde, und solche Sachen sind vor Richter und Jury ohne Belang." Steh' es mir frei, in Folgendem eine ähnliche Stimme wiederzugeben.

„Lies dann und wann einen Roman, um die Phantasie abzukühlen", sagte ein Schriftsteller und Menschenkenner zu einem seiner Freunde, als dieser im Begriff war zu den Antipoden aufzubrechen. Die Weisheit dieses guten Raths wird Jeder einsehen, der mehr als dreißig Jahre zählt. Romane mögen die Handlung konzentriren, das Interesse reizen, das Herz bewegen; die Phantasie zu überwältigen sind sie außer Stande. Es ist die Wirklichkeit, was uns staunen macht; die Dichtung darf nicht halb so kühn sein, selbst wenn sie könnte und wollte. Was würde der Leser sagen, wenn wir ihm von einem Manne erzählten, der vor etwa 150 Jahren in England lebte, seine Jugend in Saus und Braus, in Spiel und Liederlichkeit verbrachte und endlich, zum Bettler herabgesunken, Streit mit einem Freunde suchte und im Duell ihn tödtete; der, vor Gericht gezogen, des Mordes überführt und zum Tode verurtheilt, seine Flucht zu ermöglichen wußte und auf dem Kontinent glücklich angelangt, sein altes Lasterleben fortsetzte und bald eine wohlbekannte Erscheinung in den Spielhäusern Europas ward; der ausgewiesen, erst aus Venedig, dann aus Genua, schließlich selbst aus dem duldsamen Paris, dennoch in die Hauptstadt Frankreichs zurückzukehren wagte, am Spieltisch einem Prinzen von königlichem Geblüt begegnete,

seine Freundschaft gewann, sein Geld- und Geschäftsmann wurde und als solcher zu einem Glanz und Ansehn stieg, daß Fürstinnen vor seinem Weibe sich neigten, sein Sohn der Spielgenoß eines Königs, und er selbst der Abgott von Millionen ward? Was sagt der Leser, wenn wir ihm erzählen, daß eine Herzogin, um nur die Möglichkeit eines kurzen Zwiegesprächs mit diesem seltsamen Abenteurer zu haben, ihrem Kutscher befahl, vor dem Palastgitter des großen Mannes umzuwerfen, und daß eine Marquisin an derselben Stelle und zu demselben Zweck „Feuer!“ zu schreien begann. Wenige Monate hatten ausgereicht, den überführten Mörder, den bettelhaften Flüchtling, den verworfenen Spieler zu einem der größten Grundbesitzer Frankreichs zu machen, und hochherzig goß er über sein zweites Vaterland einen trügerischen Reichthum aus, dessen Summen alle Berechnung übersteigen. Aber das glänzende Bild hat eine Kehrseite: der Racheengel harrte schon, vor seinem Athemzuge brach der stolze Bau zusammen und verschwand wie eine Wasserblase. Der Baumeister selbst barg sich in Dunkelheit und rettete das elende Leben vor der Wuth derer, die noch eine Stunde früher vor ihm gekniet hatten. Und nun der letzte Akt des Dramas, wie berührt er den Leser? Das Schauspiel schließt, wie es begonnen: wieder ein glückliches Entkommen aus den Händen der Gerechtigkeit, wieder ein wüstes Wandern durch die Welt, ein Warten auf die Brosamen, die vom Spieltisch fallen, und endlich das letzte, das Sterben. Venedig, das er durch seine Gegenwart einst geschändet hatte, ehrte er nun durch seinen Tod. Und nun fragen wir — wenn

wir Zeit und Muße hätten, dieſe Skizze zur Erzählung zu erweitern und jene tauſend Einzelheiten zu berichten, worin erſt die Kraft und der Zauber jeder Darſtellung liegt — wer würde Luſt haben, den Einfällen, den „Träumen eines fieberiſchen Hirns“ zu folgen? Traum meint ihr?! Leben und Tod John Law's und der Staats-Bankerott Frankreichs als ein Reſultat ſeiner kühnen und glänzenden Betrügereien, ſind ſo wirklich, wie das Leben George Hudſon's und die Geſchichte der Eiſenbahn-Spekulation in England.

Und die Geſchichte Beider iſt nicht nur wahr und wirklich, nein, ſie bietet auch in merkwürdiger und belehrender Weiſe Punkte der Aehnlichkeit oder gar völliger Uebereinſtimmung dar. Beide waren aus Dunkel und Niedrigkeit hervorgegangen, und beide erhoben ſich zu einem Glanz, der ein ganzes Land zu blenden und zu willfähriger Huldigung hinzureißen vermochte. Hudſon wie Law füllte die Koffer der Leute mit eingebildetem Reichthum, und Hoch und Niedrig, Arm und Reich ſchmiegte ſich zu den Füßen des Einen wie des Andern. Auch Hudſon war Spieler, indem er Kredit und guten Namen an ein verzweifeltes Glücksſpiel ſetzte; auch er wußte feſten Fuß zu faſſen unter den Inhabern des großen Grundbeſitzes und zählte zu Freunden und Gefährten, was irgendwie Klang und Namen im ganzen Lande hatte. Auch er machte ein Haus; ſeine Salons waren der nie leere Altar, darauf die Goldanbeter Tag um Tag ihren Schmeichel-Weihrauch ſtreuten und die Dankesopfer ihrer Schacherſeelen darbrachten, bis plötzlich der Traum endete und der Tag der Rechenſchaft

anbrach, der nun Flüche brachte aus Kehlen, die noch heiser waren vom Lobgesang, und Mißhandlungen von Händen, die sich einst hochgeehrt gefühlt hatten, auflesen zu dürfen, was von des Herren Tische fiel.

Hundert und funfzig Jahre haben viel geändert, und es soll nicht geleugnet werden, sie haben dem Ziel und der Aufgabe aller Civilisation uns näher gebracht. Welche Fortschritte in Wissenschaft und Kunst, welche Allgemeinheit der Bildung, welch erleichterter Gedanken-Austausch innerhalb des einzelnen Volks und zwischen den Völker-Familien! Doch in manchen Stücken sind wir genau, wo wir waren. Zu den Zeiten John Law's suchte man eine Herzogin, die ein Mitglied der königlichen Familie nach Genua begleiten sollte. „Oh, wenn Ihr einer Herzogin bedürft — rief der Hof-Kavalier — so schickt zur Madame Law; dort habt Ihr die Auswahl, — sie versammeln sich dort." Wäre an einem jener Tage, wo Mrs. Hudson „Freunde" empfing, plötzlich Nachfrage nach einer Dame von Rang und Stand gewesen, der diensthuende Kammerherr am Hofe von St. James hätte eine ähnliche Antwort geben dürfen, wie vor hundert und funfzig Jahren sein französischer Kollege. Die Köder und Anziehungskräfte waren 1720 und 1848 genau dieselben, und ob Generationen dahin gegangen sind, der Zauber des Goldes, seine magnetische Kraft und seine entwürdigende Herrschaft sind geblieben. Zur Law'schen Zeit stand ein Buckliger in der Rue Quincampoix (wo sein Bankierhaus sich befand) und vermiethete seinen Höcker auf Tag und Stunde als Schreibpult.

Law ist hin und der Bucklige auch, aber der häßliche Höcker ist geblieben. Lords und Ladies, wohlgeformt wie wir, tragen ihn mit sich herum und schließen Geschäfte darauf ab, die besser ungeschlossen blieben.

Wir sind eine imitative Spezies, Nachahmen ist unser größter Hang, und was die Reichen und Vornehmen thun, das thun wir auch, ohne Kritik, ohne Frage, ob es uns paßt oder nicht. Als Mr. Law's Kutscher die Entdeckung machte, daß sein Herr durch Papierverkauf reich geworden sei, schickte er sich an, mit ins Geschäft zu gehen, und that's. Zwei Kommisstellen waren zu besetzen, und der Kutscher-Kompagnon präsentirte zwei Kandidaten. „Wählt" — rief er seinem Herrn zu — „Ihr habt die Entscheidung, der Eine ist für Euch, aber der Andere für mich." Wie viele Thunichtgute zur Zeit des „Eisenbahnkönigs" und seiner Herrschaft nahmen sich ein Muster am Kutscher des Mr. Law! Angespornt durch das böse Beispiel ihrer Herren sank ehrliche Arbeit im Preise; „Spekulation" hieß ihr bequemes und einträglicheres Geschäft; feine Kleider traten an die Stelle des Arbeitsrockes, und statt des ehrlich erworbenen Brotes aß man das Brot lasterhafter Faulheit. So war es und so ist es noch. Kopfschüttelnd sehen wir die ungeheure Kluft zwischen Arm und Reich, zwischen Niedrig- und Hochgeboren; aber der Anblick wird trostlos, wenn der Reiche nichts ist als ein emporgekommener Rübenbauer, der mit etwas Goldstaub in der Tasche Alles, selbst das Höchste, neben oder gar unter sich zu stellen trachtet und, dem Vogelsteller gleich, mit einer Hand voll Silberkrümel die

lieblichsten Sänger des Waldes, selbst die Lerche aus ihrem Himmel zu seinen Füßen zu locken weiß.

Unser gesellschaftliches Leben ist reich an Unglaublichkeiten, für die nichts spricht, als — die Thatsache. Ihr tretet Sonntags in eine überfüllte Kirche; kein Platz mehr für euch, und stehend lauscht ihr einer Beredtsamkeit, die allsonntäglich diese Räume bis unters Dach zu füllen pflegt. Der Redner ist im höchsten Maße populär und steht sich tausend Pfund. Sein Name ist makellos. Seine Gemeine verehrt ihn, und um so mehr, je mehr er sie geißelt. Dekane und Bischöfe seines Sprengels sind durchdrungen von seinem Talent und begünstigen es. Seine Lehre und sein Leben stehen gleich hoch. Er sagt euch heut, daß Geiz die Wurzel alles Uebels sei; er warnt euch vor dem heißen Verlangen nach Geld und Gut, vor Mißgunst und Unzufriedenheit und ruft euch zu, über die irdischen Güter das himmlische Erbe nicht einzubüßen. Er citirt euch die Autorität der Bibel, er verweist euch auf Kapitel und Vers, und nachdem er sicher ist, eure Ueberzeugung für sich zu haben, öffnet er die Thore seiner Beredtsamkeit und reißt euch vollends mit sich fort durch die Macht seines Worts. Ihr geht nach Hause, fest entschlossen die neue Woche weiser und besser zu beginnen — da fällt euch die Montagszeitung in die Hand, ihr les't: die Stelle eines Nachmittags-Predigers ist vakant, eine gute Stelle, vierhundert Pfund jährlich und allwöchentlich eine Predigt. Zwei arme Kandidaten haben sich gemeldet, aber es sind noch andere Bewerber da, und obenan les't ihr den Namen eures christlichen Lehrmeisters, trotz

aller Glaubenstüchtigkeit, trotz tausend Pfund jährlich und trotz seiner Selbstverleugnungsrede, die euch beinahe vom Pfade des Irrthums abgelenkt hätte.

Ihr seid vielleicht ein Lord, oder der Sohn eines Lords. Parlament und Saison sind geschlossen, und ihr geht aufs Land. Euer Freund, Lord Birmingham, versammelt „einen auserwählten Circle" auf seinem Landsitz; ihr seid unter den Begünstigten. Es ist Frühstückszeit, ihr tretet ein, die Gäste sind bereits versammelt. Alles ist da, was ihr wollt: ein Herzog, ein Marquis, ein Graf, ein Vicomte und ein Baron. Ihr seid ein jüngerer Sohn und findet es in der Ordnung, daß der Baron den Herzog umschwänzelt. Wir haben hier zwei andere Gäste (wenn es gestattet ist, den stillen, blassen, trostlos dreinschauenden jungen Mann, der wie ein Verurtheilter bei der Henkersmahlzeit dasitzt, einen „Gast" zu nennen), einen Jüngling und einen Mann von vierzig. Von dem Ersteren hat Jeder zu viel und wünscht ihn weg, an dem Letzteren hat Keiner genug. Der junge Mann ist eines Landpredigers Sohn und Erzieher von Lord Birmingham's Sohn und Erben. Er hat in Cambridge seine Studien gemacht und hofft sich mit der Zeit durchzuschlagen. Er ist aus guter Familie, hat aber keinen Sixpence in der Tasche; sein halbes Gehalt schickt er nach Hause zur Unterstützung seiner Familie, und soviel von der bitteren Arznei: „Wissenschaft und gute Lebensart" dem Sohn und Erben beizubringen ist, so viel gibt er ihm gewissenhaft. Der Kandidat vertritt „Elternstelle" seinem Pflegling gegenüber; aber seine Titel, sein Wissen,

seine gute Erziehung reichen nicht aus, ihm bei Tisch einen höheren Rang als den eines ersten Bedienten anzuweisen. Ihr kennt diese Art von Stellung und seid nicht erstaunt nach lautlos eingenommener Mahlzeit den blassen Erzieher schattenhaft und unbemerkt verschwinden zu sehen. — Aber hörtet ihr jetzt das Gewieher? Der Vierziger wird heiter und lacht. Ihr seht ihn heute zum erstenmal, aber ihr kennt die Gattung, man sieht sie zu Dutzenden auf dem Viehmarkt in Smithfield. Es ist der berühmte Snobson; vor zehn Jahren stand er noch hinterm Ladentisch (mancher Bessere hat's auch gethan). Spekulation und allerlei sonst noch haben ihn zu einem Millionär gemacht, aber auch zu nichts weiter. Seine Seele ist gemein und seine Zunge fließt über davon. Der niedrigste Diener Mylords ist im Vergleich zu ihm ein König, ein Held. Wenn er sich bewegt, spricht, ißt oder trinkt, so überläuft es euch kalt, denn ihr erwartet jeden Augenblick, daß man ihn auffordern wird, seinen Platz in der Bedientenstube zu nehmen. Ihr fühlt, daß wenn man das Gold von diesem geschmacklosen Prachtbau, der sich „Snobson" nennt, abkratzen könnte, nichts übrig bleiben würde als die schmutzigste Lehmhütte. Ihr fühlt es, und Lady Birmingham fühlt es auch; dennoch ist sie ganz Ohr und ganz Bewunderung, und alle Lady's ringsum, jung und alt, sind es mit ihr. Die Lords bleiben nicht zurück: der Herzog an der Spitze, alle sind sie stolz auf solche Bekanntschaft, man hat kein Auge für die Gemeinheit dieses Menschen, oder will es nicht haben, und seine Unverschämtheit wird pikant und unterhaltend gefunden. Wie heißt

der Schlüssel zu diesem Räthsel? Geld! und ihr, die ihr von der „Aufgabe“ sprecht, die ihr in der Gesellschaft zu lösen habt, und immer wieder Gewicht legt auf die Pflicht besonderer Rücksichtsnahme auf euch selbst, ich frag' euch, wo bleibt das erste Erforderniß — die Selbstachtung, wenn ihr überfließt von unwürdiger und entehrender Schmeichelei?!

Genug der Beispiele; jeder Tag gibt neue Belege. Wir schätzen nichts so sehr wie Geld, und begierig nach Ehre und Ansehn, setzen wir Alles an die Erlangung dessen, was nach unserem Dafürhalten einzig und allein Ehre und Ansehn gibt, und entschlagen uns dabei jeder Tugend, die im Kalender steht. Mr. Guizot, der mit philosophischem Forschergeist den Charakter des englischen Volkes geprüft hat, äußert sich gelegentlich dahin, daß den Fremden nichts so mit Bewunderung vor den englischen Hülfsquellen erfülle, als die unzähligen, aus edlem Herzen und freiem Antrieb hervorgegangenen Stiftungen zur Linderung und Minderung eines vielgestalteten Elends. Der Historiker hätte vielleicht kühner sprechen und sagen dürfen, daß nichts die verschwenderische Freigebigkeit des Engländers überbiete, als die Gier, mit der er die Mittel dazu erwirbt, und daß, wenn es seine Tugend ist liberal mit der Börse zu sein, auch unerträglicher Geldstolz sein Fluch ist. Die Geschichte vom „goldenen Kalb“ in England ist noch nicht geschrieben. Es geht über die Kraft einer Publizisten-Feder das volle Bild davon zu entwerfen. Ein Genius mag sich dieser Aufgabe bemächtigen und mit dichterischer Gestaltungsgabe ausführen, was wir ihm als flüchtige Skizze überlassen.

Das deutsche Theater in England.

Ein deutsches Theater in London! Unsre Landsleute sind nicht mehr sie selbst: ein elektrischer Schlag ist durch die Nation gegangen; sie hat aufgehört der blinde Bewunderer fremder Sitte, der dienstfertige Schleppenträger fremden Hochmuths zu sein. Sie fühlt sich wieder als das, was sie ist, schätzt wieder, was sie hat und was sie in krankhafter Bescheidenheit weit unter den Werth taxirte. Vor zwanzig Jahren hätte sich hier eine deutsche Truppe unmöglich halten können; das Unternehmen wäre Hungers gestorben, St. James-Theater und horror vacui wären verwandte Begriffe gewesen. Das englische Publikum hätte gefehlt, noch mehr aber das deutsche; jenes weil das Interesse für deutsche Sprache damals noch außer Fashion war, dieses weil es mit Spott und Wohlbehagen tagtäglich die eigene Mutter zu verleugnen pflegte. Das ist anders geworden, und wiewohl der erste Bericht der „Times" von einem Publikum spricht, das der Aufführung des „Egmont" mit dem Schulbuch in der Hand

gefolgt sei, so kann ich Ihnen doch versichern, daß das Publikum entschieden deutsch und seine fast begeisterte Aufnahme dessen, was geboten wurde, eine Art Demonstration war; man wollte entzückt sein. Die Deutschen in London, die es vor Zeiten für ihre Pflicht gehalten haben würden vornehm auf die Sache herabzublicken, fanden jetzt eine Ehre darin, das Unternehmen um jeden Preis zu stützen und zu halten. Es war ein deutscher Theaterabend: auf den Foyers klangen Einem alle Dialekte zwischen Oder und Rhein ans Ohr, der sächsische natürlich, wie der Ton einer Pickelflöte, jeden andren überpfeifend, und am Buffet hätte man glauben können in Dresden oder Berlin zu sein, wenn nicht die Ingwerbier-Flaschen gewesen wären und — die londoner Preise.

Das Verdienst einer ersten Anregung zu diesem Unternehmen gebührt dem Dr. Küntzel; nichtsdestoweniger hat Emil Devrient das größere, die gegebene Idee muthig erfaßt und trotz unendlicher Schwierigkeiten glücklich ausgeführt zu haben. Ganz abgesehen davon, daß bei der Charakter-Eigenthümlichkeit des Engländers, dessen Interesse durch allerlei Zufälligkeiten angeregt aber auch verscherzt werden kann, der Erfolg keineswegs vorher zu berechnen war, bot das Engagement einer Truppe, wenn sie nicht den Kofferträgern der Demoiselle Rachel gleichen sollte, unendliche Schwierigkeiten dar. Mittelmäßigkeiten durften es nicht sein, Berühmtheiten aber sind dieselben in der Schauspiel- wie in der Feldherrenkunst: sie fechten nicht gern auf einem Terrain das

sie nicht kennen, und selbst im Fall eines Sieges, scheuen sie die Nebenbuhlerschaft eines Mit-Triumphators, der an der Seite Emil Devrients nicht fehlen konnte. Indeß — was vermöchte auf die Dauer einem beharrlichen guten Willen zu widerstehen! — endlich schifften sich dreißig deutsche Schauspieler in Ostende ein, die einzig denkbare Truppe, deren Landung auf keinen Widerstand rechnen durfte. Und doch kamen sie, wie vor 1400 Jahren, unter einem berühmten Sachsenführer und wie dieser bereit, das Land zu erobern.

Am 2. Juni wurde der Cyklus mit „Egmont" eröffnet. Ihm vorher ging ein Prolog, der besser fortgeblieben wäre. Der Vorhang rollte auf: rechts und links die Statuetten Göthe's und Schiller's, beide überragt von einer Büste Shakespeare's. Schon dieser leicht zu errathende Rebus war des Guten zu viel, wurde es aber vollends, als eine junge Dame vortrat und, mit einem Lorbeerkranz bewaffnet, anhob über Sprachverwandtschaft, englische Freiheit ꝛc. sich des Weiteren zu verbreiten. Die Huldigung war nicht fein, die Verse schlecht, und der Vortrag wie für deutschlernende Ladies eingerichtet. Unsere Sprache schien nur aus Spondäen und Molossen zu bestehen und die unglückliche Sylbe „en" dürfte nie zuvor mit so viel Auszeichnung behandelt worden sein.

„Egmont" folgte. Mag da Handlung fehlen; auch das Wort hat gelegentlich sein Recht und es riß wieder mit fort und zündete, wie es schon tausendfach gezündet hat. Die Volksscenen, die Scenen Egmonts mit seinem Schreiber

und Clärchen, dieſe wunderbaren Dialoge hatten noch ihren alten Zauber, und nur Eines berührte mich wie etwas Verbrauchtes — die Freiheitstiraden des letzten Akts. Ob es ein Fluch der Phraſenhaftigkeit unſerer Zeit iſt, uns auch die Freude an dem verleidet zu haben, was über dem tönenden Erz und der klingenden Schelle ſteht, oder ob jenes Pathos: von Tod für's Vaterland, von Schergen- und Tyrannenthum wirklich einer Stufe angehört, die von einer politiſch reiferen Zeit überwunden werden mußte, laſſe ich dahingeſtellt ſein; kurzum ich blieb kalt. Und gerade dieſe Stellen ſind es geweſen, die, dem Urtheil der londoner Preſſe nach, das engliſche Publikum mit fortgeriſſen haben. Was iſt das anders, als ein neuer Beweis, daß England in Geſchmackſachen zurück iſt. Der Engländer verlangt alles gecayennepfeffert; Curry-powder und Mixed-pickles in Kunſt, wie im Leben. Sie haben noch nicht begriffen oder es wieder vergeſſen, daß die dramatiſche Kunſt nichts ſein ſoll als die Spiegelung eines erhöhten, aber doch immer wahren Lebens, und daß es Nonſens iſt, einen Hamlet-Monolog im Tone eines Karl Kunſt'ſchen Otto von Wittelsbach herunter zu donnern, oder den „lieblichen" Wahnſinn der Ophelia, und wär's auch nur mit einer Zeile, in die Tobſucht der Königin Konſtanze (im King John) ausarten zu laſſen.

Außer Dresden haben nur drei Theater von Bedeutung ein Kontingent geſtellt: Braunſchweig, Stuttgart und Darmſtadt. Den Reigen eröffnet wie billig Emil Devrient ſelbſt. Wie es in Buchhändler-Anzeigen heißt: „der berühmte

Name überhebt uns jeder Anpreisung", so laß auch ich es bei der bloßen Vorstellung bewenden. „Wer lobt den Homer?" citir' ich, natürlich cum grano salis. Emil Devrient*) weiß eben im vollsten Maße das, was die Engländer nicht wissen: „daß nur das Maß die Schönheit hat."

An Ruf und Bedeutung steht ihm Grunert am nächsten. Er ist bis jetzt noch nicht aufgetreten, wie Einige sogar meinen noch nicht eingetroffen,**) obwohl Alba (im Egmont), sowie auch König Philipp seinem Repertoire angehören. Die Berliner kennen ihn aus jener Zeit her, wo nach dem Tode Seydelmann's ein Ersatz gesucht und schließlich in einem Wettkampf zwischen Grunert und Döring zu Gunsten des letztern entschieden wurde.

Kühn aus Darmstadt, die Doublette Grunert's, gab uns die obengenannten zwei Rollen und gab sie mit jenem

---

*) Ich kann nicht umhin, über die später stattgehabte Aufführung des Hamlet (Devrients Glanzrolle) hier noch ein interessantes Faktum nachzutragen. Drei berühmte Hamletspieler verschiedener Epochen: der steinalte Kemble, der noch rüstige Kean und ein Dritter (nicht Macready) dessen Namen ich vergessen habe, hatten sich bei der Vorstellung eingefunden um voll Neugier und Theilnahme einem Spiel zu folgen, das mit ihnen und ihrem Ruhm concurriren wollte. In drei Rängen des Hauses saßen sie Einer über dem Andern, und der alte Kemble zu oberst. Der Triumph Devrients war ein vollständiger; an der Spitze des Beifall spendenden Hauses aber standen die drei Rivalen und begrüßten den Vierten, neidlos, wie es dem Künstler geziemt. — Eine Folge dieses Sieges war die von besondern Huldigungen begleitete Aufnahme Emil Devrients in den Shakespeare-Club.

**) Er blieb überhaupt aus; die Gründe hab' ich nie erfahren.

Verſtändniß, das in England (weniger von der Kritik als vom Publikum) unverſtanden bleibt. Er verſchmäht jede bloße Appellation an das Trommelfell. Sein Alba genügte mir weniger, weil das Bild Seydelmann's in dieſer Rolle noch allzu lebhaft vor meiner Seele ſtand; deſto vortrefflicher fand ich ſeinen Philipp. Das mehr engliſche Publikum, das dieſer zweiten Vorſtellung beiwohnte, blieb verhältnißmäßig kalt; er ſchrie nicht genug. Wohl ihm, daß er ſich durch dieſen halben Erfolg nicht beſtimmen ließ, auf falſchem Wege mehr erringen zu wollen und dadurch in den Augen der Urtheilsfähigen den ganzen einzubüßen. Nur etwas möcht' ich tadeln, um ſo mehr und entſchiedner, als ich damit gegen eine ganze Schule Front mache, die von Frankreich aus herübergekommen, auch bei uns Mode zu werden droht. Der Schauſpieler lieſt ſeine Rolle, macht ſich, ſo gut er kann, ein Bild von der Perſönlichkeit und dem Charakter deſſen, den er ſpielen ſoll und giebt uns nachher, mit Umgehung des Dichters und ſeiner doch nicht immer nutzloſen Worte, ein lebendes Bild; — man erniedrigt das Drama zur pantomimiſchen Darſtellung. Der Dichter hat einen Cromwell oder Wallenſtein, einen Carl Stuart oder Richelieu gezeichnet; was thut der Schauſpieler? er beſucht Gemälde-Gallerien, ſtudirt die Bilder Van Dyks oder Paul de la Roche's, wirft, wenn er Zeit hat, auch einen Blick in Rottecks Weltgeſchichte und giebt uns hinterher ein charakteriſtiſches Bild ſtatt einer Charakterrolle; — der Dichter und ſeine Worte werden übergeſchluckt. Es giebt Schauſpieler (dazu gute), die in

Ueberschätzung ihrer selbst ganz ernsthaft versichern, der Dichter habe nichts weiter als ein Personenverzeichniß und die scenische Eintheilung des Stoffs zu geben, alles Andre sei Sache des ausübenden Künstlers, der somit Dichter und Schauspieler in einer Person zu sein trachtet. Ich laß es dahingestellt sein, wie viel Schuld die Dichter selbst, und insbesondere die französischen Lustspielfabrikanten, die es in der That gleichgültig machen, ob der Schauspieler *ihre* oder *seine* Worte citirt, an diesem Uebermuth der Bretterhelden tragen: — ich gebe nur die Thatsache und begnüge mich dabei hinzuzufügen, daß auch *Kühn* von dem Einfluß dieser Mode nicht frei geblieben ist. Das Murmeln in den Bart, das Verschlucken und dann wieder plötzliche Herausstoßen von Worten mag unter Umständen geeignet sein, das Charakterbild zu vervollständigen; das Drama soll aber mehr geben, als solche *Bilder*, und wie ein Kirchgang uns einen Spruch mit nach Haus giebt, so soll ich auch reicher im Herzen das Schauspiel verlassen; dazu braucht es aber der Worte.

Frau *Stolte* aus Braunschweig ist eben so hübsch wie wohlgeschult, eine Künstlerin, doch ohne die höchsten Staffeln erklommen zu haben. Dazu ein Klärchen! es wird immer einer verwandten Natur bedürfen, um den ganzen Zauber dieser Rolle wiederzugeben. Die „Klärchen" sind selten im Leben und müssen es noch mehr auf den Brettern sein; das Bühnenleben ist nicht das, was der schönen Einfalt Vorschub leistet. — Frau Stolte's „Königin" (im Don Carlos) schien mir gelungener; ihre Scene mit Philipp — im

vierten Akt — sogar ein Meisterstück. Die Leidenschaftlichkeit des Moments überhob sie der, in den übrigen Scenen gebotenen Grandezza, worin sie sich nur mühsam zurecht finden konnte und um deshalb jener Würde entbehrte, ohne welche die Grandezza zu bloßer Steifheit wird.

Genüge das Gegebene, und sei mir's zum Schluß nur noch erlaubt, meine Muthmaßung über den Erfolg des deutschen Theaters in London auszusprechen. Der äußere ist nicht zu berechnen; doch wird das Publikum dem ganzen Unternehmen gegenüber wohl zunächst jene ruhig-kalte Stellung einnehmen (was den fashionablen Besuch des Theaters natürlich nicht ausschließt), die der mißtrauische Engländer gegen alles Fremde zu behaupten pflegt. Auch das Kopfschütteln derer, die den alten Kean noch im Gedächtniß haben, wird nicht ausbleiben. Nichtsdestoweniger, ob gelobt oder getadelt, wird eine Wirkung auf die englische Schauspielkunst sich geltend machen und die endliche Erkenntniß sich Bahn brechen, daß nur ein Weg zum guten Ziele führt — die Natur.

Der Tower.

Die Sonne lacht und der Himmel iſt wolkenlos. Ein Steamer trug uns von Weſtend bis an die Londonbrücke, und auf gut Glück dem Menſchenſtrom uns überlaſſend, der jetzt in die Themſeſtraße einmündet, befinden wir uns plötzlich inmitten des bunten City-Treibens und ſchwanken, ſtaunenden Auges, was reicher ſei: der blitzende Bazar, von dem wir kommen, oder das rußige Bergwerk, zu dem wir gehen. Ganz London ein goldener Baum: Weſtend ſeine Blüthe, aber die City — Wurzel und Stamm.

Doch wir haben andere Ziele heut als Dock und Speicher, als Keller und Werft, und vorüber an „Billingsgate", dem weltberühmten Fiſchmarkt, der mit ſeinen Auſtern und Muſcheln und all ſeinem noch kribbelnden Seegewürm: Krabben und Krebſe, Lobſter und Spinnen — vor uns liegt wie ein trockengelegtes Stück Meer, vorüber auch an Zollhaus und Kohlenbörſe, gerathen wir jetzt auf einen weiten, freien Platz, der mälig anſteigend einem gepflaſterten Hügel gleicht. Auf ihm

liegt der „Tower.“ Gespenstisch-grau steht er da: ein Grabmonument über einer gestorbenen Zeit und — die englische Geschichte seine Inschrift.

Der Tower ist eine Art Fort, von einem breiten, jetzt ausgetrockneten Graben ringsum eingefaßt, und besteht aus einem bunt zusammengewürfelten Haufen von Wällen und Thürmen, deren bedeutendster, der weiße Tower, wiederum eine Citadelle für sich bildet und isolirt aus der Mitte des geräumigen Festungshofes emporragt. Wie weit der Tower unsern modernen Anforderungen an einen „festen Platz“ entspricht, muß ich dahin gestellt sein lassen; seine Lage indeß, auf einem Hügel inmitten der Stadt und in unmittelbarer Nähe der Themse, darf noch jetzt als überaus günstig bezeichnet werden: er beherrscht Stadt und Strom. Es ist um deshalb auch mindestens wahrscheinlich, daß der alte Römerthurm, dessen Ueberbleibsel Einem noch jetzt als Fundament des weißen Towers gezeigt werden, wirklich an dieser Stelle gestanden habe, da keinem Kriegsverständigen, geschweige einem Cäsar, die Vortheile dieser besonderen Lage entgehen konnten. Der jetzige Tower, so weit er überhaupt dem Mittelalter angehört, ist überwiegend eine Schöpfung Wilhelms des Eroberers, der eine Festung nöthig glaubte, um das zu Aufständen geneigte London (man ersieht nicht, ob aus Anhänglichkeit an die alte Sachsen-Dynastie) im Zaume zu halten.

Nur wenige Theile des Towers, und nicht eben die interessantesten, stehen dem Publikum zur Besichtigung offen. Wer alles sehen will, bedarf einer Erlaubnißkarte von Seiten

des Herzogs von Wellington, wenn er's nicht (was anzurathen ist) vorzieht, sich jenes silbernen Schlüssels zu bedienen, der überall schließt, auch im Tower zu London.

Der Besucher passirt zunächst vier auf einander folgende Thore, die jeden Morgen bei Tagesanbruch mit allen Förmlichkeiten einer Festung geöffnet werden. Am ersten oder zweiten Thore gewahrt man eine Art Wachtlokal, vor dem ein halbes Dutzend seltsam gekleideter Gestalten auf und ab patrouilliren und gähnend in die Morgensonne blicken: es sind die Towerwächter in ihrem mittelalterlichen Trabantencostüm. Vordem hießen sie „Yeomen"; die große Masse Rindfleisch indeß, die sie in der königlichen Vorhalle zu vertilgen pflegten, wenn sie Dienst im Schlosse hatten, zog ihnen den Namen „Beefeater" (Rindfleischesser) zu, eine Bezeichnung, die ihnen — und ihren wohlgenährten Gestalten nach mit vollem Recht — bis auf den heutigen Tag geblieben ist. Ihre Tracht ist mehr auffällig als schön, wiewohl jedenfalls nicht häßlicher, als der taillenlose Schwalbenschwanzfrack eines modernen englischen Soldaten. Das Kostüm der Beefeaters besteht aus einem rothen, vielfach mit allerhand Plattschnur besetzten Waffenrock und einem Hut, der, mit Ausnahme seiner breiten Krempe, genau der sammtnen Kopfbedeckung unserer protestantischen Geistlichen gleicht. Einen dieser Towerwächter wählt man als Führer.

Was wir zunächst gewahren, ist der Bell-Tower (Glocken-Thurm), auf dem sich die Alarm-Glocke für die Garnison befindet. In diesem Thurme saß Prinzessin Elisabeth und

vor ihr Graf Salisbury gefangen; doch bedarf beides der Bestätigung. Wenige Schritte weiter bemerkt man in dem Steinwall zur Rechten eine schwere, eisenbeschlagene Thür; das ist „Traitors Gate", das „Hochverräther-Thor". Von einer zur Seite gelegenen Schreinerwerkstatt aus läßt sich ein Ueberblick über diesen Ort gewinnen. Es ist ein Wasserbassin, von der Größe und dem Ansehn einer geräumigen Badezelle; von oben blickt der Himmel herein. Einander gegenüber liegend gewahren wir zwei Thore: das eine führt auf den Strom, das andere zum Tower-Hof. Geräuschlos, meist in dunkler Nacht, glitt das wohlbesetzte Boot die Themse hinunter. Fernab von Volk, Freunden und jeder Möglichkeit der Rettung, starrte der Angeklagte vor sich hin und ahnte: ich fahre in den Tod. Wenn das Außenthor sich öffnete und wieder schloß, war er schon wie im Kerker: vier hohe Wände ringsum und nur ein Streifen Himmel über sich. Zu *ihm* mocht' er aufblicken, *ihn* mocht' er anrufen: das Ohr und die Gnade der Menschen lagen weit hinter ihm. Schweigend legte sich das Boot an die steinernen Stufen, die noch jetzt zu dem innern Thore hinaufführen, und der Verklagte bestieg sie wie seine *erste* Leiter zum Schaffot. Der Letzte, der hier anlegte, war Arthur Thistlewood, ein Führer der Cato-Street-Verschwörung; wenig Wochen später war er gehenkt. Unter den Wenigen, die diesen Weg zweimal machten, hin und *zurück*, war Prinzessin Elisabeth.

Fast gegenüber von Traitors Gate bemerken wir einen zweiten Thurm. Er heißt Bloody-Tower, Blut-Thurm. Hier

wurden die Söhne Eduards erwürgt. Im zweiten Stock gewahren wir ein Fenster mit trüben, in Blei gefaßten Scheiben; dahinter liegt der Ort der That. Das Fenster steht halb offen und schaut drein, als bät' es den sonnigen Tag um Luft und Licht. Umsonst! Der Blutgeruch haftet hier, wie an den weißen Händen der Lady Macbeth.

Das gewölbte Thor des Blutthurms führt uns auf einen geräumigen Platz, von Wällen, Thürmen, alterthümlichen Häusern und modernen Kasernen ringsum eingefaßt. In der Mitte des Platzes erhebt sich der White-Tower. Nach der Ostseite hin erblicken wir die Ueberreste des Bowyer-Thurms, wo der Herzog von Clarence im Malvasierfaß ertränkt wurde. Nicht fern davon ist der Brick-Tower, wo Lady Jane Grey gefangen saß, und der Wakefield-Thurm, wo Heinrich VI. ermordet wurde. Interessanter aber für den Besucher ist der Beauchamp-Thurm, das ehemalige Staatsgefängniß, worin die Mehrzahl derer saß, die unter der Anklage des Hochverraths standen. Wir treten ein. Was wir zuerst erblicken, ist, aus der Kellertiefe emporragend, der Obertheil eines backofenartigen Kerkers. Aber dieses Wort ist Beschönigung: es ist ein Kerkerloch. Der Raum reicht nur eben aus zum Sitzen; es ist unmöglich, sich darin zu strecken oder gar aufrecht zu stehen. Kein Lichtstrahl dringt hinein. Die Wände dieser Höhle sind mit eingekratzten Namen bedeckt (ich sah sie beim Schimmer eines angezündeten Lichtchens), aber theils unleserlich, theils ungekannt. Nur von Einem weiß man mit Sicherheit, daß er hier athmete: Lord Cholmondely (zur

Zeit Heinrichs VIII. oder der Maria Tudor) saß hier sieben Jahre. — Eine Steintreppe führt uns ins erste Stock und wir befinden uns jetzt in einem achteckigen Zimmer, dem ziemlich geräumigen Speisesaal der Tower-Garnisons-Offiziere. Vor drei Jahrhunderten saß hier minder heitere Gesellschaft am Tisch; zahllose Inschriften an den Wänden geben Kunde davon. Viele sind flüchtig eingekratzt, wie in der letzten Stunde vor der Befreiung, oder doch (denn zu oft nur war es Täuschung) in dem Glauben daran. Andere sind tief und sauber eingegraben; die Arbeit eines Mannes, der da wußte: ich habe Zeit. Oft begegnet man dem Schriftzuge AR, den Anfangsbuchstaben des Lords ARundel, Grafen von Norfolk. Hier saß Thomas Bell (Glocke); er hat eine Glocke gezeichnet und seinen Vornamen sammt Jahreszahl hinein. Hier saßen fünf Brüder Dudley: Guilford, Robert, John, Ambrosy und Henry. Guilford starb unterm Beil der einen Königin; Robert (Graf Leicester) stand neben dem Thron der anderen. Hier saß Arthur Poole, ein Enkel des Herzogs Clarence, und kratzte, halb Hoffnung, halb Verzweiflung, in die Wand: „Gefahrvolle Fahrt verschönt den Hafen.“ Hier saß Charles Bailly, der Freund der schottischen Marie; dem Gedanken nachhängend, daß seine Königin dulde, wie er selbst, schrieb er in den Stein: „Der ist der Unglücklichste, der verzagt wenn er leidet, denn nicht das Unglück tödtet uns, sondern die Ungeduld.“ Ein breiter Rand, gleich einem Rahmen, zieht sich um diese Worte und in ihm lesen wir: „Feind sei Keinem, Freund nur Einem.“ Hier saß Thomas Clarke. Die Geschichte hat

keinen Raum für ihn gehabt auf ihren Tafeln, aber die Wände dieſes Kerkers überliefern uns ſeinen Namen und in zwei Zeilen ſein Leben und ſeinen Schmerz:

Prüfe den Freund bevor Du vertrauſt,
Und wohl Dir, wenn Du dann ſicher bauſt.

Wir verlaſſen dies Zimmer wieder, das mir ſchlecht gewählt ſcheint für die Tiſchheiterkeit junger Offiziere und halten uns, hinaustretend auf den Hof, zur Rechten, um der Tower-Kapelle St. Peter ad Vincula einen flüchtigen Beſuch zu machen. Bevor wir ſie erreichen, haben wir, faſt in Front der Kirche, einen mit Kalkſtein gepflaſterten Platz zu paſſiren, der durch ſeine kreisrunde Form kaum minder auffällt, als durch die Weiße ſeiner Steine, auf die eben jetzt das volle Licht der Sonne fällt. Hier ſtand das Schaffot, auf dem das Haupt der Anna Bulen fiel. Zehn Schritt davon, im ſogenannten Juwelen-Zimmer, wird Einem die Edelſteinkrone gezeigt, die ſie am Tage ihrer Vermählung trug. So nah bei einander das Zeichen höchſten Glanzes und die Stätte tiefſter Schmach! Nun iſt vergeſſen faſt, was hier geſchah; Kinder ſpielten auf dem Platz. — Wir treten in die Kapelle. Es iſt eine ſchlichte Kirche, aber ein vornehmer Kirchhof. Du ſiehſt nicht Kreuz, nicht Stein; ſaubere Teppiche bedecken den Boden, helles Sonnenlicht fällt durch die Scheiben, freundlich blicken die Kapitäler auf dich nieder und doch — ein Kirchhof. Du kennſt die Vineta-Sage! Es iſt, als ob Du bei ſonnigem Tag über den Meeresſpiegel fährſt: Gold und Glanz und Bläue um Dich her, doch unter Dir die begrabene Stadt.

Wo sich der Altar erhebt in echt englischer Einfachheit, könnten Grabmonumente stehen, tiefer noch und poetischer gedacht, als der belebte Marmor in St. Paul und Westminster. Hier ruhen, den Kopf vom Rumpf getrennt, Anna Bulen und Kate Howard, Thomas Cromwell*) und Graf Essex, Jane Grey und Guilford Dudley, und zuletzt auch Herzog Monmouth, der unterm Beile sterben mußte, weil seines Vaters Blut in seinen Adern war; denn wer ein Stuart war, stand dem Schaffote näher, als dem Glück. — An der andern Seite, grad über dem Altar, ist eine zweite Grabstätte. Bänke und Betstühle ziehen sich darüber hin, und allsonntäglich singt hier die gedankenlose Menge und weiß kaum, auf wessen Köpfe sie tritt. Dort ruhen drei Schotten: die jungen Grafen Kilmarnock und Balmerino, und Lord Lovat, ein Greis von achtzig. Sie waren mit bei Culloden und sahen den Stern der Stuarts und ihren eignen untergehen. Die Schlacht schonte ihr Leben, nicht so der Henker. Da ist eine vielgesungene Ballade aus der Zeit der Königin Elisabeth, vom alten Norton und seinen sechs Söhnen:

Sie fielen nicht auf blutigem Feld
Und litten doch alle blutigen Tod:
Vergebens war seine Locke so weiß,
Vergebens war ihre Wange so roth —

das mochte man wieder singen im schottischen Hochland auf den Tod der drei Lords, des alten und der zwei jungen.

*) Der Diener Kardinal Wolsey's und dann sein Nachfolger in der Gunst Heinrich's VIII.

Wir verlassen die Kirche und wenden uns jetzt zum White-Tower. Er hat seinen Namen vermuthlich von dem weißen Kalkstein, womit seine Wände und Thürme an den Ecken eingefaßt sind. Was wir zuerst sehen, ist eine Rüstkammer: fünfundzwanzig Ritter zu Pferde, jeder ein König oder doch mächtig wie er. Wer entschlüge sich des Eindrucks, wenn er durch einen Ahnensaal geht und Bild auf Bild längst verschwundener Herrlichkeit auf ihn niederschaut! Dieser Eindruck verstärkt sich hier. Der Beschauer nimmt Revüe ab: vierhundert Jahre und ein Geschwader von Königen ziehen an ihm vorüber. Der Zug beginnt mit Eduard I. und schließt ab mit Jakob II. Gegen ihn hat sich auch hier noch der Haß und die Verachtung des Volks gekehrt: das Schwert an seiner Seite gleicht einer Harlekins-Pritsche, und mit zerzauster Perrücke, schäbigem Rock und einem Gesicht voll unendlicher Stupidität schaut er drein, eher ein Barbier zu Pferde, als ein König von England. In der langen Reihe derer, die, wo nicht das Szepter, doch die Zügel des Reichs in Händen hatten, fehlt nur Einer — Cromwell. Statt seiner reitet Graf Strafford an der Seite seines königlichen Herrn, auch hier noch sein Schildknapp, wie einst im Leben. — Wir verlassen die Rüstkammer und treten zunächst in einen schmalen Gang. Auf einem Fenstersims liegt ein hartes, schweres Stück Holz; der Führer gibt es Dir in die Hand; Du wägst es; was ist's? Das ist Stammholz von einem Maulbeerbaum, der dicht unter diesem Fenster auf dem Grabe der Söhne Eduards wuchs. Während Prinzessin Elisabeth hier gefan-

gen saß, liebte sie es, unter dem schattigen Maulbeerbaum zu sitzen und in Sommerszeit von seinen Beeren zu essen. Süße Frucht von bittrem Leid! — Eine schmale Stiege führt uns in die Kapelle Wilhelms des Eroberers. Sie ist wohl erhalten und zeigt deutlich den alten Normannen-Styl: kein Spitzbogen, nur runde, mächtige Säulen mit stets wechselndem Schmuck der Kapitäler. Im zweiten Stock treten wir in einen weiten Saal. Seine Wände sind vierzehn Fuß dick; ein dreimannsbreiter Gang ist rundum in die Mauer gehauen und dient als ein versteckter Korridor. Der Saal selbst ist das Tower-Archiv: Bücher, verstaubte Akten und Pergamente ringsum. Einst lagen hier nicht Chroniken und die Berichte geschehener Dinge, sondern die Dinge selbst geschahen hier. Hier hielt Richard III. Staatsrath; am teppichbedeckten Tische saßen Buckingham und Hastings, Stanley und Bischof Ely, Catesby und eine lange Reihe stolzer Grafen und Lords. Auf sprang Richard, ein Todesurtheil auf der Lippe; und als Lord Hastings dazwischentrat, mit einem zitternden „wenn" das bedrohte Leben Elisabeths (der Wittwe Eduards IV.) zu retten, rief ihm der König zu:

Wenn?! Du Beschirmer der verdammten Beß,
Sprichst Du von „wenn" mir noch? Verräther!
Herunter seinen Kopf!

Und mit dem Fuße das Zeichen gebend, traten jetzt seine Söldner aus dem verdeckten Gange hervor, und Lord Hastings war — ein todter Mann.

Wir lauschen den Worten des Führers, die Eindruck machen trotz ihrer Leiermelodie, und schwerathmend unter der

ſchwülen, ſtaubigen Luft dieſer Räume, vielleicht auch unter ihren Erinnerungen, erklimmen wir jetzt die letzte ſchmale Treppe und treten durch einen der vier Thürme auf das flache Dach des Towers hinaus. Welcher Anblick!

Die Sonne lacht und der Himmel iſt wolkenlos; glitzernd zieht ſich der breite Strom vor uns dahin; tauſend Boote durchkreuzen ihn; Bienenfleiß in den Straßen und geſchäftiger Lärm an Dock und Werft. Das Geſumm ſteigt gen Himmel auf, bewußt und unbewußt, wie die fromme Bitte: „Unſer täglich Brot gieb uns heute.“ Und der Himmel giebt's. Wir aber, verloren in dem Anblick, der ſich vor uns aufthut, fühlen im Innerſten: ſchön ſind die Schauer der Romantik wie Geſpenſtergeſchichten am Kamin, aber wohl uns, daß wir nur hören davon; — ſie leſen ſich gut, aber ſie erleben ſich ſchlecht.

„Not a drum was heard.“ *)

Tagüber war Regen; nun ſtanden die Sterne klar am Himmel, aber ſie ſpiegelten ſich in Waſſerlachen und die Luft ging kalt. Es mochte Mitternacht ſein. Wir durchſchritten die endlos langen Straßen Southwarks und froren bis auf's Mark. So kamen wir in die Nähe der Themſe; ſchärfer blies der Wind und unſere ſechs Augen glitten jetzt, wie von einem Willen regiert, die Häuſerreihe hinab: ſie ſuchten ein farbiges Licht, ſehnſüchtig wie der Schiffer ſeinen Leuchtthurm. Nichts leichter zu finden in London, als eine bunte Laterne! Wir traten ein; der Zufall hatte uns glücklich geführt. Keine nackten Wände mit Zinnkrügen ausſtaffirt und Qualm an

*) Dies ſind die Anfangsworte des berühmten, von Charles Wolfe gedichteten Volksliedes: „the burial of Sir John Moore.“ John Moore war Generalmajor in Spanien und der Vorgänger Wellington's im Commando. Auf dem Rückzuge ward er bei Coruña (wo ſich die engliſche Armee einſchiffte) durch eine Kanonenkugel des verfolgenden Feindes getödtet. In St. Paul ward ihm, unfern von Abercrombie, ein Denkmal errichtet.

der Decke; nein, blendendweißer Stuck, Pfeilerspiegel und Seestücke von Meisterhand ringsum an den Wänden. Es war ein Matrosen-Salon. Wo der Matrose verkehrt, da herrscht Luxus und Reichthum. Zwölf Monat auf See, zwölf Tage an Land: mit der Blindheit der Leidenschaft stürzt er sich in den Strudel wilder Lust, wirft sein Geld weg, das ihm schon morgen nichts mehr frommen mag, und nennt das — sein Recht. Eine Stunde Rausch für jede Stunde Gefahr!

Aber die tollen Gäste fehlten heut: kein Tanz, kein Spiel, kein Zank; keine Mütze mit dem Dreifarbenstreif und keine knapp anliegende Jacke mit ihrer Doppelreihe goldblanker Knöpfe. Vergeblich flackert die Flamme im Kamin; taghell blitzen die doppelarmigen Kandelaber; umsonst! umsonst stimmen Baß und Geige ihre Saiten und proben und locken; jeder Eintretende bringt eine Enttäuschung — auch wir.

Dennoch ist eine Gesellschaft versammelt. Im Halbkreis um den Kamin herum lagen zwanzig Weiber: die Mehrzahl von dunklem Teint und schwarzem Haar, voll und üppig, Bilder der Kraft und Sinnlichkeit zugleich. Daneben — Kinder von fünfzehn Jahren und darunter, blaß, frech, schwindsüchtig, ganz vom Laster und halb vom Tod erfaßt. Orientalisch, mit untergeschlagenen Beinen sitzen sie auf gepolsterten Kissen: apathisch-schläfrig starrt die Eine in den Kamin; lachend über das Scherzwort ihrer Nachbarin zeigt die Zweite ihre blendend weißen Zähne; wohlgefällig, im Spiegel gegenüber, freut sich die Dritte ihrer dunklen Schönheit; eine

Vierte und Fünfte würfeln um die Zeche; der Rest lärmt und lacht und gähnt; nur Eines ist Allen gemeinsam — das Glas Grog in der Hand.

Rechts von ihnen, an einem Steintisch, sitzen drei Stammgäste, Männer zwischen vierzig und funfzig, feste Leiber und feste Seelen, gleichgültig gegen Leben, eigenes und fremdes, Helden im Kriege, Gesindel im Frieden, längst fertig mit den Weibern, nur zweierlei noch im Herzen: Alt-England und — Rum.

„Hört auf zu quitschen!“ ruft jetzt der Aelteste von ihnen den Fiedlern zu, „wen lockt ihr noch um Mitternacht? Wer kommen will, wär' längst da. Aufgepaßt! ich sing' Euch eins.“

„Bravo! Old-Bob will singen; still da!“ ging's jetzt im Kreis herum, bis endlich die vielen Rufe in den einen zusammenklangen: „Dein Leiblied, Bob! fang an! not a drum was heard!“

Der Alte war aufgestanden. Er warf seinen breitkrämpigen Hut auf den Tisch, als ging er an das Lied wie an sein Gebet, fuhr mit der Hand rasch über Gesicht und Haar, räusperte sich und begann:

Kein Trommelwirbel, kein Grablied hohl,
Als wir an den Wallrand lenkten —
Kein Schuß rief über ihn hin: „Fahr wohl!“
Als wir ihn niedersenkten;
Wir senkten ihn nieder um Mitternacht;
Sein Grab — ohne Prunk und Flimmer;
Wir hatten's mit Bayonnetten gemacht
Bei Mond- und Windlicht-Schimmer.

Viel Zeit zum Beten hatten wir nicht,
Nicht Zeit zu Klagen und Sorgen,
Wir ſtarrten dem Todten in's Angeſicht,
Und dachten: „was nun morgen!“
Kein Grabtuch da, kein Prieſter nah,
Kein Sterbekleid und kein Schragen,
Wie ein ſchlafender Krieger lag er da
Seinen Mantel umgeſchlagen.

Und kaum noch, daß unſer Thun vollbracht,
Heim rief uns die Glock' von den Schiffen,
Und über uns hin jetzt, durch die Nacht,
Des Feindes Kugeln pfiffen;
So ließen wir ihn auf ſeinem Feld,
Blutfeucht von Heldenthume,
Da liegt er und ſchläft er allein, unſer Held,
Allein mit ſeinem Ruhme.

Wir dachten, als wir den Hügel gemacht
Ueber ſeinem Bette der Ehre:
Bald drüber hin zieht Feindes Macht,
Und wir — weit, weit auf dem Meere;
Sie werden ſchwätzen viel auf und ab
Von Ehre, die kaum gerettet, —
Doch nichts von Allem dringt in ſein Grab,
Drin wir Britiſchen ihn gebettet.

Er ſchwieg und einen Augenblick alles mit ihm. Dann aber ſprangen die Weiber von ihren Polſtern auf, die Fiedler ergriffen ihre Geigen wieder, und ohne daß ein Zeichen gegeben oder ein Wort geſprochen war, klang jetzt in begeiſtertem Chorgeſang der letzte Vers des „Sir John Moore Liedes“ noch einmal durch die weiten Räume des Saales.

Die letzte Note war verklungen; man ſchwang die Gläſer, man ſchrie, man lärmte; wir aber brachen auf, ängſtlich

bemüht, den Eindruck dieſer Scene ungetrübt mit nach Hauſe zu nehmen. Schweigend ſchritten wir über die Londonbrücke, tauſend Lichter ſpiegelten ſich im Strom, hundert Schiffe ſtreckten ihr Maſtenwerk phantaſtiſch in die Nacht, von St. Paul ſchlug es zwei, mir aber klang's noch immer im Ohr: not a drum was heard!

Das iſt das Mark dieſes Volkes: national bis auf die Matroſendirne hinunter. Solche Kraft kann gedemüthigt werden, aber nicht gebrochen; jeder Niederlage muß die Erhebung folgen.

Rudrer und Steuermann.

Die Themse hinauf, von London bis Richmond, lehnt sich Dorf an Dorf: Chiswick und Hammersmith, Fulham und Putney, Barnes und Mortlake; begleite mich der Leser in das letztere.

Mortlake ist eine jener hundert grünen Oasen, die nach allen Seiten hin die große London-Wüste umzirkeln. Dorthin eilt der City-Kaufmann, um nach der Hitze des Tages und Erwerbs in frischer Luft sich satt zu trinken; dort, fern dem lauten Strom der Menschen, freut sich sein Auge am stillen Themsestrom; und hinter sich den Weltverkehr und das Spiel der Spekulation, wirft er sich hier in den Rasen seines Parks — mit seinen Kindern zu spielen. Nichts Reizenderes als solch ein Themsedorf. Versteckt hinter Buchen und Ulmen ziehen sich die Häuser am Strom entlang, und nur hier und da lacht ihr Bunt aus dem Grün des Laubes hervor, wie Mädchengesichter hinter Blumenstöcken. Die City ist ein Einerlei, aber hier lebt Mannigfaltigkeit und ihr Reiz.

Prachtvoll erhebt sich die Villa des reichen Handelsherrn: Statuen schmücken die Treppe, Brunnen beplätschern das Grün, Stille liegt über dem geharkten Kiesgang, und gedämpft nur, aus der halb offenen Thür, klingen die Töne eines Flügels herüber. Daneben wohnt Einfachheit: Epheu und Rosen klettern am Spalier zu allen Fenstern hinein. Kein Springbrunnen bewässert den Rasen; statt des Wasserstrahles aber (die Familie trinkt ihren Thee im Freien) steigt der Dampf des singenden Kessels in die Höh', und der Himmel freut sich des Menschenglücks und lacht herab mit allen seinen Sternen.

Aber da sind noch andere Häuser in Mortlake. Dicht am Strom steht ein Wirthshaus, dort wohnt Richard Coombes, der erste Rudrer seiner Zeit. Sein Haus ist eine Taverne wie hundert andere: Goldbuchstaben versprechen das beste Bier; höflich hält der holzgeschnitzte Matrose über der Thür seinen gelben Hut in der Hand, und aus der Geisblattlaube, dem besten Trinkplatz des Hauses, schimmert's von braunen Gesichtern und irdenen Pfeifen; nichts Besondres, weder drinnen noch draußen. Aber alljährlich im Mai, wenn die Wettlust Alt-Englands in Blüthe steht, wenn man den Hähnen die Sporen anschnallt, wenn jeder in Epsom gewinnen will was er in Chester verlor, und die Königin selbst Schloß Windsor verläßt um den Staub und die wilde Jagd der Ascott-Haide an sich vorbeiwirbeln zu sehen, dann kommt auch der Tag Richard Coombes und seiner Taverne, dann ist sein Haus verdeckt von grünen Reisern und bunten Fah-

nen, dann steht unsrer Rudrer in weißem Hemd und weißem Beinkleid, mit Strohhut und flatterndem Halstuch neben seinem Boot, wie der Reiter neben seinem Roß, und lächelnd den Gruß junger Ladies erwiedernd, die erwartungsvoll auf den Polstern ihrer Equipagen stehn, blickt er nicht um sich wie der Bierwirth vom Tags vorher, sondern wie der Sieger des nächsten Augenblicks. Seht da! das war das Zeichen: die Regatta beginnt, und schneller wohl als je die Lagunen solch Wettspiel sahen, schießen jetzt die Mortlake-Gondoliere über die sich kräuselnde Themsefluth dahin. Nur Einer ist zurück — Richard Coombes: er spielt. Aber jetzt, im Angesicht des Zieles schon, streift er die Aermel seines Hemds in die Höh', und zwölfmal tief eingreifend mit seinem schlanken Ruderpaar, überfliegt er seine Nebenbuhler und springt an's Ufer — der Sieger über alle. Lords schütteln ihm die Hand, der Mob schreit „Vivat!" andern Tages aber hat Richard Coombes seine Spalte in der „Times" und bis nach Indien und zu den Siegern hin am Irawaddi dringt die Nachricht von seinem Regatta-Sieg.

Das lustige Wirthshaus hat einen finstren Nachbar. Die Häuser sind durch einen Zaun getrennt, ihre Bewohner — durch zwei Jahrhunderte. Die kurzen, gedrungenen Flügel dieses Nachbarhauses sehen aus, als hätten sie sich, scheu vor jeder Berührung, in sich selbst zurückgezogen. Die Fenster sind zerschlagen, der Kalk fiel ab, und der Epheu, als könne er wählerisch sein wie der Tod, weigert sich, seine Decke darüber auszubreiten. Hohe Feuteressen überragen das

Dach, aber keine Rauchsäule wirbelt freundlich daraus hervor; nichts Lebendes hier, als die Schwalbe am Simms. Ein altes Mütterchen hat die Schlüssel; sie führt uns. Das Eisengitter knarrt, und nun die Thür: hinter uns schließt sich das Haus des Todes. Wir durchschreiten die Zimmer und Stockwerke, überall dieselbe Verwüstung: altmodische, halbverfallene Kamine, abgerissene Tapeten, Staub, Spinnweb, schwüle Luft. Hier ist die Banketthalle: Pannele mit rohem Schnitzwerk umkleiden die Wände, und von zwei Seiten fällt mattes Licht in den schmalen, aber die ganze Tiefe des Hauses durchlaufenden Saal. Wer saß hier? sie alle, jene eisernen Stirnen, die dem Strafford das Schaffot bauten; jener Oberst, der Hand an seinen König legend und um sein Recht befragt, auf die Gewehrläufe seiner Söldner wies, und jener blasse Fleischerssohn vor allen, dessen Herz fanatisch klopfte bis es die Hand des Henkers ihm aus dem Busen riß. Und hier? dies ist ein Schlafgemach! wer schlief darin? wer betete an diesem Pult, heute zum Schein und morgen aus der Tiefe eines geängsteten Herzens? wer warf in jene Ecke das breite Schwert von Marston-moor, knirschend, daß es kein Scepter sei, — wer? kein Rudrer, aber ein Steuermann! sein Name war vor der „Times“ und ihren Spalten; er braucht sie nicht: tief eingegraben in die Tafeln der Geschichte steht — Oliver Cromwell.

Smithfield.

Unter allen Plätzen Londons ist keiner mit der Geschichte des Landes inniger verwebt als Smithfield. Hier war es, wo der Fanatismus Maria Tudors in kurzer aber blutiger Regierung 277 Protestanten den Scheiterhaufen besteigen ließ und um vieles früher schon, zu den Zeiten des schwarzen Prinzen und während der Kämpfe der beiden Rosen, turnirte hier die englische Ritterschaft unter den Augen des Hofs.

Seitdem hat Smithfield viel von seinem Glanz verloren. Aus jener Zeit her hat es nur noch das Privilegium mit herübergenommen, der Markt- und Verkaufsplatz für ungetreue, des Ehebruchs überführte Frauen zu sein. Sie wurden hier — noch im vorigen Jahrhundert — von ihren beleidigten Männern, mit einem Strick um den Hals, öffentlich feil geboten, und wenn ich recht berichtet bin, ist das betreffende Gesetz so wenig aufgehoben, daß sich vor wenig Jahren noch eine derartige Scene dem Auge des Smithfield-Publikums darstellen durfte. Der Verkäufer wurde einfach bedeutet,

„daß die Innehaltung solcher Gesetze nicht mehr zeitgemäß sei.“ *) Relata refero.

Finstre, häßliche, allerhand Winkel und Buchten bildende Häuser schließen jetzt den Platz ein, und zu welcher Zeit auch man ihm nahe kommen mag, immer findet man denselben unerträglich thierischen Geruch vor, der von jenen 20,000 Schafen herrührt, die hier allmonatlich zu Markte getrieben, Montags und Freitags Nacht in unzählige, das Auge verwirrende Hürden eingepfercht und dann am nächsten Morgen verkauft werden. Mich brachte der Besuch dieses widerlichen Platzes zwei Tage lang um allen Appetit, und ich fand wieder einmal Gelegenheit, mich in Kraftausdrücken über jenes englische Buchstaben-Recht auszulassen, das unter andern die Bewohner von Smithfield unwandelbar mit dieser Marktplage beglücken zu wollen scheint. Zur Zeit Karl Stuart's wurde ein Gesetz erlassen, das jeden mit harter Strafe belegte, der innerhalb der Stadt Vieh schlachten würde; woran sich ein zweiter Erlaß schloß, demzufolge Smithfield, in der nordöstlichen **Vorstadt** von London, als Viehmarkt für die City festgesetzt wurde.“ Smithfield hat seitdem längst aufgehört, innerhalb einer Vorstadt von London zu liegen, aber noch immer beruft sich die City-Verwaltung auf ihr verbrieftes Recht und respektirt weder die Nasen noch die Ge-

*) Dies erinnert lebhaft an eine Anekdote vom walachischen Kriegsschauplatz. Albanesen, die Russenköpfe mit heim ins Lager brachten, wurden bedeutet, „daß das aus der Mode sei.“

ſundheit jener Tauſende, die dieſen Platz und ſeine Nähe bewohnen.

Unter der wüſten Steinmaſſe, die die Conturen dieſes Platzes zieht, zeichnet ſich nur ein einziges Gebäude nicht eben durch Schönheit, aber doch durch das Abweichende ſeiner Bauart aus. Das iſt das Bartholomäus-Hospital, ein berühmtes, reich dotirtes Krankenhaus, das unter andern Sehenswürdigkeiten zweiten Ranges, in ſeinem Treppenhauſe auch einige mittelmäßige Bilder von Hogarth dem Beſucher zur Schau ſtellt. Aber das iſt es nicht, worauf ich die Aufmerkſamkeit des Leſers hingelenkt haben will. Hier lebte Emma Lyons, ſpäter Lady Hamilton, als Kindermädchen des Hoſpitalarztes Dr. Budd, und die Lebensgeſchichte dieſes Mädchens iſt es, die ich hier Gelegenheit nehmen möchte, in Nachſtehendem dem Leſer zu erzählen.

Lady Hamilton.

Die Welt liebt es, zu Gericht zu ſitzen und — zu verurtheilen. Da iſt Keiner unter uns, der nicht begierig wäre, der Themis ſeine Dienſte aufzudrängen; aber wir ſind beſtechlich aus ſelbſtiſcher Eitelkeit, wir werfen unſere Tadelſucht zur Schuld des Angeklagten und handhaben das Schwert beſſer als die Waage. Da iſt nichts ſo oft vergeſſen, als das Wort des Herrn: „wer unter euch ſich ohne Sünde weiß, der werfe den erſten Stein auf ſie.“ Was thun wir? Den modegewordenen Mantel „ſittlicher Entrüſtung“ umſchlagend, ſetzen

wir uns auf unſeren Hochmuthsklepper und reiten erbarmungslos nieder, was uns kleiner dünkt (nicht iſt) als wir ſelbſt. — Die Preſſe macht ſo oft den öffentlichen Ankläger, mache ſie auch 'mal den Vertheidiger.

Es hat vierzig Jahre lang zum guten Ton gehört, von der Lady Hamilton wie von einer Meſſaline zu ſprechen, deren traurige Lebensaufgabe darin beſtanden habe, die Glorie Lord Nelſons zu verdunkeln, ſeiner Sonne — ihre Flecken zu geben. Es wird Zeit, dieſe Verurtheilung auf ihr rechtes Maaß zurückzuführen. Geniale Perſönlichkeiten tragen ihren Maaßſtab in ſich und wollen vor allen Dingen nicht mit der engliſchen Sittlichkeits-Elle (daran auch Shelley und Byron zu kurz befunden wurden) gemeſſen werden. Zudem hat noch immer die Strafe einen Theil der Schuld geſühnt.

Mir erhellt aus der nachſtehenden Biographie, der zum Theil durchaus neue Papiere zu Grunde gelegt ſind, eine Rechtfertigung Lady Hamiltons ſchon aus dem einen Umſtande, daß die Liebe und Verehrung Lord Nelſons zu ihr darin zweifellos zu Tage tritt. Ein Nelſon konnte nichts Unwürdiges lieben. Nebenher aber geben dieſe Mittheilungen Aufſchluß über den unberechenbaren und in ſolchem Umfange nicht geahnten Einfluß Lady Hamiltons am neapolitaniſchen Hofe; ein Einfluß, den ſie in den kritiſchſten Momenten und unter Opfern und Gefahren zum Heile Englands geltend zu machen wußte. England hat ihr dieſe Liebe und dieſe Dienſte ſchlecht gelohnt und der Leſer mag

vielleicht, gleich mir, das Gefühl nicht unterdrücken können, daß die größere Schuld — wie so oft — nicht auf Seite des Verklagten, sondern des Klägers liegt.

Lady Hamilton war die Tochter Henry Lyons, eines Handarbeiters, der zu Preston in Lancashire lebte. Ihre Geschichte hat den Roman auf seinem eignen Felde geschlagen; ihr Leben liest sich wie eine Fabel. Ihr Vater starb während ihrer Kindheit; die Mutter zog nach Hawarden in Flintshire und ernährte sich und ihr Kind so gut sie konnte. Einige erzählen, die Tochter habe hier eine bessere Erziehung empfangen, als der Lage der Mutter nach zu erwarten gewesen wäre; nichts indeß spricht für diese Annahme, wohl aber zeugt das dagegen, daß sie selbst in späteren Jahren und auf dem Gipfel ihres Ruhmes, alles eher verstand als — die Rechtschreibung. Sie wurde wahrscheinlich 1764 geboren, diente als Kindermädchen in ihrer Vaterstadt, ging dann nach London und trat dort, in gleicher Eigenschaft, in die Dienste des Dr. Budd, eines geschätzten Arztes am Bartholomäus-Hospital. Das Hausmädchen, das sie hier vorfand und mit der sie einen Freundschaftsbund schloß, wurde seltsamerweise kaum minder berühmt als sie selbst und glänzte jahrelang als die erste Schauspielerin (Mrs. Powell) des Drury-Lane-Theaters. Oftmals später, während die Sonne Lady Hamiltons in Mittag stand und ihr Geist und ihre Schönheit gleich gefeiert wurden, liebte sie es an der Seite ihres Gemahls Drury-Lane zu besuchen, um einer glänzenden Vor-

ſtellung Mrs. Powell's beizuwohnen. Die Aufmerkſamkeit und Bewunderung des Hauſes pflegte ſich dann zwiſchen Bühne und Loge zu theilen, zwiſchen der berühmten Schauſpielerin und — dem noch berühmteren Gaſt. Man wird die Geſchichte der Haus- und Kindermädchen vergeblich nach einem Seitenſtück durchſuchen.

Ihr Aufenthalt im Hauſe des Dr. Budd währte nicht lange; ſie ſtieg zunächſt noch eine Stufe tiefer und ward Schenkmädchen in einem vielbeſuchten Lokal auf dem St. James-Markt. Hier erregte ſie durch ihre Schönheit die Aufmerkſamkeit einer zufällig vorübergehenden Dame, welche voll wachſender Theilnahme ſich ihr näherte, ſie aus dem Gaſthaus entfernte und die Waiſe als eine Art Geſellſchafterin zu ſich nahm. Die Geſchäfte des Hauſes waren nicht groß, deſto größer die gern bewilligte Muße; ſo finden wir denn Emma Lyons als begeiſterte Romanleſerin wieder, leſend mit jenem Eifer und jener Leidenſchaft, die ihr eigenſtes Weſen waren und womit ſie, auch in ſpätern Jahren noch, alles erfaßte, was ihr überhaupt des Erfaſſens würdig ſchien. Die nächſte Folge dieſer andauernden Romanlektüre war die, daß ihre Phantaſie ſtärker ward als ihre Tugend: ſie fiel und ward die Geliebte eines Marine-Kapitains, den ſie indeß nach wenig Wochen ſchon gegen einen reichen und landbegüterten Baron vertauſchte. Sie ward bald Meiſterin in allen freien Künſten, in Reiten und Jagen, in Wettſpiel und Hazard, und wußte auf alle excentriſchen Liebhabereien ihres Galans ſo gelehrig einzugehn, daß in Jahr und Tag der

Baron ruinirt und ſtatt anderer Gäſte der Gerichtsbote an der Thüre war. Emma Lyons kehrte von Suſſex nach London zurück, und gebieteriſch auf Erwerb angewieſen vermiethete ſie ſich als Modell. Aber auch hier wie überall ſicherten Schönheit und die Blitze eines immer reicher ſich entfaltenden Geiſtes ſie vor einem Wandel auf gewöhnlicher Heerſtraße, und das käufliche Modell, das ſeine Reize jedem Künſtlerauge und gelegentlich wohl auch profanen Blicken preisgab, ſtand vor dieſer Männerſchaar nicht als eine verachtete und mißbrauchte Sklavin, ſondern als huldvolle Gebieterin, und kein Finger wagte es ſie zu berühren, wenn ſie wie Lais mit entblößtem Nacken vor die ſtaunenden Augen eines Malerkreiſes trat und triumphirend ausrief: ſeht, wie ſchön ich bin!

Romney, einer der berühmteſten engliſchen Maler des vorigen Jahrhunderts, benutzte ſie vielfach zu ſeinen beſten Gemälden, und Hayley, ein Freund William Cowpers und ſelbſt Poet, beſang ſie in Sonetten als das ſchönſte Weib und den reichſten Geiſt ſeiner Zeit.

In dieſem Künſtlerkreiſe erregte ſie alsbald die beſondere Aufmerkſamkeit des Mr. Francis Greville, der ſehr reich und in Sachen des Geſchmacks ein Held des Tages war. Emma Lyons ward ſeine Geliebte; doch als ob ſie dazu beſtimmt geweſen wäre, überall dem Bankerutte Thür und Thor zu öffnen, theilte Franz Greville binnen Kurzem das Schickſal des Suſſex-Barons, und war endlich noch froh, ſeinem Onkel Sir William Hamilton die koſtſpielige Geliebte über-

laſſen zu können. Sir William ward Geſandter am neapolitaniſchen Hofe; Emma Lyons begleitete ihn.

Italien war der geeignete Schauplatz für die volle Entfaltung ihrer Fähigkeiten. Hier erwachte ſie erſt; hier war ſie in der Heimath ihrer innerſten Natur. Dieſer milde ſüdliche Himmel, der ſelbſt im Ungeſchick einen Reſt von Grazie erweckt, ihrer Schönheit lieh er Ueppigkeit und ihren ſchon reichen Geiſt ließ er überſtrömen von neuentdeckten Quellen. Ueber alles gebot ſie, was ihren Reiz erhöhen oder ihre Kräfte ſteigern konnte; Luxus und Reichthum ſchütteten ihr Füllhorn über ſie aus, und jede Regung des Talents, jeder künſtleriſche Trieb fand Vorſchub und Befriedigung. Ihr Geſang, ihre Schauſpielkunſt reizten den Neid künſtleriſcher Berühmtheiten, und in der That, ein bloßes Stück Tuch oder Seidenzeug reichte aus, ſie eine Jüdin oder römiſche Matrone, eine Helena, Penelope oder Aspaſia darſtellen zu laſſen. Kein Charakter ſchien ihrer Seele fremd, und Jeder, der nur einmal Gelegenheit fand, dieſen Schauſtellungen beizuwohnen, nahm das Gefühl mit nach Haus: die Grazie ſelbſt geſehen zu haben. Der berühmte Shawltanz war ihre Erfindung, doch ſein Reiz und ſein Ruhm hafteten an *ihrer* Perſon, und was nach ihr ſich Shawltanz nannte, hatte nichts als nur den Namen geborgt.

Sie war die Bewunderung aller Welt, aber kaum minder der Stolz Sir William Hamiltons, über den ſie herrſchte, wie Delila über Simſon. Sie beſchloß Nutzen zu ziehen von dieſer unbeſchränkten Gewalt, und im September 1791 finden

vorgestellt wurde. Es lag etwas unwiderstehlich Liebenswürdiges in seiner Art zu sprechen und zu sein, und die Begeisterung, mit der er sich über jeden zum „Dienst" gehörigen Gegenstand äußerte, bewies hinlänglich, daß er kein gewöhnlicher Mensch sei."

Die erste Begegnung zwischen Nelson und Lady Hamilton war nur flüchtiger Natur, dennoch hinreichend, um diese ausrufen zu lassen: „er wird der größte Mann Englands werden!"

Fünf Jahre vergingen, bevor Nelson an die neapolitanische Küste zurückkehrte. Er war nicht mehr „Kapitain Nelson vom Agamemnon", er war jetzt Pair, Feldherr, Eroberer und umrauscht von dem Jubel und Beifall halb Europas. 1794 hatte er Calvi belagert und ein Auge verloren. 1797 in der unsterblichen Seeschlacht von St. Vincent und unter dem Zuruf: „Westminster-Abtei oder rühmlicher Tod!" hatte er den „San Josef" geentert und den „San Nicholas" dazu. Zwei Monate später nahm er für immer Abschied von seinem rechten Arm bei Teneriffa, und wieder nach zwölf Monaten, in demselben Augenblicke als sich die Nilschlacht entschied, empfing er eine Wunde in den Kopf. Dieser Nelson setzte jetzt seinen Fuß auf neapolitanischen Boden und sah seine zukünftige Geliebte zum zweiten Mal. Er war nicht schöner geworden, aber das Auge Lady Hamilton's hatte die Bewunderung glatter Gesichter hinter sich und ihre Seele jauchzte auf bei dem Triumphzug des Helden, als gälte

ein Theil davon ihr selbst. Selber ruhmesgeizig, konnte sie nur noch die Träger des Ruhmes lieben.

Lady Hamilton war inzwischen und lange vor dem Eintreffen Nelson's nicht müßig gewesen. Sie hatte so zu sagen Hand in Hand mit ihm gearbeitet und zu dem Erfolg seiner Unternehmungen, so wie zum wachsenden Glanze seines Ruhms nicht wenig beigetragen. Von dem Augenblicke ab, wo sie die Sache der englischen Flotte zur ihrigen machte, setzte sie ihre ganze Seele daran. Ihre Natur erlaubte ihr nicht sich mit halben Triumphen zu begnügen, und jeder Stein, der ihrem Bau nicht paßte, mußte umgeformt oder beseitigt werden. Sie hatte in gleichem Maaße den Muth, das Höchste zu wollen, und das Geschick, es auszuführen. Ein einziges Beispiel unter tausenden mag für den klugen und opferbereiten Eifer sprechen, mit dem sie unausgesetzt für das Wohl ihres Vaterlandes thätig war. Eines Morgens erfährt sie, daß Privat-Depeschen des Königs von Spanien an den König von Neapel eingetroffen sind. Was ist ihr Inhalt? Sie weiß es nicht, aber sie will und muß es wissen. Mit Hülfe der Königin wird das Dokument aus dem Schlafgemach des Königs entwendet, abgeschrieben und ruhig wieder in die Westentasche gesteckt, daraus es genommen wurde. Der Brief war des Stehlens werth gewesen. Er sprach den festen Entschluß des Königs von Spanien aus: „die englische Allianz aufzugeben und einen Bund mit Frankreich gegen England einzugehen." Kein Augenblick war zu verlieren. Ihr Gemahl lag lebensgefährlich krank darnieder,

aber Entschlossenheit weiß sich selbst zu helfen. Schon in der nächsten Stunde war ein Privat-Courier Lady Hamiltons auf dem Wege nach London; aus ihrer Börse hatte sie die 400 L. St. genommen, die nöthig waren, das abschriftliche Dokument in die Hände Lord Grenville's gelangen zu lassen. Man mag über diesen gestohlenen Brief denken wie man will (das Größte muß sich oft der kleinlichsten Mittel bedienen); Niemand aber wird anstehen die Geistesgegenwart und den opferbereiten Patriotismus zu bewundern, der aus dieser Handlungsweise spricht.

Aber ein noch wichtigerer Dienst war ihrem Einfluß und ihrer Entschlossenheit vorbehalten, ein Dienst, den sie in gleichem Maaße dem Lande, wie der Person Lord Nelson's leistete und diesen fast zu ihrem Schuldner machte. Im Juni 1798 suchte Nelson die französische Flotte; er verfehlte sie am Ausfluß des Nils, weil ihm inzwischen Nachricht geworden war, sie läge bei Malta. Unschätzbare Zeit war verloren gegangen und schlimmer als das, die englische Flotte begann Mangel zu leiden; Trinkwasser und Lebensmittel gingen aus. In dieser Noth erschien Kapitain Troubridge in Neapel, um im Namen des Admirals die Erlaubniß um freien Eingang in die sicilischen Häfen nachzusuchen. Diese Erlaubniß ward verweigert, sie mußte verweigert werden, denn Frankreich und Neapel befanden sich zur Zeit in Frieden und ein Traktat bestand, wonach in allen sicilischen Häfen nicht mehr als zwei englische Kriegsschiffe angetroffen werden durften. Kapitain Troubridge stand auf dem Punkte mit seinem abschläglichen

Bescheid zum Admiral zurückzukehren, aber die immerwache Lady Hamilton war inzwischen nicht müßig geblieben. Während König und Minister in früher Morgensitzung beisammen waren und hin und her beriethen was zu thun und zu lassen sei, glitt Lady Hamilton leichten Fußes in das Schlafgemach Marie Carolinens, und sich vor sie auf die Knie werfend, beschwor sie die überraschte Königin, selbstständig und unbekümmert um das „Ja" oder „Nein" des Ministerraths, einen Entschluß zu fassen. Sie schilderte ihr in den lebhaftesten Farben, daß das Wohl beider Sicilien in ihre Hand gelegt sei, daß die französische Flotte, wenn sie dem verfolgenden Nelson entginge, nicht gegen England, wohl aber gegen das stets verdächtige Neapel sich wenden werde, und daß von dem Ausgange dieser Stunde das Stehen oder Fallen ihres Thrones nothwendig abhängig sei. „Schreiben Sie, Majestät! ein Federstrich und Sie sind Ihr eigener Befreier. Warum zögern? Ihre Unterschrift gilt überall im Lande wie die des Königs selbst; eine Zeile — und Land, Gemahl und Krone sind vom Untergang gerettet." Dieser siegenden Beredsamkeit unterlagen alle Bedenken; Feder, Dinte und Papier waren wohlweislich zur Hand; Lady Hamilton diktirte und die Königin schrieb eigenhändig den Befehl, daß alle Kommandanten beider Sicilien angewiesen seien, die englische Flotte mit Gastlichkeit zu empfangen und mit Wasser und Lebensmitteln nach Wunsch zu versorgen. Diese unschätzbare Ordre übersandte Lady Hamilton an Nelson, fügte aber in einem Privatschreiben den englisch-eifersüchtigen Wunsch bei, daß man die

Dienſte der Königin nicht weiter in Anſpruch nehmen möge, als es zum Gelingen des Plans und zum Ruhme Englands dringend nothwendig ſei.

Nelſon antwortete, daß, wenn er eine Schlacht gewönne, dieſe nach ihr und der Königin benannt werden ſolle, denn ihnen allein würde England den Sieg und den Dank dafür ſchuldig ſein. Er gewann die denkwürdige Nilſchlacht (Abukir). Wäre ſeine Flotte außer Stande geweſen ſich im Hafen von Syrakus mit Waſſer und Lebensmitteln zu verſehen, ſo würde die Schlacht ungeſchlagen geblieben ſein. Es iſt durchaus Pflicht hierauf hinzuweiſen. Mag man die Fehler Lady Hamiltons und ihre ſittliche Führung verurtheilen, es unterliegt auf der andern Seite keinem Zweifel, daß England ihrem Patriotismus große und unvergleichliche Dienſte verdankt. Wie ſchnöde man dieſe Dienſte vergaß, werden wir noch Gelegenheit finden, unter Erröthen zu ſchildern.

Krank und wund kam Nelſon am 20. September 1798 nach Neapel. Er trat im Hauſe des britiſchen Geſandten ab und fand von Seiten Lady Hamiltons eine Abwartung und Pflege, die ihm nach verhältnißmäßig kurzer Zeit Friſche und Geſundheit wiedergaben.

Doch von anderer Seite her zogen ſich Wolken zuſammen, und machten, alsbald für immer, den gaſtlichen Tagen in Neapel ein Ende. Der franzöſiſche Geſandte zögerte keinen Augenblick, auf das Einlaufen der engliſchen Flotte in den Hafen von Syrakus als auf einen Friedensbruch hinzuweiſen; aber ſo mächtig war der Einfluß Lady Hamiltons auf die

Entſcheidung des Hofs, daß man ſich entſchloß, die Beziehungen zu Frankreich überhaupt abzubrechen und dem Geſandten der Republik zu bedeuten, daß er Neapel binnen vierundzwanzig Stunden zu verlaſſen habe. Dieſer Schritt war kühn, aber nicht glücklich. Eine franzöſiſche Armee drang aus Ober-Italien unaufhaltſam vor und warf das neapolitaniſche Heer über den Haufen, das halb aus Feiglingen, halb aus Verräthern beſtand. Im December marſchirten die Franzoſen auf Neapel und der Hof mußte fliehen. Aber ohne die Geiſtesgegenwart der Lady Hamilton wär' es bereits zu ſpät geweſen: König Ferdinand würde als ein Opfer der Volkswuth gefallen ſein und Maria Caroline das Schickſal ihrer Schweſter Marie Antoinette getheilt haben. Lady Hamilton, wiewohl ſelbſt von tauſend mißtrauiſchen Augen bewacht, übernahm die Rettung der königlichen Familie und führte ſie aus, wie Alles, was ſie unternahm. Durch einen unterirdiſchen Gang, der vom Palaſt aus zur Küſte führte und an deſſen Vorhandenſein, in der allgemeinen Furcht und Verwirrung, Niemand außer ihr gedacht hatte, ſchaffte ſie die königliche Schatulle, Koſtbarkeiten und allerhand Meiſterwerke der Skulptur und Malerei, alles zuſammen genommen zu einem Werth von drittehalb Millionen Pf. St., auf die britiſchen Schiffe; — mit einem Worte, ſie war, wie der ſonſt ſicherlich nicht poetiſch überſchwengliche Nelſon ſich ausdrückte, „ein vom Himmel geſtiegener Engel", herabgeſandt zu Troſt und Rettung der königlichen Familie. Die Verluſte Sir William Hamiltons bei dieſer Gelegenheit waren außerordentlich bedeutend; um

nicht Verdacht zu erwecken und die Flucht glücklich bewerkstelligen zu können ließ er die ganze Einrichtung seines Hauses, so wie alles bewegliche Eigenthum seiner Gemahlin zurück, und büßte dabei ein Vermögen von 39,000 Pf. St. ein. — Nelson empfing das neapolitanische Königspaar, so wie Sir William und Lady Hamilton an Bord des Vanguard und führte sie in Sicherheit nach Palermo.

Die politische Bedeutsamkeit Lady Hamiltons schließt mit diesem Tage ab; der Hof eines flüchtigen Königspaares bot kein Feld mehr für ihre Thätigkeit. — Wann ihre Beziehungen zu Nelson intimerer Art wurden, wäre nutzlos zu untersuchen; es genügt, daß sie es wurden. Wie man auch über dies Verhältniß denken mag, es war wenigstens ein offenes und ehrliches und entzog sich weder dem Licht des Tages, noch dem Urtheil der Welt. Sir William kannte und — duldete es. Nelson fiel bei Trafalgar 1805. Sir William Hamilton starb 1808. Am 30. Januar 1801 gebar Lady Hamilton eine Tochter; sie ward Horatia getauft; ihr Vater war Lord Nelson.

Die Menschen lieben es (natürlich an andern) sich Schuld und Strafe die Waage halten zu sehen. Das Leben Lady Hamiltons gewährt dem Auge des Beschauers diese Befriedigung im vollsten Maaße; es endigt als Trauerspiel. Bei der Rückkehr Sir Williams nach England lag diesem begreiflicherweise nichts näher, als um annähernde Ausgleichung der schweren Verluste zu bitten, die er in Neapel erlitten hatte. Lady Hamilton setzte ihre Juwelen an die Unterstützung dieses

Gesuchs. Vergeblich; Sir William starb nach Jahren; seine Bitte war und blieb unerfüllt. Sterbend beauftragte er seinen Neffen, Mr. Greville, zu Gunsten Lady Hamiltons Se. Majestät um Fortdauer der Pension anzugehen, die er bei Lebzeiten bezogen hatte. Er berief sich dabei auf den patriotischen Eifer, den seine Gemahlin im Dienste Englands gezeigt habe; umsonst, Eifer und Dienste waren undankbar vergessen.

Am 21. Oktober 1805, an Bord des „Victory" und Angesichts der vereinigten französischen und spanischen Flotte, zog sich Nelson in seine Kajüte zurück, um ein Codicill zu seinem Testamente zu machen. Er verwies auf die vielfachen und großen Verdienste Lady Hamiltons und schrieb wie folgt:

„Wär' ich selbst im Stande gewesen diese Dienste zu belohnen, ich würde jetzt nicht das Land anrufen, es zu thun; doch es lag außer meiner Macht, und so hinterlass' ich denn Emma Lady Hamilton meinem Könige und meinem Vaterlande als ein Vermächtniß, und erbitte für sie alles das, was nöthig sein wird ihre Stellung in der Gesellschaft aufrecht zu erhalten. Eben so empfehl' ich meine Adoptiv-Tochter Horatia Nelson Thompson der Wohlthätigkeit meines Landes und spreche hiermit den Wunsch aus, daß sie in Zukunft allein den Namen „Nelson" führen möge. Dies sind alle meine Wünsche, die ich in demselben Augenblicke an König und Vaterland zu richten habe, wo ich auf dem Punkt stehe eine Schlacht für sie zu schlagen.

„Möge Gott mein Land und meinen König segnen, und alle diejenigen, die meinem Herzen nahe standen. Auf meine Familie hinzuweisen ist überflüssig; es wird sich von selbst verstehen Sorge für sie zu tragen."

Wenige Stunden nach der Unterzeichnung dieses Dokuments lag Nelson auf seinem letzten Bett. Ein Schuß aus dem Mastkorb des „Redoutable" hatte sein Werk gethan. Dr. Scott war um ihn. „Doktor" — sprach der Sterbende — „wie ich Euch sagte, — es ist vorbei." — Und nach einer kurzen Pause fügte er hinzu: „ich hinterlasse Lady Hamilton und meine Adoptiv-Tochter Horatia dem Lande als ein theures Vermächtniß."

Fünf Viertel-Stunden später trat Kapitain Hardy an das Lager des Admirals. „Ich hoffe, — sprach Nelson mit fester Stimme — daß keins unsrer Schiffe genommen wurde!" „Nein, Mylord, — antwortete Hardy — damit hat's nichts auf sich." „Ich bin ein todter Mann, Hardy, — fuhr Lord Nelson fort — ich fühl' es, es geht schnell; bald wird's vorbei sein. Tretet näher. Bitt' Euch, sorgt dafür, daß meine liebe Lady Hamilton mein Haar empfängt und Alles, was mir sonst noch gehört."

Wieder verging eine Stunde und wieder war Hardy an seiner Seite. „Noch wenig Minuten und — es ist aus. Werft mich nicht über Bord, Hardy." Der Kapitain antwortete: „o nein, gewiß nicht!" und Nelson fügte hinzu: „Ihr wißt, was Ihr zu thun habt. Sorgt für meine liebe Lady Hamilton, sorgt für die Arme!"

Wenig Augenblicke noch und Nelson sprach seine letzten Worte: „Dank Gott, ich habe meine Pflicht gethan!“ Doch die Worte, die diesen unmittelbar vorausgingen, waren die alten Klagetöne: „Vergesset mir nicht, Doktor, daß ich Lady Hamilton und meine Tochter Horatia dem Lande als ein Vermächtniß hinterlasse. Vergeßt mir Horatien nicht!“

Nelsons Codicill erwies sich nicht besser als ein unbeschriebenes Blatt Papier. Seine letzten Bitten verhallten in leere Luft; Lady Hamilton fand nicht Trost und nicht Hülfe. Schreiende Undankbarkeit, liebloſe Härte brachen von jetzt ab in ununterbrochener Reihenfolge über die Verlassene herein. Kapitain Blackwood, gehorsam dem Wunsche seines Freundes, brachte das Dokument nach London und legte es in die Hände des Rev. William Nelson, Bruders des Admirals, und später Earl Nelson. Dieser ehrenwerthe Gentleman befand sich nebst Gemahlin und Familie gerade um diese Zeit in dem gastlichen Hause der Lady Hamilton und war derselben ohnehin dadurch verschuldet, daß seine Tochter bereits sechs Jahre lang im Hause der Lady lebte, und von dieser auf das liebevollste und sorgfältigste erzogen worden war. Der ehrenwerthe Gentleman hielt es indessen für angemessen alles dessen uneingedenk zu sein, und in nicht ungegründeter Furcht, daß die Ueberreichung dieses Codicills die Höhe der Summe beeinträchtigen könne, welche das Parlament auf dem Punkte stand für die Familie Lord Nelson's zu bewilligen, fand er es für passend das Codicill so lange in seine Tasche zu stecken, bis die volle Summe von 120,000 Pfd. St. der Fa-

milie zugestanden war. An demselben Tage speiste er bei Lady Hamilton in Clarges-Street, und mit der befriedigten Miene eines Mannes der sich vorgesehen hat, überreichte er jetzt das werthlos gewordene Papier seiner Wirthin und bat sie sarkastisch, damit zu thun was ihr gut erscheine.

Und wie dieser, so Alle. Man zog sich zurück, ja mehr, man floh sie, sie, die einst der Mittelpunkt fürstlicher Feste und die Freundin einer Königin gewesen war. Man kannte jetzt plötzlich ihre Vergangenheit, weil man sie kennen wollte; die Welt war nicht tugendhafter, aber Lady Hamilton war — arm geworden. Wenige Meilen von London, nahe dem Merton-Schlagbaum, hatten Nelson und seine Geliebte einst ihren gemeinschaftlichen Wohnsitz gehabt. Das Haus mit allen seinen Schulden und Verpflichtungen kam jetzt an Lady Hamilton. Sie hatte nie zu sparen verstanden und verstand es auch jetzt nicht; nach kurzer Zeit schon ward ihr das Haus genommen. Sie ging nach Richmond, verließ es aber bald und miethete sich in Bond-Street ein. Von hier ward sie durch unbarmherzige Gläubiger vertrieben und verbarg sich längere Zeit vor ihnen, man weiß nicht wo. 1813 finden wir sie in Kings-Bench, bis das Mitleid eines City-Alderman sie aus dem Gefängniß befreite. Krank an Leib und Seele und durch einen gewöhnlichen Kutscher abermals mit Gefängniß bedroht, sehen wir das unglückliche Weib auf der Flucht nach Calais. Hier gab ihr der englische Dolmetscher, selbst ein unvermögender Mann, eine armselige Wohnung. Aber der Roman ist noch nicht aus.

Eine englische Lady pflegte täglich bei einem Metzger in Calais das Fleisch für ihren Lieblingshund selbst einzukaufen. Der Dolmetscher trat an sie heran: „Ach Madame, ich weiß, Ihr habt ein Herz für Eure Landsleute! da ist eine arme Lady, die froh sein würde, den schlechtesten Bissen zu haben, den Ihr Eurem Hunde gebt.“ Mistreß Hunter, eine mildherzige Dame, war zu helfen bereit; sie schickte Speisen und Wein und bat den Dolmetscher Alles zu beschaffen, was ihm nöthig erscheinen möchte die schreiendste Noth zu lindern. Er that's, und bat dabei Lady Hamilton wiederholentlich, den Besuch der menschenfreundlichen Dame zu empfangen. Endlich gab jene ihre Zustimmung, aber nur unter der Bedingung, „daß es keine Dame von Rang und Titel sei.“ Mrs. Hunter kam, die arme Kranke dankte ihr und segnete sie. — So starb Lady Hamilton, „schön“, wie ihr letzter Besucher erzählt, „noch im Tode.“

Der Earl Nelson aber, so wird einstimmig berichtet, ging alsbald nach Calais, um das Eigenthum Lady Hamiltons in Empfang zu nehmen. Er fand nur Pfandscheine und Schuldverschreibungen, die er Miene machte uneingelöst zu sich zu stecken. Im Uebrigen verweigerte er beharrlich jede Bezahlung oder Wiedererstattung und kehrte vermuthlich wenig befriedigt nach England zurück.

Das ist die Geschichte des Kindermädchens Emma Lyons!

Das Leben ein Sturm.

Glückliches Land im Süden, deſſen großer Dichter niederſchreiben konnte: „das Leben ein Traum“, und armes, geprieſenes Land du, das du die Seligkeit des Träumens nicht kennſt und immer wach und wirklich dein Leben abhaſpelſt wie im Sturm. Als ich noch jünger war, da kniet' ich bewundernd zu den Füßen der That, da galt mir das Schwert und der Arm, der es führte, da hing mein Auge an der Kaiſergeſtalt Barbaroſſa's und mein Herz jubelte auf, wenn ich ihn einziehen ſah in die Thore Mailands, den Welfentrotz unterm Hufſchlag ſeines Pferdes. Die Knabentage ſind dahin. Ich habe ſeitdem Anderes lieben gelernt: den Geiſt erſt, dann das Recht und zuletzt die Muße, die Beſchauung, die Vorbereitung auf das, was da kommt. Es iſt was in mir, das mich mit unwiderſtehlicher Sehnſucht zu dem zerlumpten Lazzarone hinzieht, der an der Tempelſchwelle, gebräunt und lächelnd, in den ewig-blauen Himmel emporſchaut; es iſt was in mir, was mich den Diogenes mehr

bewundern läßt, als den Mann, der vor ihm in der Sonne stand, und was — wenn ich zwischen Extremen wählen soll — mir den Orden von La Trappe größer und beneidenswerther erscheinen läßt, als die London-City mit ihrem Leben ein Sturm.

Wir haben ein schönes, vielgesungenes Lied, ein Lied von der „Hoffnung", drin das Beste was der Mensch hat: seine Sehnsucht nach einem Genüge das jenseit liegt, den dichterischen Ausdruck fand:

Nach einem glücklichen, goldenen Ziel
Sieht man sie rennen und jagen.

Ach, unbewußt und nicht in seinem Sinne schrieb der Dichter in diesen Zeilen die Geschichte und den Fluch dieser Stadt, denn ihr Tagewerk ist „rennen und jagen", und ihr Ziel ist — Gold; nur eines täuscht sie — das Glück; es neckt sie wie die Spiegelung den Wüstenwanderer, und zu dem Verdurstenden spricht es in seiner letzten Minute: Dein Gold war Sand. Wer löste das große Räthsel von des Menschen Glück, und wer lehrte uns, „wie" und „wo" es sicher zu finden? Aber Eines fühlt sich: das Menschenglück ruht wo anders, als in der Bank von England. Glück! es ist nicht zu sagen, was du bist, aber es ist zu zeigen, wer dich hat. Der fromme Geistliche hat dich, der, selbst an den Trost glaubend, den er eben noch am Lager eines Sterbenden spendete, nun sinnend durch die Gänge seines Gartens schreitet und Samen in die Beete streut, hoffend auf die ewige Frühlingserfüllung. Glück! der Arzt hat dich, dessen geschickte

Hand eine Mutter ihren Kindern wiedergab und der, heimgekehrt zu seinen Büchern, weiter forscht in dem Wald überlieferter Erfahrung. Glück! jene Waschfrau hatte dich, von der uns Chamisso erzählt, die Freude hatte an ihrem selbstgesponnenen Sterbehemd und es Sonntags anlegte, wenn sie zur Kirche und Erbauung ging. Glück! es haben dich Alle, die eingedenk daß wir mehr sind als ein galvanisirter Leib, ihrem unsterblichen Theile leben, jeder nach seiner Art.

Dem Menschen ist das Wissen von dem verloren gegangen, was ihm noth thut. Eine Krankheit, wie sie die Welt nur einmal sah, als die Pizzarros in Blut und Gold erstickten, schüttelt wieder das Menschengeschlecht, und England, London ist der Heerd dieses Fiebers. Die Woche verrinnt in rastlosem Mammondienst und der Tag des Herrn ist eitel Lüge und Schein. Mechanisch wandern die Füße in die Kirche, aber die Seele durchjagt schon wieder die City-Straßen und sucht in den Spalten des Börsenberichts nach Gewinn oder Verlust. Wie der König im Hamlet könnte dies Geschlecht ausrufen:

> Mein Wort strebt auf, doch unten bleibt mein Herz:
> Gebet ohn' Andacht dringt nicht himmelwärts;

aber Selbsterkenntniß ist nicht ihr zugewogen Theil, und pharisäisch leben sie dem Glauben: sie ständen gut angeschrieben im Kontobuch des Himmels. Trostloses Dasein, das sich theilt zwischen athemlosem Erwerben und zitterndem Erhalten, das, reich oder arm, keine Ruhe, keine Muße kennt, das Nachts von Kurszetteln träumt und die schwarze Sorge im

Nacken hat bei Wein und Weib, bei Jubel und Gesang. Dies ameisenhafte Schaffen bemächtigt sich der Gemüther mit der Ausschließlichkeit einer fixen Idee und die reiche Menschenseele mit ihren tausend Kräften und Empfindungen kommt in die Tretmühle des Geistes und stapft und stapft. Es fördert vielleicht, nur nicht sich selbst. Des Lebens Reiz verblaßt und die ungeübten Kräfte versagen endlich ihren Dienst. Weihnachten kommt mit seinen rothen Backen an Aepfeln und Kindern; verlegen lächelnd steht er vor dem Lichtermeer und denkt an das Meer da draußen, auf dem seine Schiffe tanzen. Ein Jugendfreund kommt; „o ging er wieder!“ ist Alles, was er fühlt. Seine Schwester stirbt; er erbricht den schwarzgeränderten Brief und liest und kann nicht weinen. Spät Nachts wirft er sich aufs Lager, die Erinnerung ärmerer Tage beschleicht ihn, er sieht sich wieder spielen in seines Vaters Garten und — die Thräne kommt. Aber sie gilt nicht der todten Schwester, sie gilt ihm selbst.

Glückliches Volk im Süden, das lacht und träumt! Armes, reiches Volk mit deinem Leben ein Sturm.

Blackwall.

Sonntag iſt's und es treibt mich wieder hinaus. Aber zu oft ſchon zwang ich den Leſer, mich ſtroman zu begleiten nach Kew und Richmond und Hampton-Court; fahren wir heute mit dem Strom und wählen wir Blackwall als Ziel. An der Londonbrücke beſteigen wir den dichtbeſetzten Steamer, der bereits pruſtet und ſchnaubt und von Zeit zu Zeit mit ſeinen Rädern ſchaufelt, wie ein Vogel, der ſeine Schwingen probt. Jetzt aber läutet's zum dritten Mal, die Taue werden eingezogen, im Rumpf des Schiffes brummt und dröhnt es wie eine Baßgeige und unter dem Geziſch des Dampfs, der wie ein Thauregen auf uns niederfällt, beginnt die Fahrt. In gleicher Höhe mit Billingsgate kaufen wir uns die neuſte Zeitung, und mit der Andacht eines loyalen Engländers vom letzten Hofball und dem Spitzenkleid der Königin leſend, blicken wir nur auf, um Angeſichts des Towers die grauen Thürme zu grüßen, die wie ſteinerne Anachronismen in dieſe Kaufmannswelt hineinragen. Weiter geht's; über den Tun-

nel hin fahren wir an bunten Barken und Fähnlein vorbei, und jetzt, nach mancher Stromeswindung die Höhe von Greenwich erreichend, deſſen weltberühmtes Hospital ſtolz und prächtig wie ein Schloß herüberblickt, wendet ſich der Steamer plötzlich nach Nordoſt, und die Themſe im Nu durchſchneidend, hält er am Quai von Blackwall.

Unmittelbar am Landungsplatz erhebt ſich würfelförmig ein zweiſtöckiges Gebäude, auf deſſen plattem Dach die Farben und Wappen Alt-Englands luſtig im Winde wehn. Das iſt die Taverne von Blackwall. Im obern Stockwerk an weit offen ſtehenden Fenſtern ſitzen behäbige Gentlemen und jeder Fenſterrahmen umſchließt ein niederländiſches Bild. Zwiſchen den Ale- und Porterkrügen leuchtet das rothe Philiſtergeſicht mit den weißen Sonntags-Vatermördern, und die ſilbernen Deckel über dem Roast-beef blinken im Sonnenlicht, ſo oft ſie der Kellner mit einem yet a bit, Sir? von ſeinen dampfenden Schüſſeln nimmt. Aber doppeltes Leben tobt unten im Erdgeſchoß. Da ſind die Jacken zu Haus, alles blau von der Schulter bis zum Knöchel, und nur ein rothes Geſicht und ein gelber Strohhut darüber. Wie ſich's drängt am Schenktiſch, man ſtößt zuſammen mit den zinnernen Krügen, man grüßt ſich mit einem Schlag auf die Schulter und ſchwört Freundſchaft mit einem Fluch. Das iſt altengliſches Vollblut, Matroſen, zäh wie Leder und hitzig wie Schießpulver, die Kinder des Ruhms und der — neungeſchwänzten Katze.

Sie nehmen eben den Abschiedstrunk, denn siehe da, zur Rechten, auf jenem Schleusenkanal der aus den Schiffe-übersäten Docks in das Fahrwasser der Themse führt, schwimmt bereits ein thurmhoher Ostindienfahrer, bestimmt über sein gewohntes Ziel hinauszugehn und an Calcutta vorbei erst in Port Philipp oder Sidney Anker zu werfen. Es ist der „Marlborough", ein Auswandrerschiff, und das holzgeschnitzte Bild des Helden von Blenheim trägt, am Bug des Schiffes, den Kopf mit seinen wallenden Locken so stolz und siegessicher, als sei der Ocean sein Feld wie die Ebene von Malplaquet.

Die Schiffsglocke lärmt; der Abschiedsmoment ist da. An den herniederhängenden Strickleitern klettern die Blaujacken wie Katzen in die Höh und auf dem schwanken Brett, das vom Bord des Schiffs bis an's Ufer in schräger Linie herniederläuft, entsteht ein Drängen und eine Verwirrung ohne Gleichen. Söhne, die von ihren Eltern Abschied genommen haben, werden im letzten Augenblick noch einmal von unbezwingbarer Sehnsucht erfaßt und möchten zurück, nur einmal noch an das Herz ihrer Geliebten. Aber umsonst, die dem Schiff zudrängende Menschenwoge reißt sie mit fort und die Getrennten haben nur Thränen noch und Tücherwehn und Hüteschwenken.

Nicht alle weinen sie. Da sind andre, die lächelnd dastehn mit gekreuzten Armen und auf das Schauspiel niederblicken wie eben auf ein Schauspiel nur. Sie sind von den Stumpfen, denen es gleich gilt, wo sie die Hand zum Munde

führen und wo das Kissen liegt, drauf sie die letzte Ruhe finden. Da sind noch andre wieder! jenen Stumpfen ähnlich in der Ruhe ihres Thuns und doch so verschieden von ihnen in der Tiefe ihres Herzens. Das sind die Gottergebenen, fromme Sektirer, Herrnhuter und Methodisten. Sie beten und arbeiten. Sie haben nur eine Heimath und sorgen nicht von welcher Stelle aus sie ihr Gebet zum Himmel senden. Sie stehn nicht mehr auf Deck und sehen müssig dem Treiben zu, sie sitzen bereits in ihrer Koje und rühren fleißig die Hände wie sie zeitlebens gethan. Gestern noch stichelten sie am Fenster ihrer Citywohnung und sahen durch die Blätter eines Geraniumtopfs hindurch auf die Dächer ihrer Nachbarhäuser; heute steht derselbe Blumenscherben in der Fensterluke des Marlborough, und die Köpfe dahinter schauen nur eben jetzt, und unwillkürlich fast, von ihrer Arbeit auf. Denn siehe da, Leben und Bewegung ist plötzlich in den Riesen gekommen, und durch die sich öffnende Schleuse gleitet er jetzt unter lautem Geschrei der theilnahmlosen Menge und unter stillen Segenswünschen der zurückbleibenden Lieben majestätisch in die Themse hinein.

Ich seh dem Schiff und seinem Menschen-Ballast nach, und die Frage beschleicht mein Herz: was treibt sie hinaus? Thorheit! sprechen die Einen, jene lügnerische Hoffnung, die von Paradiesen träumt und nicht wissen will, daß Gottes Fluch die Menschen draus vertrieben hat. Krankheit! — sprechen sie weiter — jener dämonische Zug unsrer Zeit, dem die Pflicht der Arbeit schlimmer däucht als die Möglichkeit

des Todes, und der drauf aus iſt, die Erndte des Lebens an einem einzigen Tage zu halten. Weisheit! — ſagen die Andern — jener Rettungstrieb, der das Haus meidet, wenn es dem Einſturz nahe iſt; Geſundheit! die vor der Nähe des Todes erſchrickt und inſtinktmäßig eine Luft ſucht, die über dem Kirchhof Europas nicht mehr weht.

Sie haben Beide recht.

Sie aber denen Macht gegeben iſt über die Völker, mögen eingedenk ſein, daß es gegen alle Thorheit und Krankheit dieſer Zeit nur eine Waffe giebt: die Waffe des Lichts, und die Frage mag laut an ihre Herzen klopfen: ob die überkommene Schablone Raum hat für die neuen Formen, nach denen die Welt in heißen Kämpfen ringt, und ob es ein untrügliches Geſetz iſt: um ſo weniger zu geben, je mehr gefordert wird.

Ein Picknick in Hampton-Court.

Die Pickwicks und die Picknicks kommen aus England; von jenen wußt' ich es ſeit lange, von dieſen — trotzdem ſie von ungleich älterem Datum — ſollt' ich es erſt erfahren.

Es war im Auguſt; der Londonſtaub ward immer dichter und die Sehnſucht nach einem Zuge friſcher Luft immer größer, ſo kamen wir denn überein, zu Nutz und Frommen unſrer Lungen eine Themſefahrt zu machen und auf den Wieſen von Hampton-Court eine Picknick-Mahlzeit einzunehmen. Wir waren unſrer ſieben, drei Herren und vier Damen, und zum Theil in entgegengeſetzten Quartieren der Stadt zu Haus, hatten wir uns ſchon Tags vorher geeinigt, am Quai von Richmond zuſammen zu treffen. Punkt zehn Uhr waren wir da; ein ſchmucker Gondelfahrer begrüßte uns am Ufer; eine Wagenburg von Körben kam in die Mitte ſeines Boots, wir lachend drum herum — und den blauen Himmel über uns ging es mit kräftigem Ruderſchlage ſtroman, während der Quai mit ſeinen Böten allgemach hinter uns verſchwand.

Erlaube mir der Leſer, ihm jenen Kreis von Perſonen vorzuſtellen, in deren Mitte er eine Viertelſtunde lang wird zu verweilen haben. Ich mache bunte Reihe. Da war vorerſt Mr. Owen, ein junger Walliſer mit den ſteifſten Vatermördern und den höchſten Stiefelabſätzen, die mir je zu Geſicht gekommen waren. Sein Großvater ſaß für Pembrokeſhire im Parlament, und wiewohl das Enkelchen ein jüngerer Sohn war und der Baronetſchaft des Alten um kein Haarbreit näher ſtand als der Lotterieſpieler dem großen Looſe, ſo hatte er doch die walliſiſche Baronet-Elle nicht nur ſteif und unbiegſam im Rücken, ſondern war auch die unbeſtrittne Sonne des Tags, von der alles Uebrige erſt Licht und Weihe empfing. Er war natürlich ein leidenſchaftlicher Kahnfahrer und unterhielt ſich mit dem Bootsmann in ſo techniſchen Ausdrücken, daß ich dieſem Hochflug, auch wenn ich gewollt, nicht hätte folgen können. Neben ihm ſaß Mrs. May, die Ehrendame der ganzen Partie, eine ſtattliche Frau mit grauen Locken und zwei Töchtern von ähnlicher Geſichtsfarbe, die den May ihres Lebens nur noch im Namen trugen. Sie waren munter wie gewöhnlich Mädchen jenſeits dreißig und gaben ſich alle erdenkliche Mühe, durch reiche Entfaltung einer ſchönen Seele ihr Deficit an Schönheit zu decken. Sie waren fromm und galten für fleißige Bibelleſerinnen, aber am liebſten laſen ſie doch die Stelle: Du ſollſt Vater und Mutter laſſen und dem Manne folgen, der Dich erwählet hat. Ich war ihr Hausgenoß und kannte die Geſchichte ihres Herzens wie meine eigene. Mitunter, in der Schum-

merstunde, wenn aus dem Nachbarsgarten eine Nachtigall herüber klagte, sah ich wie sie traurig wurden und immer wieder und wieder gedankenvoll den Thee aus ihrem Löffel träufeln ließen, als sollte er ihnen ein Bild ihrer rastlos verfließenden Tage sein; aber heute leuchteten ihre Augen wie das Auge dessen, der schon hoffnungslos noch einmal von der Hoffnung beschlichen wird, heut kicherten sie und ließen die Fluth durch ihre Finger gleiten, heut schlugen sie die Augen nieder, wenn ein bezügliches Wort fiel, und verjüngten sich vor meinen sichtlichen Augen, denn Mr. Taylor, ein Advokat aus Chancery Lane, saß zwischen ihnen, behäbig, rothbäckig, ein Vierziger und ein Wittwer dazu. Wenn Mr. Owen die Sonne dieses Kreises war, so war Mr. Taylor der Vollmond zu dem die Liebenden sehnsüchtig aufschauten, und daß ich's nur gestehe, auch meine Huldigung trug ihm die Schleppe. Der Grund war folgender. Er war mir schon am Abend vorher als ein Mann genannt worden, der „geschaffen sei für eine Picknickfahrt", eine Charakteristik, der ich begreiflicherweise wenig Bedeutung beigemessen hatte. Kaum aber daß ich heute am Quai von Richmond des Picknickkönigs und seines Flaschenkorbes, aus dem nebst manchem andren vier blanke Stanniolkuppen verrätherisch hervorlugten, ansichtig geworden war, als ich auch schon die ganze Schwere jenes leichtgenommenen Wortes begriffen hatte und in meiner Anhänglichkeit noch aushielt, als mir im Lauf eines politischen Gesprächs kein Zweifel mehr darüber blieb, daß Mr. Taylor von der

ganzen preußiſchen Geſchichte nichts weiter kannte, als die Affaire von Jena.*)

Zürne mir der Leſer um ſolches laxen Nationalgefühls willen nicht; aber ach, ich war ſo kosmopolitiſch in jenen Augenblicken wie nie zuvor, denn neben dem behäbigen Advokaten ſaß Miß Harper, das lieblichſte Geſicht, das zwiſchen Richmond und Hampton-Court ſich jemals in Themſewaſſer ſpiegelte. Und doch glitt ſchon viel königliche Schönheit dieſe Waſſerſtraße hinan: Anna Bulen, wenn das dürſtende Auge des engliſchen Königs Blaubart auf ihr ruhte; Eliſabeth, wenn ſie müde war der Herrſchaft und ihrer Sorgen; auch Henriette Marie, Karl Stuarts Gemahlin, wenn ſie London vergeſſen wollte und träumen von Frankreich ihrer ſchöneren Heimath. Aber wie ſtolze Schönheiten ſie alle ſein mochten — mein Wort und meine Kenntniß alter Holbeins und Van Dyks zum Pfande! — ſie ſchauten nie lieblicher drein als Miß Francis Harper, und während ich ſie ſo ſitzen und in das Waſſer niederlächeln ſah, konnt' ich nur zweierlei nicht faſſen: die Freundſchaft dieſes Mädchens mit den beiden Miſſes May und die Unvorſichtigkeit der letztern, ſo viel fremdes

*) Schon Kaunitz äußerte ſich mal: „zu dem Unglaublichſten von der Welt gehört die Unſumme von Dingen, die ein Engländer nicht weiß.“ Mr. Taylor, ein gebildeter und vielgereiſter Mann, meinte, daß wir wohl begierig ſeien die Scharte von Jena auszuwetzen, und war ſehr überraſcht, als ich ihm verſicherte, daß das durch zwanzig ſiegreiche Schlachten bereits geſchehen ſei.

Licht neben den eigenen Schatten zu stellen. Freilich war sie verlobt. Wie hätte sie's nicht sein sollen!

So glitten wir denn dahin, zuerst am Fuß des schönen Richmondhügels und jenes herzoglichen Sommerhauses vorüber, das nach seinem jetzigen Besitzer den Namen „Bucclengh-Villa" führt. Mährchenhaft wuchern da die Rosen über Wände und Dach hinweg, mährchenhaft klingen aus den halbgeöffneten Fenstern die Töne eines Flügels hernieder, und mährchenhaft vor Allem klingt die Sage vom Herzog Buccleugh selbst, der diese Villa wie ein immer offnes Gasthaus zu Nutz und Frommen seiner künstlerischen Freunde hält. Gedichtet und gesungen wird hier wie zu den Zeiten des Minstrelthums und eine flüchtige Sehnsucht beschlich mich bei diesem Anblick in das alte romantische Land zurück. Aber die Ruder unsres Bootsmanns griffen wacker ein, Richmond und seine Villen dämmerten nur noch von fern, der Wind war frisch und Miß Harper so schön, und siehe da, die Sehnsucht ward nebelhaft wie jene Villen selbst und verschwand endlich ganz, als unter Mr. Taylors kunstgeübter Hand der erste der Champagnerpfropfen knallend in die Luft flog und mich die große Frage zu beschäftigen begann: ob man zu Barbarossa's Zeiten den fränkischen Brausewein gekannt habe oder nicht.

Die Fahrt war lieblich und interessant zugleich: in selten unterbrochner Reihenfolge zogen sich die Land- und Sommerhäuser der alten Adelsfamilien am Ufer entlang und die Lapidarstyl-Antworten unsres Bootsmanns waren ein histo-

rischer Vortrag trotz einem. Durch alle Buchstaben des Alphabets hindurch, von den Arundels an bis nieder zu den Sutherlands, begrüßten uns hier von rechts und links die stolzen Namen der englischen Geschichte und wie bunte Bilder zu diesem Adelsbuch spiegelten sich im Themsewasser vor uns alle Baustyle des Mittelalters, vom Tudor-Giebel an bis aufwärts zum Normannenthurm.

So kamen wir bis Teddington und die Schleuse passirend, die den äußersten Punkt angiebt bis wohin die Meerfluth vorzudringen pflegt, war es plötzlich, als ob die Landschaft noch landschaftlicher würde. Der Villen wurden weniger, bis daß sie ganz verschwanden; weidendes Vieh trat an die Stelle belebterer Plätze, und Mr. Owen, den es plötzlich berühren mochte als führe er in seinem heimischen Pembrokeshire den River Teifi hinauf, begann alsbald ein wallisisches Volkslied zu singen, das, trotz der Capriolen, mit denen er es begleitete, Niemand zu würdigen schien als er selbst. Alles war froh als Mr. Taylors Porter-Baß zu guter Stunde God save the Queen anzustimmen und alle Verlegenheit in den immer fahrbaren Canal des alt-englischen Patriotismus abzuleiten begann. Eine Pause noch, dann hielten wir; vor uns lag Hampton-Court.

Miß Harper sprang ans Ufer. Während sie sprang, fiel ihr der leichte Strohhut in den Nacken und ihr blauer Schleier flatterte weit hinter ihr im Winde. Es war, als flöge sie. Mr. Taylor folgte und machte gravitätisch den

Ritter der übrigen Damen; dann ging es in den Park, dessen geschorne Rasenflächen in jener Schönheit vor uns lagen, wie sie den englischen Gärten eigen ist. Ich erklärte das Schloß und seine berühmte Bildergallerie in Augenschein nehmen zu wollen, wozu man mir aufrichtigst gratulirte, aber auch allseitig hinzusetzte, daß man mich meinem Schicksal überlassen müsse, da sie sammt und sonders die Sehenswürdigkeiten von Hampton-Court so genau kennten, wie die Nippsachen auf ihrem eigenen china-board, und die Portraits ihrer Könige viel zu gut im Gedächtniß hätten, als daß es einer Gallerieauffrischung bedürfe. Ich war herzlich damit einverstanden; denn wenn es eine Strapatze ist Bilderausstellungen zum hundertsten Male besuchen zu müssen, so ist das Loos dessen um kein Haar breit beneidenswerther, der bei dem höchsten Interesse für das, was er zu sehen gedenkt, solchen widerwilligen Führern in die Hände fällt und durch lange Säle und Corridore hindurchgejagt wird, ohne etwas anderes als die Erinnerung an ein Schattenspiel und das kaum mit nach Hause zu nehmen. Denn die Gelangweiltheit solcher Begleiter legt sich wie ein Schleier über unsere Augen und ihr wiederholtes Gähnen verschlingt unsere gehobene Stimmung bis auf den letzten Rest. Ich war von Herzen froh, dieser Gefahr überhoben zu sein und während meine Gefährten den Park durchstreiften, schritt ich dem Schlosse zu, dessen Bauart und Bilderschätze meine Erwartungen noch weit übertreffen sollten.

Schloß Hampton-Court zerfällt in zwei verschiedene

Theile, die, wiewohl äußerlich miteinander verbunden, doch auf den ersten Blick ihre doppelte Abstammung verrathen. Die ältere Hälfte präsentirt sich im Tudorstyl und zeigt denselben in der ihm möglichsten Vollendung. Vier rechtwinkelig auf einander gestellte Häuserfronten bilden einen Hof und während die beiden Seitenflügel nur aus langen ununterbrochenen Fensterreihen bestehen, stellen die eigentlichen Fronten in ihrer Mitte zwei breite gothische Thorbauten zur Schau, deren Ecken durch abgestutzte, das eigentliche Portal nur wenig überragende Thürme flankirt werden. Es ist derselbe von Bauverständigen belächelte Styl, in dem sich bis diese Stunde der Palast von St. James dem Beschauer darstellt, ein Styl, der, wenn auch an Schönheit zurückstehend, doch etwas Charakteristisches, ich möchte sagen etwas Männliches hat, das mich um deshalb für ihn einzunehmen wußte, so oft ich ihm begegnete.

Der neuere Theil des Schlosses ist aus der Zeit Wilhelms III. und ein Werk Christoph Wren's, des berühmten Erbauers der Paulskirche. Das Ganze bildet wiederum ein geräumiges Viereck, dessen unterstes Geschoß (nach der Hofseite hin) auf ionischen Säulen die ganze Wucht des Hauses trägt. Vermuthlich gilt dieser Neubau als der schönere Theil des Schlosses; mir gilt der alte mehr.

Beide Theile haben ihre besondere Sehenswürdigkeit, der neuere: die Bildergallerie, — der ältere: die große Banketthalle aus den Tagen Heinrichs VIII. Diese betritt man

zuerſt. Sie iſt auch in England, dieſem Vaterlande der Hallen, ein Unicum, und übertrifft an Schönheit, wenn auch vielleicht nicht an Ausdehnung, die berühmte Weſtminſter-Halle um ein Bedeutendes. Ich ſtehe ab von jeder erſchöpfenden Beſchreibung, aber das Eine heb' ich hervor, daß dieſer mächtige Bau, in den wir wie in das Mittelſchiff einer gothiſchen Kirche treten, die Sonne der Anna Bulen aufgehen und die Huldigungen eines Hofes zu ihren Füßen ſah. Noch jetzt gewahrt unſer Auge die Buchſtaben *AH.* (Anna und Heinrich) wie ein Bild ihres Einsſeins an verſchiedenen Stellen des Deckengetäfels; Buchſtaben, eingeſchnitten vielleicht, als ſchon die Schneide des Beils über dem Nacken der ſchönen Büßerin war. — Aus dem hohen gothiſchen Fenſter blickt, in Glas gemalt, jenes Tyrannengeſicht auf uns hernieder, deſſen leiſeſtes Stirnrunzeln ein Todesurtheil war, und vom Kamin her, charakteriſtiſch und wohlerhalten, trifft uns das Auge Wolſey's, jenes ſtolzen Prälaten, deſſen Klugheit die viehiſche Wildheit ſeines Königs wie einen Stier an den Hörnern hielt. Zwanzig Jahre lang! Dann kam die Stunde, die nicht ausbleibt und ſeinen Führer hoch in die Lüfte ſchleudernd, trat ihn das ſchäumende Thier mit Füßen.

Eine Tragödie erſten Ranges ſpielte ſich innerhalb dieſer Mauern und im Zeitraum weniger Jahre ab. Wolſey war auf ſeiner Höhe und wiegte ſich in Sicherheit. Nicht die Dauer ſeines Glückes, nur die Dauer ſeines Lebens machte ihm Sorge und die klügſten Aerzte nach allen Seiten hin ausſendend, gebot er ihnen, den geſundeſten Platz in der Nähe

Londons ausfindig zu machen. — Sie fanden Hampton Court. Da entstand jenes Schloß und jene Halle, die noch heut von der Macht und Prachtliebe ihres Erbauers Zeugniß geben und am 13. Juni des Jahres 1525 war es, daß König Heinrich von London hernieder kam und einzog in den Prachtbau seines ersten Dieners, der sein Herr war. Da stand hier ein Thronhimmel und ihm zunächst der Polsterstuhl des Cardinals, da mischte sich unter die Banner der Tudors, die von allen Pfeilern herabwehten, das zudringliche Wappen des Cardinals und der priesterliche Hofstaat, darunter alter Adel des Landes, überstrahlte an Gold und Glanz die Schranzen des königlichen Hofes. Der König sah's und ein Schatten zog über sein Antlitz; da verneigte sich der geschmeidige Cardinal und sprach: dies hab' ich gebaut, daß es Deiner würdig sei; Hampton Court ist Dein.

Das war ein königliches Geschenk; noch im Geben that es der Diener dem Herrn zuvor.

Glänzendere Tage kamen, die Tage Anna Bulen's und mit ihnen die Schicksalsstunde des Cardinals; zum ersten Male wagte er es, zwischen die königliche Leidenschaft und ihr Opfer zu treten und siehe da — er war das Opfer selbst. Ueber ihn hinweg ging der Hochzeitszug der Anna Bulen.

Und wieder andere Tage folgten. Wolsey lag vergessen auf einem Kirchhof in Leicestershire, seine Siegerin aber, nun selbst besiegt, schrieb jene schönen Sterbeworte: „Sie machten

mich zur Königin und da ich auf Erden nicht höher steigen kann, machen sie mich heut zu einer Heiligen."

Dann fiel ihr Haupt.

Und stiller ward's in Hampton-Court, bis die Braunschweiger kamen, die unberühmten George, die allen Ruhm dem Lande selber ließen. Die Wiederspiegelung vergangener Zeit begann, und hier in eben dieser Wolsey-Halle dehnte sich der Hof der Königin Charlotte auf Plüsch- und Polsterſitzen und klatschte Beifall, als von der Bühne herab Shakespeare's Heinrich VIII. oder der Sturz Wolsey's an ihrem lauschenden Ohr vorüberzog.

Doch lassen wir jetzt die Halle, um uns dem neueren Theil des Schlosses und seiner Bildergallerie zuzuwenden. Wir ersteigen eine schöne breite Treppe, freuen uns an den schlanken Ulanen-Gestalten, die, mit angefaßtem Karabiner, steif und stramm dastehen wie die Treppenpfeiler selbst daran sie lehnen, und treten jetzt in den ersten jener Bildersäle ein, die in scheinbar endloser Reihe sich durch zwei Flügel des Palastes hindurch erstrecken.

Die Gallerie von Hampton-Court hat keinen Weltruf wie die Dresdner, die Wiener und Versailler, der italienischen Schätze völlig zu geschweigen. Und in der That, wer lediglich von künstlerischem Interesse geleitet diese weiten Säle durchwandert, wird ziemlich unbefriedigt sie wieder verlassen und selbst der National-Gallerie — deren drei Murillos sie ohnehin vor der Verurtheilung retten — im Stillen Abbitte thun. Aber ich mache kein Hehl daraus, daß ich Gallerien gelegent-

lich auch in anderem Intereſſe durchwandere, als um den Schönheitslinien Raphaels nachzugehen, und welcher Hamptoncourt-Beſucher gleich mir ein Gefühl für die engliſche Geſchichte mitbringt, das an Lebhaftigkeit dem künſtleriſchen mindeſtens die Wage hält, der wird dieſe Zimmerreihen nicht ohne Erregung und Befriedigung durchſchreiten können.

Es iſt ein Revueabnehmen über die Träger der engliſchen Geſchichte ſeit jener Zeit, die dieſes Schloß entſtehen ſah. Die erſten Säle bieten wenig, bis plötzlich im dritten oder vierten das Auge durch eine Fülle von Portrait-Schönheiten wie geblendet wird. In oberſter Reihe, zunächſt der Decke, gewahrſt Du die ſchönen Buhlerinnen Karl's II. und Angeſichts dieſer lachenden Geſichter mit den koketten Ringellöckchen und den ſinnlich aufgeworfenen Lippen, mildert ſich Dein Urtheil über die Schwäche des liebenswürdigen Stuart. Je länger Du verweilſt, je mehr wirſt Du erſchüttert in Deinen feſteſten Grundſätzen, zumal wenn Du zu Füßen jener verführeriſchen Weiber, in gleicher Höhe faſt mit Deinem Auge, die lachenden Portraits ihrer Söhne und Töchter gewahrſt, zu deren angeborener Schönheit ſich das durchgeiſtigende Bewußtſein geſellt: wir ſind von königlichem Blut.

Weiter ziehen wir an Hunderten von Bildern aller Schulen gleichgültig vorüber, bis endlich der Hauptſaal der Gallerie, ſchon durch ſeine Größe auffällig, ſich vor uns aufthut und uns verweilen macht. Ich möchte ihn den Holbein-Saal nennen. Mindeſtens 20 — 30 Stücke des alten Meiſters finden ſich hier vereinigt und die ganze Tudorzeit — der er

angehörte — tritt an eben dieſer Stelle in ihren Hauptgeſtalten uns ſprechend entgegen. Da iſt Heinrich VIII. (drei oder viermal) und neben ihm — ſein Narr; da iſt Maria Tudor, reizlos und wie es ſcheint mit widerſtrebender Hand gemalt; da iſt Eliſabeth, in einer ganzen Reihe von Blättern: als Kind, als Mädchen, als Königin, als Greiſin ſelbſt und zwiſchen inne in einem perſiſchen Phantaſie-Koſtüm. Ich ſah nie etwas Entſetzlicheres. Da grüßt uns mit hoher ſprechender Stirn, über der eine thurmhohe, abenteuerliche Friſur balancirt, die ſchöne Anna von Dänemark, die Gemahlin Jakob's I., jenes aufgeſchwemmten Vielwiſſers, der eiferſüchtig die Augen ſeiner Frau verfolgte, wenn ſie, wie zur Erholung, ausruhten auf der Schönheit eines jungen Schotten-Lords. Ein rührendes Lied blieb uns aus jener Zeit, ein Lied vom hübſchen Grafen Murray, der zur Unzeit ſeiner Königin gefiel und ſterben mußte, weil er ſchöner war als König Jakob ſelbſt. Das Lied iſt alt und lautet ſo:

Ihr bunten Hochlands Clane,
Was waret ihr ſo fern?
Sie hätten nicht erſchlagen
Lord Murray, euren Herrn!

Er kam von Spiel und Tanze,
Ritt ſingend durch die Schlucht, —
Sie haben ihn erſchlagen
Aus Neid und Eiferſucht. —

Im Lenze, ach, im Lenze —
Sie ſpielten Federball,
Lord Murray's ſtieg am höchſten
Und überflog ſie all.

Im Sommer, ach, im Sommer —
Auszogen sie zum Strauß,
Da rief das Volk: Lord Murray
Sieht wie ein König aus.

Im Herbste, ach, im Herbste —
Zu Tanze ging es hin,
„Mit Murray will ich tanzen!"
Rief da die Königin.

Er kam von Spiel und Tanze,
Ritt singend durch die Schlucht, —
Sie haben ihn erschlagen
Aus Neid und Eifersucht. —

Ihr bunten Hochlands Clane,
Was waret ihr so fern?
Sie hätten nicht erschlagen
Lord Murray, euren Herrn!

Armer Lord Murray, arme Königin! Aber Euer Leid erlischt vor einem größeren: dort aus schlichtem Rahmen heraus schaut, als weine sie im tiefsten Herzen, das blasse Antlitz Maria Stuarts. Und doch war sie noch halb ein Kind, als sie dem Maler zu diesem Bilde saß. Ein Klosterschleier umhüllt weiß und dicht das schmale, feine, geheimnißvolle Gesicht, das nichts hat von jugendlicher Heiterkeit, und es beschleicht uns der Gedanke, als fühle sie sich unheimlich unter diesen Elisabethköpfen, die von allen Seiten her auf sie herniederblicken.

Noch weitere Säle folgen, aber unser Interesse hat seinen Höhepunkt erreicht und selbst ein Pastellbild „des alten

Fritz," der aus einer Gesellschaft reifröckiger Prinzessinnen heraus uns mit seinem klaren Königsauge grüßt und unser preußisches Gefühl erwachen macht, fesselt uns nur auf Augenblicke. Gleichgültig an muthmaßlichen Raphaels (wo gäb' es deren nicht!) und noch muthmaßlicheren Michel Angelos vorüber eilend, erreichen wir auf's Neue die breite Aufgangstreppe, deren Ulan noch immer wie in Stein gehauen dasteht und die teppichbedeckten Stufen schnell herniedergleitend, athmen wir auf, als nach der Schwüle, die uns von Saal zu Saal begleitete, jetzt plötzlich die frische Parkluft unsre Stirne kühlt und statt einer endlosen Reihe von Bildern jenes eine vor uns hintritt, das immer wieder mit seinem Zauber uns beschleicht.

Schnell durchflog ich die Gänge, von jenem Kraftgefühl beherrscht, das in der letzten Stunde eines Galleriebesuchs der Herr über alle anderen zu werden pflegt — vom Hunger.

Fünf Stunden waren seit jenem feierlichen Augenblick vergangen, wo Mr. Taylor's erster Champagnerpfropf in die Luft paffte, und als ich so hin und her irrte, wandelte mich plötzlich wie ein Gespenst der Gedanke an: wenn Du zu spät kämst, wenn alles vorüber wäre! Da weckten mich Stimmen und munteres Gelächter aus meiner finsteren Betrachtung und um mich blickend, gewahrt' ich unter einem Kastanienbaum meine gesammte Begleiterschaft: die beiden Gentlemen stehend und schwatzend, die Lady's in's Gras gelagert und Kränze flechtend. Miß Harper warf mir den ihren zu und lachend fing ich ihn, wie einen Reifen beim Reifenspiel, mit meinem vorgestreckten Arme auf. „Ich glaubte, Sie hätten uns ver-

geſſen," rief ſie ſchelmiſch unter ihrem Hut hervor, und ſah mich an als wiſſe ſie's doch am beſten, daß keines Mannes Auge ihrer Lieblichkeit jemals vergeſſen könne. Dann erhob ſich alles — geſunder Appetit umſchlang uns mit einem Eintrachtsbande — und dem Boote zueilend, glitten wir in der nächſten Minute ſchon quer über den Strom hin an das jenſeitige Ufer, wo eine prächtige, nach allen Seiten hin von Weidengebüſch umgrenzte Wieſe wie geſchaffen war für ein luſtig verſchwiegenes Diner. Eine Koppel Pferde, die im erſten Augenblick halb ſtutzig halb neugierig die ungeladenen Gäſte empfing, machte bald den beſcheidenen Wirth und überließ uns das Terrain. Wir aber hatten bereits den Stamm einer mächtigen alten Rüſter zu unſerm Lagerplatze auserſehen und eh eine Viertelſtunde um war, breitete ſich auf dem Raſen vor unſern bewundernden Augen eine wohlgedeckte Tafel aus. Reizend ſtach das weiße Linnen von dem ſaftigen Grün des Raſens ab, aber reizender noch ſchimmerte die gelbe Kruſte einer koloſſalen Hühnerpaſtete, die von den kunſtgeübten Händen der alten Miſtreß May gebacken, den gebührenden Platz in der Mitte der Tafel einnahm. An den vier Zipfeln des Tiſchtuchs ſchimmerten abwechſelnd die Staniolkuppen Mr. Taylors und die geſchliffenen, Portweingefüllten Karaffen, die Mr. Owen und ich ſelber als Picknick-Contingent geſtellt hatten; am linken und rechten Flügel der Rieſenpaſtete aber lagen in ſchlichter Brodgeſtalt die Gaben der Miß Harper: zwei Königskuchen, deren kleine Roſinen zahllos wie die Sterne am Himmel lachten. So war das Mahl; drum herum aber,

auf den umgestürzten Kisten und Körben, saßen sieben lachende Menschen und dankten in kindlicher Fröhlichkeit dem Geber aller Dinge. Der Portwein war längst hin und die Hühnerpastete nur noch eine Ruine, da ergriff ich ein volles Glas Champagner, und mich hoch aufrichtend, schloß ich die Mahlzeit mit jenem Toaste, der von Herzen kommend, in britischen Herzen noch immer sein Echo fand: Old-England for ever!

Der verengländerte Deutſche.

Einer meiner Freunde erzählte mir: Gebrüder Miller ſind eine wohlbekannte Firma in der City von London. Vor Zeiten hießen ſie Müller und waren ſo loyale Berliner, wie ſie das Spandauer Viertel nur je in ſeiner Mittte ſah. Vor zehn Jahren vertauſchten ſie die Papenſtraße mit Moorgate-Street und erſetzten den heimathlichen Klappkragen durch aufrechtſtehende Vatermörder. An dieſe — fuhr mein Freund fort — hatt' ich einen Kreditbrief in der Taſche. Guten Muthes trat ich bei ihnen ein und mich gegen zwei blonde Männer verbeugend, die am Pult einander gegenüberſtanden, fragt' ich auf deutſch: „ob ich die Ehre habe, Gebrüder Müller“ ....? our name is Miller! unterbrach mich der Angeredete und ſchrieb weiter. „Ich bringe Ihnen Grüße vom Banquier Meyerheim.... very much obliged!.... und wollte mir erlauben, Ihnen dieſe Zeilen perſönlich zu übergeben.“ Müller II. nahm den Brief in Empfang, durchflog ihn und antwortete dann: to-morrow, Sir! ten o'clock if you please.

Das war mir zuviel und beide Arme in die Seite stemmend, schnarrte ich im entschiedensten Jargon unserer Heimath: „Wat! zwee Berliner un keen Wort deitsch nich? Shame, indeed!“

Ob wahr oder erfunden (mein Freund excellirt in Anekdoten), jedenfalls darf ich versichern, daß die Gebrüder Miller aus dem Leben gegriffene Typen sind. Unter hunderterlei Namen bin ich ihnen in allen Kreisen der Gesellschaft begegnet und dem Niederdrückenden dieser Erfahrung hab ich nur den einen Trost entgegenzuhalten, daß das Jahr 48 dieser nationalen Verkommenheit ein Ende gemacht zu haben scheint. Was von dieser Misere bisher mir in den Weg trat, war in vormärzlicher Zeit über den Canal gegangen. Nicht als ob ich — wie man geneigt sein könnte aus diesem Lob zu schließen — den unbedingten Bewunderern jener Bewegungsepoche angehörte. Keineswegs. Aber die Untreue und die Maßlosigkeit, die Illoyalität und die Verkehrtheit jener Zeit, die so oft und so gebührend verurtheilt worden sind, sollten uns die nationale Seite, diesen gesunden Kern jener Erhebung, nicht undankbar verkennen lassen und uns nicht blind gegen die Thatsache machen, daß ein deutscher Geist, wie ihn die Freiheitskriege sahen, erst unter den Gewehrschüssen des 18. März wieder erwachte, ähnlich wie der Frühling unter Donnerschlägen seinen Einzug zu halten liebt.

Selten nur trifft man im bunten Treiben der Weltstadt auf Einzelne jener Flüchtlinge, die der Sturm der letzten Jahre an die englische Küste geworfen hat; sie lieben Zurückgezogenheit und verkehren (mit Ausnahme eines in Kneipenroheit ver-

kommenen Abhubs) geräuſchlos unter einander. Aber häufiger faſt als einem lieb iſt, begegnet man den „Landsleuten aus der alten Schule.“ Ueberall in der City — in den Leſezimmern des Lloyd wie an der Kornbörſe in Mark-Lane, in den Docks-Kellern wie an den Eßtiſchen des Mr. Simpſon — ſtößt man auf ihre unerquicklichen Geſichter; keiner aber lernt ſie beſſer kennen als der Beneidenswerthe, der in einer Kaufmannsſtadt an der Nord- oder Oſtſee zu Haus, ein Empfehlungsſchreiben an dieſe oder jene deutſch-engliſche Firma in ſeinem Lederkoffer mit herüberbringt, — und an die Erfahrungen ſolcher Bevorzugten richt' ich jetzt die Frage: ob es etwas Troſtloſeres giebt, als die Geſtalt des „verengländerten Deutſchen.“

Der engliſche Kaufmann iſt praktiſch, iſt auf Erwerb aus, iſt Kaufmann durch und durch. Aber — vorausgeſetzt, daß er jemals die Ader eines Gentleman in ſich hatte — ſo bleibt ihm dieſe wie eine Schutz- und Grenzlinie gegen den Schacher durch alle Phaſen ſeines Lebens hindurch, und wenn er begreiflicherweiſe auch in der Einſeitigkeit und Ausſchließlichkeit ſeines Strebens nach Erwerb, kein Gegenſtand unſerer beſonderen Zuneigung werden kann, ſo können wir ihm doch um der Klugheit ſeiner Combination und der Energie, Ruhe und Gradheit ſeiner Handelsweiſe willen, unſre Hochachtung nicht verſagen. — Wie anders der deutſche Kaufmann, der herüberkommt! Aengſtlich bemüht, an den engliſchen Kaufmann gleichſam hinan zu wachſen, hat er bei ſeinem Betreten britiſchen Bodens nichts Eilfertigeres zu thun, als unter der

Aufschrift: „Sachen ohne Werth“ das Bischen deutsche Liebenswürdigkeit, das er in Gestalt von Bonhommie, gemüthlichem Spießbürgerthum, Ungenirtheit und derbem Witze mit herüberbrachte, in die väterliche Wohnung zurück zu schicken, und ohne im Geringsten das feine Auge für all die Vorzüge zu haben, die den englischen Kaufmann — und sei er der erwerbslustigste — noch immer charakterisiren, setzt er seinen ganzen Eifer daran, ihn in allerhand Manieren (natürlich immer die schlechtesten) zu erreichen, in Manipulationen und Kunstgriffen, die freilich am meisten in die Augen springen, aber den ächten Engländer so wenig ausmachen, wie etwa das Dreinschlagen mit Kolben einen tüchtigen Offizier.

Dennoch ist der verengländerte Deutsche innerhalb der Geschäfts- und Handelssphäre nur halb er selbst. Bereicherung! steht auf der Fahne jedes Kaufmanns und die ungeschickteren Hände, mit denen die deutsche Copie des englischen Kaufmanns im Golde wühlt, die gierigeren Augen, mit denen er es verschlingt, wollen wir ihm nicht zu hoch in Rechnung stellen. Er ist eben nur eine Steigerung dessen, was jeder Kaufmann, auch der englische, mit ihm theilt und selbst das Uebermaaß seiner Erwerbslust ist immer noch gleichsam zu Haus innerhalb des kaufmännischen Berufs. Aber widerlich wird diese Goldjagd auf anderen Gebieten und um so widerwärtiger, je geistiger das Gebiet ist, das der verengländerte Deutsche nicht verschmäht, durch seinen Schacher (wofür er den Ausdruck „praktische Richtung“ hat) zu verunglimpfen. Die Künstler, die Schriftsteller, die Gelehrten — sobald sie

dieſer engliſchen Krankheit verfallen, machen ihr ganzes Thun zum bloßen Gewerbe und von einer liebenden Hingabe an die Sache findet ſich keine Spur mehr. Kunſt und Wiſſenſchaft werden ſich in ſolchen Händen niemals Zweck; ſie ſind nur Mittel. Nicht Mittel in jenem hohen Sinne, wie innerhalb der chriſtlichen Kunſt des Mittelalters; auch Mittel nicht in jenem erlaubten Sinne, wo ſich das Leben ſelbſt als Zweck ergiebt; nein, Mittel in jenem ſchlechteſten Sinne, Mittel zum Reichwerden, zur plötzlichen Erhebung und zum endlichen Nichtsthun, als ſüßen Lohn kurzer, lügneriſcher Arbeit. Das Troſtloſeſte ſind die deutſchen Aerzte, über die das Engländerthum hereingebrochen iſt. Ich wohnte mit einem ſolchen zuſammen; er forderte und erhielt für ein kurirtes Schnupfenfieber 20 L. St (130 Rthlr.) und erzählte mir unter Lachen den Fiſchzug, den er gehalten habe. Ich kannte auch das Opfer dieſer Prellerei und habe die betreffende Rechnung mit Augen geſehen. Man ſpricht in Deutſchland von intereſſanten Fällen und unſere Patienten ſträuben ſich dagegen, ein ſolcher zu ſein. Verarg' es ihnen, wer mag. Aber unter allen Umſtänden ſind ſie, um eben ihres Leidens willen, einer lebhaften und gleichſam nobeln Theilnahme von Seiten ihres Arztes ſicher. Solche intereſſanten Fälle kennt der deutſch-engliſche Arzt nicht; mit der Wiſſenſchaft hat er abgeſchloſſen, lernen oder verdummen gilt ihm gleich, und nur ein intereſſanter Fall iſt für ihn geblieben: die gefüllte Börſe eines Weſtend-Lords oder eines City-Kaufmanns aus dem Oſtindien-Viertel.

Ich habe mich bis hieher gemüht, ein Charakterbild des

Deutsch-Engländers zu geben; wend ich mich jetzt seiner mehr äußeren Erscheinung zu. Er spricht alle Sprachen mit Ausnahme des Deutschen. In seiner Tracht und Haltung überengländert er den Engländer. Er hat beständig schwarzen Flor um den Hut, trägt Röcke, deren Taille mehr dem südlichen Wendekreis des Steinbocks, als dem mittellinigen Aequator entspricht, excellirt in buntfarbigen Sommercravatten, scheitelt sein Haar in der Mitte des Kopfes und verwendet alle möglichen Pasten und Schönheitswässer zur Herstellung des (unübersetzbaren) „egalen Teint's," dieses entscheidenden Kennzeichens des ächten Gentleman. O ja, sie lernen ihm ab, wie er sich räuspert und wie er spuckt, und nur ein letztes Etwas entgeht entweder ihrem Auge oder liegt jenseits ihres Nachahmungstalentes. Dies Etwas ist es dann, was schließlich doch einen Strich durch die Rechnung macht.

Ihre Taschen liegen sämmtlich unterm Schutz eines Brama-Schlosses, zu dem der Schlüssel verloren gegangen ist. Für schlechtweg Bedürftige haben sie ein stereotypes Achselzucken und für die Flüchtlinge der letzten Jahre einen bequemen und billigen Hohn.

Begegnet man ihnen in der Gesellschaft, so suchen sie das Flachsenfingen, wo ihre Wiege gestanden, bis zum Aeußersten hin zu verleugnen. Fallen sie der Ehrlichkeit des vorstellenden Wirths aber dennoch zum Opfer und zieht Neugier oder Spottlust sie in eine vornehme Unterhaltung mit dem jungen Huronen, der keine glanzledernen Stiefel trägt und das Unglück hat, Deutschland sein Vaterland zu nennen,

so beginnen sie (versteht sich englisch) „wie befindet sich Ihr König? Alles noch wohlauf bei Hofe? kein neuer Orden kreirt? kein Garde-Leutnant zum Cultus-Minister avancirt, oder kein Alt-Lutheraner General der Kavallerie geworden?“

So geht es fort. Wer möchte ihnen die Anerkennung versagen, daß die Pfeile ihres Spottes gelegentlich treffen; aber diese Renegaten und verkommenen Söhne eines auch in seinen Schwächen noch großen und herrlichen Vaterlandes haben nicht das Recht, diese Pfeile abzudrücken. Ihr Wesen geht auf in Lieblosigkeit und Undankbarkeit gegen den Boden, der sie gebar. Sie kennen nur Schattenseiten und vergessen, daß hier wie überall der Schatten das Licht voraussetzt. Sie verwechseln die eigene Verkommenheit mit der vorgeblichen des Volkes, dem sie angehörten und halten die Einflüsterungen eines bornirten und selbstgefälligen Egoismus für die Stimme der Freiheit und politischen Weisheit.

Der einsichtige Engländer (freilich wie überall ein kleiner Bruchtheil) blickt bescheiden auf die Besonderheit seines durch Lage und Gang der Geschichte bevorzugten Landes und ist weitab sich persönlich das Verdienst von Dingen zuzumessen, die Gottes Rathschluß ungleich mehr als der englische Nationalcharakter, geschweige dessen modernste Erscheinung, hervorgerufen hat. Wilhelm III. konnte unterliegen, und England wäre unterm Scepter der katholischen Stuarts denselben Weg wie die Staaten des Continents gegangen. Das verhehlt sich kein gebildeter Brite.

England ist kein Polizeistaat; aber warum nicht? weil es keiner zu sein braucht. Disraeli selber sprach es aus: unser Land hat keine Ahnung von der Macht und Ausdehnung jener Umsturzpartei, die auf dem Continent ihr Wesen treibt. Hätten wir Aehnliches, wir würden zu ähnlichen Mitteln greifen müssen und der Londoner Philister, der seit 40 Jahren gewöhnt ist, seinen Morgenimbiß in Gesellschaft der Times oder Morning Post zu nehmen, würde sich daran gewöhnen müssen, seinen Frühstücksgefährten von Zeit zu Zeit nicht erscheinen zu sehen.

So sprechen Engländer. Der verengländerte Deutsche aber schimpft über Polizei und Soldateska, spricht von der Theilung Deutschlands wie von einer abgemachten Sache, nennt Leibnitz einen Schleppenträger des Newton und Göthe-Schiller die Aushökerer des Shakespeare. „Ihr habt nichts als den Hegel — so schließt er — und den lassen wir Euch.“ Ihn widerlegen, hieße ihn ehren; man läßt lächelnd einen Strom solcher Thorheiten über sich ergehen und schreibt Abends in's Tagebuch: bei Mr. N. einen Landsmann aus der alten Schule getroffen; einer wie alle: flach, eitel, undankbar!

Von Hydepark-Corner bis London-Bridge.

Es ist Sonnabend Nachmittag, die Sonne lacht so heiter nieder wie's die dunstigen Straßen nur irgendwie gestatten, aber mir selber nimmt die Sonnenheiterkeit nichts von meiner irdischen Verstimmung und ich greife zu meinem letzten Erhebungs- und Zerstreuungsmittel, zu — einer Omnibusfahrt von Westend bis in die City.

Da kommt er schon mein alter Freund der Royal Blue, der zwischen Hydepark-Corner und der Londonbrücke läuft, und seinen höchsten Platz mit der doppelten Raschheit eines deutschen Turners und Londoner Pflastertreters erkletternd, rollt der Wagen in demselben Augenblick weiter, in dem er anhielt mich aufzunehmen. Ein Blick nach links in den Hydepark und rechts auf den Triumphbogen des alten Siegesherzogs! nun aber die Augen gradaus und hinein in das Treiben Piccadillys, dessen Pflaster wir jetzt geräuschlos hinunterfahren.

Die erste Hälfte Piccadillys gleicht einem Quai: zur Linken nur erheben sich Paläste und Häuser, rechts aber dehnt sich, einer Wasserfläche gleich, der Green-Park aus und labt das Auge durch seinen Rasen und die freie Aussicht zwischen den Bäumen hindurch. Ein leiser Wind weht herüber und nimmt auf Augenblicke dem Tage seine Schwüle; mir aber wird freier um die Stirn und unter Lächeln gedenk' ich meines Heilmittels, das sich wieder zu bewähren scheint.

Weiter geht es, der Quai verengert sich zur Straße und verliert an Vornehmheit, schon aber biegt der coachman rechts in Regent-Street hinein, und die Zügel nachlassend geht es jetzt bergab und rascher denn bisher dem schönen Waterloo-Platze zu. Vor uns steigt die York-Säule auf; Carlton-House, der Sitz der preußischen Gesandtschaft, zeigt uns seine hohen Eckfenster; Palast neben Palast lagert sich vor unsern Blick, aber eh' wir noch die Minerva-Statue auf einem derselben mit Sicherheit erkannt haben, wendet sich der Omnibus, links einbiegend, dem östlichen Ausläufer der Pall-Mall-Straße zu, und an Hôtels, Kunstläden und Clubhäusern vorbei geht es dem eigentlichen Mittelpunkte Londons, dem Trafalgar-Square entgegen.

Da sind wir: die Fontainen thun das ihre (freilich nur ein bescheidner Theil); der Sieger von Trafalgar schaut von seiner Colonne herab; die National-Gallerie zieht sich, als fühle sie die Schwächen ihrer Schönheit, bescheiden in den Hintergrund zurück, und von Northumberland-House hernieder grüßt uns der Wappenlöwe des Hauses, der mit geho-

benem Schweif dort oben frei in Lüften steht und von den Percy's, dem Löwengeschlechte Alt-Englands erzählt.

Immer weiter! Der Square liegt dicht hinter uns; das ist der „Strand", der sein buntes Leben jetzt vor uns entfaltet. Er ist die Verbindungslinie zwischen Westend und der City, und der Charakter beider findet sich hier in raschem Wechsel nebeneinander. Neben den immer zahlreicher werdenden Läden und den Theatern zweiten Ranges erheben sich Paläste wie Kings-College und Sommerset-House, und neben der Lady, die eben die Requiem-Probe oder das Oratorium in Exeter Hall verläßt, an dessen Aufführung sie sich mit gutem Willen und schwacher Stimme betheiligte, schreitet der Affichenträger, diese originelle Erfindung englischer Marktschreierei, wie ein wanderndes Schilderhäuschen einher, dessen papierne Wände nach allen vier Seiten hin ausschreien: „Feuerwerk in Cremorn-Gardens", oder „Rasirmesser, scharf und billig, Ecke von Strand und Cecil-Street."

Mein Auge hält sich rechts; kurze Querstraßen laufen zur Themse hin, mitunter blitzt der Strom selbst blau und schimmernd hindurch. Wie lacht mir das Herz! aber die nächste Nähe fesselt aufs Neu das Auge: Häßliches und Blendendes, Alltägliches und Niegeschautes drängen sich mit Blitzesschnelle an uns vorüber. Hier zur Rechten scheinen die Dentisten ihr Quartier zu haben. An den Fenstern und Hausthüren begegnen wir künstlichen, zierlich aus Elfenbein gedrechselten Todtenköpfen, die sich gespenstisch im Kreise

drehn und mit ihren grinsenden Mausezähnchen, ländlich sittlich, die Annonce übernehmen: hier wohnt ein Zahnarzt.

Weiter! der „Strand" erweitert sich zu einem Kirchenplatz, aber nur um sich plötzlich wieder zu verengen, — und durch Temple Bar, das alte City-Thor hindurch, rollt jetzt unser Omnibus in Fleet-Street hinein. Was ist das? Tausende sperren an jener Ecke den Weg. „Weekly Dispatch" oder „Illustrated News", ich hab' es vergessen welches von beiden, steht mit riesigen Buchstaben an der Front des belagerten Hauses. Was will man? hat sich der Redacteur gegen die Souverainetät des Volkes vergangen? hat er eine Brot-Taxe beantragt? nichts von dem allen. In Chester ist heut Wettrennen, das ist Alles. Unablässig spielt der Telegraph von dort herüber und jede neue Meldung wird zu Nutz und Frommen des theilnahmvollen Publikums in großen Buchstaben sofort ans Fenster geklebt. Unerklärliche Begeisterung! Armes Volk ist's, was sich da drängt, Tagelöhner die keine Geis geschweige ein Pferd im Stalle haben, und doch will jeder wissen, was 50 Meilen nördlich in Chester geschieht und ob der „Lalla Rookh" oder der „Wilberforce" gewonnen hat.

Endlich sind wir hindurch; der Menschenknäuel schließt sich wieder, während wir Farringdon-Street durchschneiden und das ansteigende Ludgate-Hill in kürzerem Trab hinauffahren. Jetzt sind wir oben, unmittelbar vor uns steigt der Massenbau St. Pauls in die Luft. Seine Glocken beginnen eben zu tönen, um den Sonntag einzuläuten. Aber selbst

die Stimme seiner Glocken wird überdröhnt und überrasselt, denn immer näher kommen wir der Handelswerkstatt der eigentlichen City und schon haben wir Cheapside rechts und links. Welche Läden das, welche Fülle, welcher Glanz! Alle Früchte des Südens, dazwischen die großen spanischen Trauben, liegen hochaufgeschichtet hinter den Spiegelscheiben der Schaufenster und ein Londoner Witzwort wird uns gegenwärtig, das da heißt: ein Franzose macht zwei Läden von dem, was ein Engländer ans Fenster stellt.

Und nun Poultry, und nun die Börse und die Bank! Von allen Seiten münden hier die Straßen ein, schon wird die Masse unentwirrbar und noch immer hat die City nicht ihr Letztes gethan. Südlich geht's, in King William Street hinein und der Londonbrücke unter verdoppelten Peitschenschlägen zu. Da ist sie, oder doch da blinkt sie herüber, denn siehe, so nah am Ziel sind wir noch weitab von ihm. Es ist fünf Uhr und die City-Omnibusse haben sich eben angeschickt, alles was die Woche hindurch am Pulte stand und die Comtoir-Feder hinterm Ohre trug, nach den aberhundert Vorstädten und grünen Dörfern hinaus zu schaffen, die in meilenweitem Kreise die Stadt umgeben und nach denen die City-Menschen sich sehnen, wie der Bergmann in seinem Schacht nach Gottes Sonne da oben. Hunderttausende wollen hinaus, in dieser Stunde, in dieser Minute noch, und selbst der London-Brücke und ihren Dimensionen versagen die Kräfte. Tausende von Fuhrwerken bilden einen Heerwurm; die lange Linie von King William-Street bis hinüber nach Southwark

ist eine einzige Wagenburg und minutenlanger Stillstand tritt ein.

Ich spring herab, ich dränge mich durch; treppab komm ich an den Landungsplatz der Dampfschiffe, ich besteige das erste beste und wieder stroman fahrend, schau ich von der Mitte des Flusses her dem Drängen und Treiben zu, das auf der Brücke noch immer kein Ende nimmt. — Die Fluth kommt und bringt eine lustige Brise mit, ich nehme den Hut ab und sauge die Kühlung ein. Mein Kopf brennt und fiebert, aber hin ist alle Verstimmung und mir selbst zum Trotz murmle ich vor mich hin: dies einzige London!

Miß Jane.

Ich hatte Empfehlungsbriefe an Miß Jane. Als ich sie abgab war sie aufs Land. Wochen vergingen; ich hatte die Briefe vergessen. Eines Morgens beim Frühstück erhielt ich folgende Zeilen:

10 Angel Terrace, New-Road (Pentonville).

Miß W. empfiehlt sich Herrn F. und drückt ihm ihr lebhaftes Bedauern darüber aus, daß sie außerhalb der Stadt war, als Mr. F. die freundlichen Zeilen aus Deutschland ihr in Person zu überbringen gedachte. Miß W. würde sich Herrn F. sehr verpflichtet fühlen, wenn er ihr Gelegenheit zu mündlicher Aeußerung ihres Dankes geben wollte und erlaubt sich ihm anzuzeigen, daß sie allabendlich nach 7 Uhr zu Hause ist. — Freitag Nachmittag.

Andren Tages schickt' ich mich an, dieser freundlichen Aufforderung nachzukommen. Es war Sonnabend und einer

jener ſchwülen, ſtaubigen Tage, wo man die Luft Londons wie den Puls eines Fieberkranken fühlt. Von meiner Wohnung aus bis Angel-Terrace war nicht allzuweit. Ich paſſirte Euſton-Square und bog in die nördliche Lebensader Londons ein, die unter dem Namen New-Road von Paddington und Bayswater bis Pentonville und Islington läuft. Mein Weg führte gradaus; ich konnte nicht fehlen. Von Zeit zu Zeit blieb ich ſtehen und ließ den Wirrwarr der Scene an mir vorüberziehn. Es war das erſte Mal, daß ich in dieſe Gegend kam und ſo gewiß es London war, das nur ein neues Blatt ſeines Wunderbuches vor mir aufſchlug, ſo gewiß doch war dies Blatt eben neu, und faſt vergaß ich im Anſchauen dieſes wechſelnden Treibens, daß mich Andres hierher geführt hatte als die Luſt an einer Straßen-Studie. Dieſelbe Fülle von Leben lag hier vor mir wie in Piccadilly und Oxford-Street und doch hatte Alles wieder einen andren, zum Theil völlig abweichenden Charakter. Die blitzenden Kaufläden fehlten ganz, Cabs und Gigs waren ſelten, kein modiſcher Frack in ganz New-Road, geſchweige das Barègekleid einer Lady von Stande. Nur Omnibus auf Omnibus jagte vorüber, Arbeiter in Jacke und Mütze hockten oben auf; — ein Augenblick Halt! und wieder weiter trabend wirbelte eine neue Staubwolke in den Straßenſtaub hinein. Trödelläden überall und Magazine für Auswandrer; an den Ecken aber das unvermeidliche Bierhaus. Freilich auch Reizendes bot ſich dar. Die Breite der chauſſirten Straße und ihre Bäume und Gärten thaten dem Auge wohl; und der Goldregen, der

bestaubt über die Eisengitter hing, dazu das Auf und Nieder des Terrains, vor Allem aber die dämmerblauen Hügel von Highgate, die von fern her in dies wüste Treiben niederblickten, gaben dem ganzen Weg, der sich vor mir hinzog, einen wunderlichen Misch-Charakter von Landstraße und Weltstadt.

Kings-Croß hatt' ich passirt; die Häuser zur Rechten wurden eleganter, Mädchen-Pensionate lagen hinter den Gittern und kündigten sich durch klösterliche Stille noch deutlicher an als durch Inschriften, oder das messingne Klingelschild ihrer Mistreß. So erreicht' ich Angel-Terrace. Als ich die Gitterthür hinter mir zuwarf, war es als sei ich in eine neue Welt getreten. Das Gitter und das hohe Strauchwerk das sich an ihm entlang zog, lagen wie eine Scheidewand zwischen hier und draußen. Der Staub drang nicht durch und gönnte mir wieder einen freien Athemzug; selbst der Lärm brach sich an dieser hohen grünen Wand und klang wie fernes Summen und Rauschen. Heiter schritt ich den Kiesgang entlang, der zwischen zwei blumenlosen und doch so erquicklichen Rasenplätzen hinlief und war eben im Begriff den Klopfer zu fassen, als die Thür sich wie von selber öffnete und ein alter Herr mit freundlicher Stimme mir zurief: „Kommen Sie nur, Jane wartet schon!" Es war ihr Vater. Wir traten in ein Zimmer zur Linken. Sein Anblick bot nichts Besondres dar; englische parlours gleichen sich wie ein Ei dem andren. Miß Jane trat mir entgegen und reichte mir, nach schöner englischer Sitte, ihre Hand. Es war eine weiße vornehme Hand. Die gewöhnlichen Begrüßungsworte wurden gewech-

felt; dann nahm ich Platz. Das Waſſer im Keſſel ſiedete, der Alte nahm die Taſſen vom cup-board, Miß Jane löſte die Schalen von den zierlichen kleinen Krebschen, die auf dem Tiſche ſtanden, und ſprach und fragte zu mir herüber. Sie war nicht ſchön, nur ihre Augen waren es. Es lag ein Etwas in ihnen als lachten ſie gern, und zugleich doch ſah man, ſie hatten viel geweint. Ich kannte die Geſchichte Miß Janes; hätt' ich ſie nicht gekannt, ich hätte ſie aus dieſen Augen leſen können.

Ihr Vater war nach Deutſchland gegangen als ſie noch ein Kind war. Damals war er reich geweſen, faſt ein Millionär. Unter Glanz und Fülle war Miß Jane herangewachſen; ſie ſang, ſie ſpielte, ſie hatte berühmte Lehrer gehabt, ſie hatte in Concerten geſungen und den Ertrag ihres Spiels der Armuth in den Schooß geſchüttet. Nun ſang ſie auch und ſpielte und lehrte, aber nur für ſich und ihren Vater. Sie waren ſelber arm geworden. Das verwöhnte Kind, die vornehme Dame erwarb ihr Brot jetzt als engliſche Governeß. — Die Armuth in Deutſchland hatte ſie leicht getragen; ſie hatte Freunde gehabt, deutſche Freunde, die den Menſchen nicht nach Guineen wägen, — und in fremden Häuſern weiter genießend, was ſie einſt im eignen geboten hatte, war ſie arm geworden ohne zu fühlen, was Armuth ſei. Aber dieſe Tage halben Glücks hatten nicht angedauert. Der alte Kaufmannsgeiſt war wieder über den Vater gekommen, es hatte ihn zurückgezogen nach England, nach London, nach der City, nach der alma mater des Handels; — er wollte wieder

reich werden wie er arm geworden war und Jane hatte ihn begleiten müssen. Sie hatten Wohnung genommen in der City, auf deren finstren Comtoiren der Alte nun wieder saß und rechnete wie 30 Jahre früher; er hatte das Glück auf's Neue versucht, und vergessen, daß die Göttin nur die Jugend liebt und vorbeigeht an jedem weißen, sorgenvollen Haupt. Alles schlug fehl; schwere Tage kamen; Miß Jane war entschlossen und suchte ihre Bücher und ihre Noten hervor. O, sie war klug und ihre Stimme glockenhell, sie brauchte sich nicht lange umzuthun, und die Demüthigung wenigstens blieb ihr erspart, ihre Dienste vergeblich angeboten zu haben. Die mühevollen Tage einer governess begannen für sie. Früh morgens nach Kings Croß, um den Omnibus abzuwarten, spät Abends heim mit dem Notenbuch unterm Arm. Wie viele dieser blassen, abgehärmten Gesichter sah ich auf meinen Kreuz- und Querzügen, wenn ich von London-Bridge bis Chelsea fuhr, — wie eilten sie die Treppe hinunter, um den Steamer nicht zu verpassen und wie schnell ging's wieder über die hölzerne Brücke und über den schwankenden Pier hinweg, wenn das Boot anhielt bei Lambeth Palace, oder Vauxhall-Bridge! Wie oft hatte ich theilnahmvoll in solche stillklagende Augen geblickt, nicht ahnend, daß ich ihnen einst so nahe gegenüber sitzen sollte.

Und saß ich solchen Augen denn gegenüber? war das noch dieselbe Miß Jane, waren das noch die umflorten Augen, die mich bei meinem Eintritt begrüßt hatten? Sie lachten jetzt, als hätten sie nie geweint. Ein Zauber war wirksam

geworden und dieser Zauber hieß Deutschland und deutsches Wort. Der Alte selbst ging auf in den Jubel seiner Tochter und die Erinnerung an zwanzig glückliche Jahre, die er unter uns verbracht, ließ ihn sein Engländerthum und die fixe Idee neu zu erwerbenden Reichthums vergessen. Sein Herz floß über von Liebe und Dankbarkeit gegen unser Land und mehr denn einmal rief er: „Bei Ihnen giebt es Menschen und Herzen, aber dies England hat nur Beine und Börsen.“ Vater und Tochter wetteiferten und der ganze Reichthum deutschen Lebens wurde mir an dieser Stätte gegenwärtig wie nie zuvor. Hundert kleine Züge unsres Lebens, übersehen sonst um ihrer Alltäglichkeit willen, machte mir hier die dankbare Rückerinnerung dieser Beiden wie zum Geschenk und ich erschien mir gleich dem reichen Hypochonder, der über Noth und Elend klagt, weil er die Schätze seines Nachbars nicht mitbesitzt, bis ihm plötzlich die schwarze Binde vom Auge fällt und er sieht, was er lange hätte sehen können, daß er reich ist und immer war.

Von dem Abend an war ich ein häufiger Gast in Angel-Terrace; jede Klage über das selbstische England und jede Sehnsucht nach Deutschland hin fand dort ein lautes Echo. Wollt' ich Herzen haben, die sich mit mir freuten über Empfang eines Briefes aus der Heimath, so richtete ich meine Schritte New-Road hinauf, und als ich zum letzten Male diesen Weg ging, war mir's, als sollt' ich eine zweite Heimath aufgeben, um die erste wieder zu gewinnen.

Der Abſchied war kurz; Miß Jane's Augen lachten nicht mehr; der Alte war ſchweigſam. „Unſre Wünſche begleiten Sie; könnten wir es ſelbſt!“ Das waren ihre letzten Worte.

Alte Helden, neue Siege.

Ich kam von Dulwich. Der Leſer kann nicht bereitwilliger ſein zu fragen: „was iſt Dulwich?“ als ich geneigt bin, ihm darauf zu antworten. Dulwich iſt eine Art Schönhauſen, ein freundliches Dorf mit Park und Wieſen, mit hohen Ulmen am Weg und Spalierroſen an den Häuſern, mit einem Schulgebäude im Königin Eliſabeth-Styl und einer Bildergallerie als Zugabe. Dieſe hatten wir beſucht. Es iſt bekannt, daß die engliſchen Gallerien hinter denen des Kontinents zurückbleiben und in der That, es ſollte Einem ſchwer werden, hier den Rubens unbedingt lieben zu lernen, oder gar den Titian als das zu begreifen, was er iſt. Mit Ausnahme von einem halben Dutzend Murillo's, worin ſich die Gallerien von London und Dulwich brüderlich theilen, fehlen überall die Gemälde erſten Ranges. Man begegnet Raphael's, Correggio's, Titian's und ſelbſt (ungenießbaren) Michel-Angelo's, aber ſie blicken zum Theil ſo trübſelig drein, als hätte man ſie nur aufgeſtellt um das Regiſter berühmter Namen vollſtändig zu

haben. Dennoch haben diese englischen Gallerien ihren Reiz und ihr Verdienst. Wenn es ihnen versagt blieb, das Beste der großen italienischen Meister unsern Sinnen näher zu führen, so bieten sie doch stets ein Besonderes und Charakteristisches dar und man verläßt kaum eine derselben ohne das Gefühl: über diesen oder jenen Namen erst jetzt den rechten Aufschluß gewonnen zu haben. So hat die Vernon-Gallerie (eine Sammlung ausschließlich englischer Meister) ihren Hogarth und David Wilkins; so hat die National-Gallerie ihren Claude-Lorrain; so haben die Säle in Hampton-Court ihre seltsamen halb lächerlichen, halb klassischen Holbeins und so hat die Dulwich-Sammlung ihre braunen Poussins. Schade, daß sich einige von der Heerde in die Räume der National-Gallerie verirrt haben und dort, ohnehin an unrechter Stelle, neben den Madonnas, ihre bacchantisch-sinnlichen Tänze tanzen. Könnte man sich entschließen diese mit genialer Ockerverschwendung gemalten Satyrleiber die, grinsend, schlafende Nymphen belauschen, oder nüsternd sie umschleichen — der Dulwich-Gallerie einzuverleiben, man würde eine Poussin-Sammlung haben, wie sie nicht besser gewünscht werden könnte. Dies Anstreben einer wenigstens einseitigen Vollständigkeit — ein Zug, der überhaupt das englische Wesen charakterisirt — ist's, was der Mehrzahl dieser Gallerieen einen Werth verleiht, den sie anderweitig nicht beanspruchen könnten, und was einen praktischen Takt bekundet, der vielen unsrer kontinentalen Bildersammler als Richtschnur dienen sollte. Es ist alter Weisheitsspruch: nur das Erreichbare zu wollen. Wessen Mittel nicht

ausreichen die Weltgeschichte zu umfassen, der macht sich nützlicher, wenn er die Chroniken von Müncheberg oder Treuenbrietzen studirt, als wenn er die römischen Kaiser mechanisch auswendig lernt; und reiche Banquiers, die gewissenhaft mit einem Prozent ihres jährlichen Ueberschusses „der Kunst aufhelfen wollen," thun besser eine Sammlung von Meyerheim's, Koeckoeck's oder Jordan's an den Wänden zu haben, als das „Sümmchen" an einen zweifelhaften Titian, wie z. B. „Venus und Adonis," zu setzen, wovon, wie ich glaube, sieben ächte Exemplare existiren.

Ich kam also von Dulwich; und in die Omnibus-Ecke gedrückt versuchte ich zu schlafen. Aber umsonst! Wer kennte nicht jenen unbehaglichen Zustand, wo der abgespannte Körper keine Freude am Wachen hat und der Geist zu aufgeregt ist, um uns das Schlafen zu erlauben. Die alten bewährten Mittel: bis hundert zählen, und Meilensteine Revue passiren lassen waren bereits erfolglos durchprobirt, so deklamirte ich denn in humoristischem Aerger:

„Schlaf, holder Schlaf,
Des Menschen zarte Amme, sag, was that ich,
Daß Du mein Auge nicht mehr schließen willst
Und meine Sinne in Vergessen tauchen."

Aber auch die rührende Bitte König Heinrichs fand kein Ohr und ließ den Knicker Morpheus kein Körnchen Mohn aus seiner Kapsel fallen. Ein Engländer neben mir las die „Times." Einen Augenblick war ich geneigt ihn zu beneiden und fest entschlossen mich an der nächsten Ecke nach ähnlicher Lektüre

umzuthun, aber noch rechtzeitig ward ich andern Sinnes. Zwei „Times“ leſende Omnibus-Nachbarn ſind gerade ſo ein Ding der Unmöglichkeit, wie zwei Freunde, die Arm in Arm gehen und jeder einen Familien-Regenſchirm aufſpannen wollen. So ſah ich denn über die nachbarliche Zeitung hinweg und begnügte mich damit, die ringsherum geklebten Omnibus-Annoncen: „letzte Woche von Albert Smith's Beſteigung des Mont-Blanc;“ „Webſter's wohlriechende Sparſamkeits-Nachtlichte;“ „Surrey-Theater! Unerhörter Triumph! Balfe's neue Oper; „„Der Teufel ſitzt drin!““ (The devil is in it) mit Schlußfeuerwerk,“ — zum hundertſten Male durchzuſtudiren. Man male ſich mein Erſtaunen, als ich unter den alten Bekannten plötzlich einen Fremden gewahrte, der mir in roth und blauen Buchſtaben zurief: „Cricket!! Wettſpiel zwiſchen elf Greenwich-Penſionären mit einem Arm und elf Chelſea-Penſionären mit einem Bein. Eintrittspreis: Sixpence. Ort: Kennington-Oval.“ Das war was nach meinem Geſchmack; von Müdigkeit keine Spur mehr: an Vauxhall-Bridge ließ ich halten und hatte die eine Sorge nur, vielleicht zu ſpät zu kommen; denn die Sonne ſtand bereits tief am Himmel.

Während ich raſch zuſchritt, nahm meine Beſorgniß freilich bald eine andere Geſtalt an. Mir fiel ein Gedicht, halb Lied halb Ballade ein, das eine ähnliche Situation behandelt wie die, der ich zuſchritt; und während das Mißbehagen wieder lebendig in mir wurde, mit dem ich das ſonſt zierlich und reizend gearbeitete Gedicht ſtets betrachtet hatte, ſtand ich einen Augenblick auf dem Punkte, das ſeltſame Schauſpiel dran zu geben

Jene Ballade ſpricht von einem alten Stelzfuß, der — einſt Schillſcher Huſar und mit unter den Kämpfern von Stralſund — nun im geflickten Kollet inmitten der Jahrmarktsbuden ſteht und vergnüglich dem Karuſſellſpiel der Kinder zuſchaut. Die türkiſche Muſik wird wilder, die hölzernen Pferde drehen ſich raſcher, die Kinder jubeln lauter und ſiehe da, das alte Huſarenherz wird wie von alter Zeit berührt, und Spiel und Wirklichkeit zuſammenwürfelnd, ſchwingt er ſich auf eines der fliegenden Pferde und „jagt hinein in vergangenes Glück.“ In glatten Verſen macht ſich ſo was recht gut, aber des Pudels Kern wollte mir nimmer behagen. Das Alter wird kindiſch; gewiß! aber ich mag dieſe Wahrheit an keinem Schillſchen Huſaren demonſtrirt ſehen. Nichts troſtloſer, als heruntergekommene Ehre oder gar kindiſch gewordener Ruhm.

Das waren meine Gedanken als ich in das Kennington-Oval, eine ringsum eingezäunte, wunderſchöne Parkwieſe eintrat. Ein Blick auf das Spiel, und alle meine Bedenken waren dahin. Das war kein kindiſches Weſen, keine verzerrte Luſt, das war die Heiterkeit die den Mann ziert, und ihn doppelt ziert, wenn er ein Held. Das ganze Schauſpiel bot den Anblick eines Amphitheaters. Stühle und Bänke waren der erſte Rang, der, von mehr als tauſend geputzten Menſchen beſetzt, ſich in weitem Kreis um die Spielenden herumzog; der Bretterzaun bildete die zweite Gallerie, darauf die abgeſchworenen Feinde des Entreezahlens in bekannter Reiter-Attitüde ſaßen, jeden Augenblick zur Flucht bereit; und endlich

über den ganzen Schauplatz hinweg, blickten ringsumher die Häuser und Balkone, auf denen die Ladies standen und bald auf das Spiel, bald in die untergehende Sonne schauten. Es war unendlich lieblich, und ein mäßiger Trompeten-Virtuos, der seine Stückchen in die Abendluft hineinblies, gab der ganzen Scene etwas von dem Zauber, den die Klänge unseres lieben, gestorbenen Posthorns über jede Landschaft auszugießen wußten.

So war die Scene; wie aber standen Spiel und Spieler? Die Entscheidung war nah, die nächsten Minuten mußten zeigen, wer Sieger sein sollte: Greenwich oder Chelsea. Die Chelseamänner, in ihren langen Röcken von englisch-rothem Tuch, standen um drei Nummern besser, aber die Männer von Greenwich mit ihren matrosenblauen Jacken und dem ehrwürdigen Dreimaster auf dem Kopf, waren am Spiel und ein guter Treffer konnte den Sieg wieder auf ihre Seite bringen. Viele hatten ihre Hüte zur Erde geworfen und das spärliche weiße Haar der Greise flatterte im Winde. Es waren fast lauter Siebziger: bemooste Häupter von Trafalgar und selbst von Abukir, und wer seinen Arm bei Navarino gelassen hatte, war nur ein Fuchs. Da standen nun die alten Schöpfer und Träger britischen Ruhms, kaum minder eifrig als an Bord der Dreidecker, wenn die berühmte Enterbrücke Nelsons fiel; und Matrose und Soldat, die so oft gemeinschaftlich ihre Hände nach dem Kranz des Ruhmes ausgestreckt hatten, hier standen sie sich blitzenden Auges einander gegenüber und

forderten ihn jeder für sich. Wie gesagt, Greenwich war am Spiel, und ein Alter mit einem Arm und einem Bein*) (ein völliger Krüppel und doch ein ganzer Mann) stand, die Kelle fest in der Hand und kein Auge von seinem Gegner lassend, vor den drei Gitterstäbchen seines Spiels und parirte den anfliegenden Ball mit sichrem Blick und fester Hand. Dreimal hatte er ihn zurückgeschlagen, aber nicht weit genug, um mit seinem Stelzfuß den Hin- und Herlauf, den das Spiel vorschreibt, zu wagen; aber jetzt, beim viertem Schlage, war das Glück mit ihm und mit der Ehre von Greenwich. Weit über das Feld weg flog der Ball und schnell berechnend, daß er den vorgeschriebenen Weg werde dreimal zurücklegen können, setzte er sich jetzt, auf und ab, in Geschwindschritt. Aber an einem Haare hing der Sieg: ehe er zum dritten Male die Stäbe erreichen konnte, war sein Gegner (den er unterschätzt haben mochte) dem Ziele näher als er selbst. Was thun? Greenwich schien verloren; da sieh, mit schneller Geistesgegenwart, warf sich der Alte zur Erde nieder und schon im Fallen die Kelle vorstreckend, durchmaß er im Nu die acht Fuß Entfernung, die ihn noch von den Gitterstäben trennten. Nicht er, aber die äußerste Spitze seines Holzes war am Ziel. Ein Beifallssturm erhob sich ringsum; auf den Balkonen winkten die Damen mit ihren weißen Tüchern und die uner-

*) Das Spiel lautete: „elf mit einem Bein gegen elf mit einem Arm;“ es blieb indeß jeder Partei unbenommen, sich mit weniger Gliedmaßen zu begnügen, weil begreiflicherweise die Chance des Gegners dadurch wuchs.

müdliche Trompete ſchmetterte Tuſch. — Das Spiel war aus und Greenwich Sieger.

Aber das wäre ein ſchlechtes engliſches Feſt, das nicht ein Feſtmahl hätte! Geſchäftige Hände ſchleppten Eichentiſche herbei, Kellner und Mägde trugen Beef und Pudding in dampfenden Schüſſeln auf, und ehe zehn Minuten vorüber waren, ſaßen die Gegner in bunter Reihe am Tiſch, ſchwatzend wie am Wachtfeuer nach ſchwergethaner Kriegesarbeit, und ſchwenkten die Zinnkrüge, auf die das weiße Licht des Mondes fiel. „Die Königin hoch! Die Flotte hoch!“ ging's im Kreiſe herum; weiter vernahm ich nichts, denn leichte Wolken hatten ſich inzwiſchen über den Mond gelagert und aus dem nachbarlichen Garten von Vauxhall ſtiegen ziſchend drei Raketen in die Luft. Mein Auge hatte nicht Zeit ſich von ſeinem Staunen zu erholen, denn plötzlich flammte, unter Blitzen und Knattern, der ganze Garten auf: Schwärmer und Feuerräder, Sonnen- und Bienenkörbe; — es war als flöge der „l'Orient“ zum Zweitenmale in die Luft.

An den Eichentiſchen aber ſaßen bei Porter und Ale die Helden jenes Tags und manches andren, unangefochten von der Erinnerung an ſich ſelbſt; denn der Menſch vergißt alles: ſeine Liebe, wie ſeinen Haß, und ſelbſt auch — ſeinen Ruhm.

Der Fremde in London.

Ich hörte einmal die Hypotheſe irgendwo, daß unſere Erdachſe vor Zeiten anders gerichtet geweſen wäre, daß wir einen andern Nord- und Südpol gehabt hätten und daß ein mildes Italien in Kamtſchatka vielleicht und ein eiſiges Spitzbergen in Sumatra zu Hauſe geweſen ſei. Ich laß es dahin geſtellt ſein, wie viel und wie wenig es mit dieſer Erdverdrehungstheorie auf ſich haben mag, muß aber meine Anſicht dahin bekennen, daß innerhalb jener Geographie, die ihre Karten nicht nach Ländern und Völkern, ſondern nach gewiſſen moraliſchen Eigenſchaften entwirft, ſolche Revolutionen an der Tagesordnung zu ſein ſcheinen. Die deutſche Treue z. B. wo iſt ſie hin? Und die biedren Schweizer, wo ſind ſie geblieben? Der Großtürke cultivirt die chriſtliche Sittenlehre und China ſchneidet ſeinen Zopf ab. Das galante Frankreich geht in die Kirche und überläßt die Vertretung ſeiner Artigkeit den Zoll- und Mauth-Beamten; der Holzſtoß des ſpani-

schen Inquisitors ist niedergebrannt und die englische Hospitalität liegt unterm Leichenstein.

Alt-Englands Gastfreundschaft ist nur eine Phrase noch, im günstigsten Fall eine Ausnahme. Sie lebt in alten Gesetzes-Paragraphen, aber sie ist erstorben in den Herzen; das Land steht offen, aber die Häuser sind zu. Ich erhalte Briefe von Zeit zu Zeit (aus Surrey und Essex), in denen die Wendung „our english hospitable house" in jeder dritten Zeile wiederkehrt; aber der ohnehin bedenklichen Versichrung dieser Gastfreundschaft folgt immer das Bedauern auf dem Fuße, „aus diesem oder jenem Grunde an Ausübung derselben verhindert zu sein," und nach einigen in höchster Artigkeit gewechselten Briefen nimmt man Abschied von einander, ohne sich jemals mit Augen gesehen zu haben. Die Hospitalität Alt-Englands ist todt, und der mag es doppelt bedauern, dem es, gleich mir, in frühern Jahren vergönnt war, diesen liebenswürdigen Zug des englischen Volkscharakters in vollster Blüthe kennen zu lernen. Im Jahre 44 verbracht' ich einen schönen Mai in diesem Lande. Wie war da Alles anders. Mein Fremdenpaß war eine Art passe par tout und jede in schlechtem Englisch geschriebene Zeile ein selbstausgestellter und doch vollgültiger Empfehlungsbrief. Auf der Straße fand ich freundliche Führer, an öffentlichen Orten willfährige Dollmetscher und an der table d'hôte meines Gasthauses Tischgenossen, die mich in ihre Familien einführten und einluden zu Sonntagsbesuchen auf ihre Villen und Landhäuser. Mir war es mitunter als durchlebt' ich einen

Traum, als sei ich an die Küste einer Zauberinsel geworfen, und wenn ich aus diesem Traum mich selbst erweckte, so beschlich mich ein Mißtrauen gegen solch Uebermaaß von Freundlichkeit. Es war zuviel, als daß ich nicht hätte nach Motiven voll Selbstsucht suchen sollen.

Acht Jahre sind seitdem vergangen und an die Stelle einer Liebenswürdigkeit, die den Argwohn rege machen konnte, ist nun selber der Argwohn getreten. Ein Fremder sein heißt verdächtig sein. Die Flüchtlinge, die das Jahr 49 an diese Küste warf, haben theils mit, theils ohne Schuld den Fremden diskreditirt. Im Gefolge von Patrioten und Ehrenmännern, die dankbar diese Zufluchtsstätte betraten, überfluthete allerhand Gesindel die Straßen und Plätze Londons, und an die Stelle herzlichen Willkomms trat alsbald Abneigung und Ekel. Hundertfacher Mißbrauch des Asylrechts rechtfertigte die Kälte und Abgeschlossenheit nur allzu sehr, die englischerseits alsbald zum guten Ton zu gehören begann, und die Dürftigkeit der Erscheinung, die Noth, Armuth und Abgerissenheit vollendete, was der Undank gegen gebotene Gastfreundschaft zu thun noch übrig gelassen hatte. Dieser Punkt ist wesentlich. Der Engländer begreift es entweder nicht, daß unter einem zerrissenen Rock das Herz eines Gentleman schlagen kann, oder das Absehn von Aeußerlichkeiten ist ihm so völlig unmöglich geworden, daß er lieber mit einem Laster in Frack und Handschuh, als mit einer hemdsärmlichen Tugend verkehrt. — Der Fremde bringt es zu keiner Gemüthlichkeit mehr in diesem Lande. Im Gegen-

satz zum preußischen Landrecht, das jeden Menschen a priori für unbescholten hält, gilt hier jeder Fremde für beschol-ten, so lange er nicht das Gegentheil bewiesen hat. Der billig denkende Fremde erklärt sich das und entschuldigt's, aber unter allen Umständen nimmt es seinem Wohlbefinden die eigentliche Lebensluft und er erscheint sich überall wie ein vor Gericht Befindlicher, der sich unbehaglich umschaut, auch wenn er mit dem reinsten Herzen von der Welt an die Barre tritt. Unter einem Verdacht sein ist immer halb schuldig sein.

Es macht wenig Unterschied, ob man Empfehlungsbriefe hat oder nicht. Hat man keine, so sucht man natürlich sich selber zu empfehlen und Talente und Persönlichkeit nach Kräften wirken zu lassen. Im glücklichsten Falle mißglückt es nicht geradezu, man macht eine Bekanntschaft, sei's zu Haus sei's am öffentlichen Ort; aber es ist wenig gewonnen damit. Man erobert sich eine frostige Artigkeit, auch wohl — den Damen gegenüber — ein muntres, lachendes Geschwätz, aber so oft man sich auch sehn und scheinbar herzlich begrüßen mag, man kommt sich nicht näher, und der Verdacht, unter dem der Fremde als solcher steht, bleibt auch im besondersten Einzelfall immer derselbe. Dieser Verdacht muß bleiben, denn ein für allemal sei hier der Grundsatz aufgestellt: der Engländer ist praktisch, aber ohne Menschenkenntniß. Er ist betrogen worden und nun sind alle Betrüger. Diesen Grundsatz hält er aufrecht, nicht blos weil er's für praktisch hält, sondern weil er faktisch der Fähigkeit entbehrt,

den ehrlichen Mann vom Beutelschneider zu unterscheiden. Blind, wie er sonst in seinem Vertrauen war, ist er jetzt in seinem Argwohn, und der Fremde, der noch die alten Zeiten kannte, seufzt, wenn er an die schönen Tage zurückdenkt, wo vierundzwanzig Stunden ausreichten, ihn „zum Kind vom Hause" zu machen.

Und nun Empfehlungsbriefe! Sie füllten ein ganzes Fach in meinem Koffer und wogen schwer, aber ihr Segen, wog federleicht. Was haben sie mir, mit Ausnahme von einem oder zweien, eingetragen, als einen glänzenden, langweiligen Abend. — Es ist Frühstückszeit. Der Briefträger schlägt dreimal mit dem Ring des Klopfers an den gußeisernen Löwenkopf, und die zierliche Mary, in weißer Schürze und getolltem Morgenhäubchen, überreicht mir in der nächsten Minute einen feingeränderten Stadtbrief. Welch elegantes Siegel, welch feiner Lack! Ich öffne; auf einer Visitenkarte finde ich die lakonischen Worte: „Mrs. Butler wird am Freitag Abend zu Hause sein." Der Freitag kommt; es ist neun Uhr Abends; ich spring in einen Cab: „Park-Lane" ruf' ich dem Kutscher zu, und eh ich noch die engen Glacéhandschuh meinen Fingern angepaßt habe, hält der im schnellsten Trabe fahrende Cab an Ort und Stelle, die Wagenthür wird aufgerissen und unter einem zeltartigen Gange, über gelegte Decken hinweg, eil' ich dem in hundert Lichtern blitzenden Hause zu. Ein dicker Portier ruft meinen Namen, ein Bedienter auf dem ersten Treppenabsatz wiederholt ihn echohaft, ein dritter schreit ihn (natürlich falsch und unverständlich) in

den Empfangssaal hinein, und im nächsten Augenblick hat mich der Herr des Hauses bereits an einer Handschuhspitze, um mich der im Parade-Anzug dastzenden Lady und ihren Küchlein vorzustellen. Einige Salon-Redensarten werden gewechselt, bis ein zweiter, vorzustellender Schwarzfrack mich ablöst, und meinem Rückzug in eine der Zimmerecken kein weitres Hinderniß im Wege steht. Die Fenster sind hoch, die Gardinen sind blau; der Kronleuchter brennt wie überall und die Virtuosen bleiben nicht aus. Ein Sohn vom Hause beginnt mit einem Burns'schen Liede; man lobt die Composition, um doch etwas zu loben. Dann nimmt ein Saison-Löwe, ein Violinist ersten Ranges, seine Geige zur Hand und spielt brillant, wie sich von selbst versteht. Es folgen Virtuosen auf allen Instrumenten. In einer der Pausen schüttelt mir der Wirth die Hand und fragt mich, ob ich dem Parlamentsgliede für Finsbury vorgestellt zu werden wünsche? Ich drücke ihm mein lebhaftestes Verlangen aus. In demselben Augenblick aber setzen sich die beiden ältesten Töchter an den Polysander-Flügel, um in einem quatre-mains dem anwesenden Virtuosenthum ein Paroli zu bieten, und der halb aufgeregte halb besorgte Vater verabschiedet sich, ohne den Kreis meiner Bekanntschaften durch den Vertreter für Finsbury erweitert zu haben. Inzwischen findet eine starke Auswandrung nach einem der Nebensäle statt, und mich auf gut Glück dem allgemeinen Strome überlassend, werde ich endlich an ein Büffet geworfen, das mit seinen Sherry-Karaffen und Selterser-Flaschen zu den erfreulichsten Bekannt-

schaften des Abends zählt. Hier endlich entdeck' ich einen Freund, einen deutschen Professor. Er flüstert mir zu: wie finden Sie's? schlürft, ohne meine Antwort abzuwarten, eine zweite Tasse Thee hinunter und nimmt mich unterm Arm, um zunächst in der Garderobe, dann über Flur und Treppe hinweg in einem herbei citirten Cab mit mir zu verschwinden. Wie langweilig! seufz' ich in das Ohr des Landmanns. „Mit nichten!" antwortet er gähnend — „Sie werden es schlimmer kennen lernen." Und fort rollt der Wagen.

Nach zwei Tagen eine abgegebene Karte und das Lied ist aus. Der Empfehlungsbrief hat seine Schuldigkeit gethan. Seine Kraft wirkt nur einmal wie Schießpulver. Der Leser spricht: das ist die große Stadt überhaupt. Gewiß! nur entschiedner, ausgeprägter, ausnahmsloser. Man giebt ein halbes Dutzend ähnlicher Briefe ab und überzeugt sich endlich von der Unabänderlichkeit seines Schicksals. Die Heimath, in nicht rastender Liebe, versorgt uns mit immer neuen rothgesiegelten Reservetruppen, aber der Muth ist hin, um sie in's Feld zu führen. Man empfängt sie lächelnd und fest entschlossen, hinfüro weder sich noch andre zu bemühn, besteigt man um die übliche Visitenstunde statt des Cabs den Steamer, und zwischen London-Bridge und Vaux-Hall auf und niederfahrend, vergißt man — auf Augenblicke wenigstens — vor der Größe des sich entfaltenden Schauspiels, jenes Eine das zum Glücke fehlt — das Menschenherz und seine Liebe.

The hospitable english house.

Lieber kleiner Mr. Burford, wie gern gedenk' ich Deiner! Es sind nun volle acht Jahr, daß ich an Deinem Tische saß, aber Dein gastlich Haus ist unvergessen geblieben. Ich habe auch diesmal nach Dir gefragt; aber man kannte Dich nicht mehr. Bist Du hinüber? Ach, mit Dir ist vieles Andere noch gestorben, — die ganze Hospitalität Deines Landes. Mag der Tag mir wieder lebendig werden, wo ich zum ersten Male durch die Gänge Deines Parkes schritt, und die Sonne so freundlich lachte und Deine Augen dazu.

* * *

Es war in einem londoner Hotel; meine deutsche Reisegesellschaft hatte mich im Stich gelassen; unter lauter fremden Gesichtern saß ich an der Table d'hôte. Bald merkte ich, daß ich der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit war: es galt damals noch was, ein Fremder zu sein. Einige Worte wur-

den gewechſelt; man fragte mich, wie lange ich in London ſei, was ich geſehen habe, und da ich eben aus der Vernon-Gallerie kam, waren wir bald in lebhaftem Geſpräch über engliſche Maler und Malerei. Als ich, nicht ohne Abſicht hinwarf, daß David Wilkie und neuerdings namentlich Landſeer bei uns in Deutſchland ſehr wohl gekannt und gewürdigt ſeien, konnte ich deutlich wahrnehmen, welche Freude das auf allen Geſichtern hervorrief; ſowie ich denn — damals wie jetzt — vielfach zu bemerken Gelegenheit fand, daß Selbſtgefühl und Bewußtſein eigenen Werthes die Engländer gegen Anerkennung von außen her durchaus nicht unempfindlich gemacht hat. Es iſt mit dem Nationalgefühl wie mit dem Künſtlerſtolz: wie guten Grund ſie haben mögen, über Schmeichelei ſind beide nicht erhaben.

Mein Nachbar zur Rechten, ein kleiner hagerer Mann, deſſen Geſicht unerſchöpfliches Wohlwollen ausdrückte, ſchloß mich ganz beſonders in ſein Herz, und lange bevor es mit der Tafel zur Neige ging, erklang das bekannte, alle Freundſchaft einleitende Wort: can I have the honour to drink a glass of wine with you? Ich war begreiflicherweiſe nicht abgeneigt, mich bei einem vortrefflichen Sherry nach beſter Kraft zu betheiligen, und als wir nach einer lebhaft durchſchwatzten Stunde uns erhoben, war die Freundſchaft geſchloſſen. Beim Abſchied lud mich der kleine Mann ein, ihn nächſten Sonntag auf ſeiner Villa zu beſuchen, entwarf in aller Eile einen Reiſeplan für mich, und ſchied dann, nachdem ich frohen Herzens zugeſagt hatte. Das engliſche, ſchwer zugängliche Familien-

leben kennen zu lernen, war mein lebhafter Wunsch gewesen; er sollte mir nun erfüllt werden.

Sonntag, mit dem Frühzuge, der damals (bis Croydon wenigstens) für Dower und Brighton noch ein gemeinschaftlicher war, brach ich auf; bald war Annerley-Station erreicht; hier stieg ich aus, um den Rest meiner kleinen Reise zu Fuß zu machen. Es mochte noch eine halbe deutsche Meile sein. Der Weg führte mich abwechselnd durch Saatfelder, Dörfer, Laubholz, Hecken, Bruch und Weideland; es war nur eine halbe Meile, aber die Grafschaft Kent, der Garten Englands, rollte alle hundert Schritt ein anderes Bild vor mir auf und ließ in einer Stunde mich mehr sehen, als manche Tagereise die ich durch märkischen Sand gemacht habe. Wir haben in unsern Niederungen, z. B. im Oderbruch, etwas Aehnliches; aber hier ist der Kreis von Gegenständen schnell erschöpft; der rasche Wechsel der Dinge ist auch vorhanden, aber die Zahl, die Mannichfaltigkeit alles dessen, was da wechselt, ist ungleich geringer.

Ich werde jenen Sonntag Vormittag nicht leicht vergessen. Kirchenstill lag es über der Landschaft; nur hier und da spielten sonntäglich geputzte Kinder vor den sauberen Häuschen, oder Fink und Amsel schlugen, wenn ich durch Laubholz schritt. Ueberall trat mir ein Geist der Ordnung, eine Zierlichkeit, eine Kulturstufe der ländlichen Bevölkerung entgegen, wie sie bei uns selbst in der Nähe großer Städte nicht zu finden ist. Es war unzweifelhaft eine Nebenstraße, auf der ich vorwärts schritt, und doch war der Weg chaussirt;

zu beiden Seiten befanden sich breite Abzugsgräben, hier und da selbst Rasenbänke für den Fußgänger. Der Eindruck der ganzen Landschaft war der eines großen Parks.

Gegen elf war ich bei Mr. Burford. Seine zierliche Villa bildete den Mittelpunkt einer Parkanlage, die in nächster Nähe des Hauses ein üppiger Blumengarten, an der äußersten Grenze aber ein Stück Wald war. Fast herrschte zu viel Symmetrie in dem Ganzen; von den Blumenbeeten aus sah man es nach allen Richtungen hin sich staffelweis erheben: erst Weißdorn, dann Goldregen, dann spanischer Flieder und Haselstrauch, bis endlich über Akazie und Sycomore hinweg, Ahorn und Rüster hoch in die Lüfte stiegen.

Mr. Burford stand vor der Thür seines Hauses und war eben beschäftigt, in Aquarell-Manier einen besonders hübschen Theil seines Gartens aufzunehmen und auszuführen, als ich eintrat. Er ließ sich nicht stören, bat im Interesse seines Bildes um Entschuldigung und überwies mich vorläufig seinen beiden Söhnen, von denen der eine achtzehn, der andere ein Paar Jahre weniger zählen mochte. Wir schlenderten durch die Gänge des Parks: zu beiden Seiten dichtes Buschwerk, das sich oft zur Laube über uns wölbte, dann wieder ein blauer, lachender Himmelsstreif; im Gehölz der pickende Specht; auf der Hanfstaude der sich schaukelnde Hänfling; von Zeit zu Zeit ein prächtiger Silberfasan, der kreischend vor uns aufflog.

Als wir von unserm Spaziergang zurückkehrten, war das Aquarell-Bild fertig. Mr. Burford führte mich in eine Art

Vorhalle, wo ich seinen Damen und einigen inzwischen angelangten Gästen vorgestellt wurde. Die Unterhaltung war anfangs dürftig, wie das in deutschen Landen wohl auch zu sein pflegt; auch das Hülfs- und Auskunftsmittel war dasselbe: Bücher und Kupferstiche, die auf verschiedenen Tischen vor uns ausgebreitet lagen.

Es ging zu Tisch, früher als es in England gemeinhin Brauch ist. Wir wollten noch ein Paar Nachmittagsstunden zu Ausflügen in die Umgegend gewinnen. Die Mahlzeit war nach englischen Begriffen glänzend. In Champagner wurde tapfer angestoßen oder richtiger getoastet, da unser deutsches Anklingen mit den Gläsern gegen die Landessitte verstößt. Dort sieht man einander blos an, läßt die Augen einige Zärtlichkeiten sagen, macht dabei mit Glas und Hand eine halbkreisförmige Bewegung und trinkt. Auch Reden wurden gehalten. Mr. Burford, dessen Unterhaltungsgabe sich unter dem Einflusse von fünf Sorten Wein bis zur Schwatzhaftigkeit gesteigert hatte, platzte zunächst mit einem „Germany for ever!“ heraus; doch damit war's ihm nicht genug. Auf die ewige Freundschaft beider stammverwandten Länder wurde Glas auf Glas geleert, und als es schließlich in Mr. Burford's Kopfe selbst sehr kriegerisch geworden war, trank er auf ein zweites Waterloo, wenn's wieder einmal gelte, gleichviel gegen alte oder neue Feinde. Alles stimmte ein und in der muthigsten Stimmung von der Welt standen wir auf, um uns von Tisch in den Garten zu begeben. „Nun zu den Gipsies, Vater!“ rief das jüngste Kind, ein reizender Junge von sechs Jahren;

und Groß und Klein lärmte lachend mit: „zu den Gipsies!“ Gipsies sind Zigeuner. Man hält sie in England für Söhne Aegyptens, woraus sich im Laufe der Zeit die Benennung „Gipsies“ (Egypter) gebildet hat. Wir waren noch nicht allzuweit gegangen, als wir auf freiem Felde ein Gypsy-Nest entdeckten. Tief in einer Lehmgrube, um Schutz gegen den Wind zu finden, lagen drei zerlumpte Gestalten eng zusammengekauert; sie mochten frieren. Kaum daß sie uns gewahrten, so sprangen sie auf und gingen ihrem Geschäft nach, d. h. bettelten uns mit einer Beharrlichkeit an, der der endliche Erfolg nicht fehlen konnte. Wir erfuhren von ihnen, daß Großmutter zu Hause sei, und gingen nun, um Ihrer Majestät der Zigeunerkönigin unsern schuldigen Besuch zu machen. Ich hatte mich auf ein poetisches Zigeunerschloß: dichte Hecken als Wände, Moos und Flechten als Teppich, Baumstümpfe als Sessel, gefaßt gemacht, — statt dessen ward ich in ein freundliches, grün abgeputztes Haus geführt, worin so eben ein lustiges Kaminfeuer hoch aufprasselte. Die Zigeunerkönigin war eifrig beschäftigt, sich und ihrem Mitregenten, einem steinalten Männchen, Kartoffeln zu kochen. Unser Erscheinen indeß war ganz ersichtlich keine unwillkommene Störung; sie trat uns entgegen und die kohlschwarzen, trotz hohen Alters noch immer funkelnden Augen lachten freundlich, fast herzgewinnend, aus dem braunen, pockennarbigen Gesicht heraus. Es schien mir aus Allem hervorzugehen, daß Mr. Burford ihr und dem alten Manne dies Häuschen für den Rest ihrer Tage geschenkt und sie überhaupt unterstützt

habe; wenigstens trug ihr ganzes Thun, trotz mancher derben Keckheit, den unverkennbaren Stempel der Dankbarkeit. Ich erregte ihre Neugier, und sie drang darauf, daß sie mir wahrsagen müsse. Erst sträubte ich mich in einer Art abergläubischer Furcht; die freundlichen Augen aber machten mir Muth, und ich gab ihr lachend meine Hand. Bald war ich erlöst: „drei Frauen und ....“ aber ehe sie enden konnte, rief ich ein lautes „Stop!“ dazwischen; — schon diese Aussicht auf die Lebensreise schien mir des Guten zuviel. Unter dem Jubel und Spott der ganzen Gesellschaft trat ich wieder ins Freie.

Es mochte gegen Abend sein, als wir in die Villa zurückkehrten. Der allgemeine Wunsch war jetzt — Musik. Man drang in mich, ich möchte spielen; ich sei ja ein Deutscher und jeder Deutsche spiele Klavier. Nur allzu wahr! Nach meinen Betheuerungen indeß vom Gegentheil, nahm Mrs. Burford als erste Virtuosin der Familie am Fortepiano Platz, und spielte auf einem hackbrettartigen Instrumente Walzer und Polonaisen noch um etwas schlechter, als man denselben diesseits und jenseits des Kanals zu begegnen pflegt. Die Familie war entzückt und klatschte Bravo. Das natürliche Gefühl für den Wohlklang scheint dem Engländer zu fehlen. Und doch war dies Klavierconcert nur ein schwacher Anfang: Mr. Burford zeigte alsbald der Gesellschaft an, daß er Volkslieder singen werde. „The black-eyed Susan“ und „the girl I left behind me“ klingen mir noch im Ohr; ich habe Aehnliches zum Glück nie wieder gehört.

Endlich ſchwieg er. Es ſchien der eigenen Familie doch faſt zu viel geweſen zu ſein; man war wie verlegen und drang auf's Neue in mich, meine Geſangskunſt zu zeigen. „A german song!“ ſcholl es von allen Seiten. Deutſchland gilt nun mal als das liederreiche Land. Ich ſinge nie, am wenigſten öffentlich; aber nach ſolchem Vorgänger glaubt' ich alles wagen zu dürfen und mit dem ſüßen Gefühl künſtleriſcher Ueberlegenheit hob ich das Hauff'ſche Lied an: „Steh' ich in finſtrer Mitternacht.“ Am Schluß der erſten Strophe fühlt' ich zwar, daß mir der Text keineswegs geläufig ſei, doch mit ſchneller Geiſtesgegenwart riß ich mich aus meiner üblen Lage, und ſang (Niemand verſtand eine Sylbe deutſch) fünfmal hintereinander denſelben Vers. Der Beifall wollte nicht enden, ich aber verbeugte mich mit der verlegnen Beſcheidenheit eines ächten Künſtlers.

Der Muſik folgte die Dichtkunſt; Shakeſpeare wurde geholt. Man war nicht wenig erſtaunt, daß ich die bekannteſten Monologe aus Macbeth, Heinrich IV. und Hamlet auswendig wußte. Um ſo lebhafter war der Wunſch, mich irgend eine Stelle vortragen zu hören; man wollte gern erfahren, welchen Ton und Accent wir für die poetiſche Sprache hätten, die, wie überall ſo auch in England, von der alltäglichen Redeweiſe abweicht. Ich wählte den Monolog Macbeths: „Is this a dagger which I see before me?“ Jetzt war ich der Ausgelachte; ich konnte deutlich ſehen, wie man, obwohl vergeblich, das Gekicher zu verbergen ſuchte. Gewiß hatte ich komiſche Fehler gemacht; außerdem aber, wie ich bald merken

sollte, mußte ihnen die Art und Weise meines Vortrags saft- und kraftlos erschienen sein.

Der älteste Sohn, der, seitdem man den Shakespeare vom Bücherbrett geholt hatte, mit heiligem Eifer bei der Sache war, gab mir zu verstehen, daß er mir jetzt zeigen wolle, was es mit diesem Macbeth-Monolog eigentlich auf sich habe. Er las laut, mit beinahe ängstlicher Lebendigkeit und unter begleitenden Gestikulationen. Der Vortrag hatte ihn wie erschöpft. Die Familie schien überaus befriedigt und als ich leise Zweifel über die Zulässigkeit dieses Kraftmaaßes äußerte und gegen den begleitenden Veitstanz geradezu protestirte, sagte man mir: so pflege der berühmte Macready (seitdem in's Privatleben zurückgetreten), der erste Schauspieler Englands, diese Stelle vorzutragen. Ich mußte mich um so eher bescheiden, als ich zufällig an die in Deutschland Mode gewordene Vortragsweise des Mephisto, nach der Seydelmannschen Schablone, dachte und mir sagen mußte, daß diese, bei uns so gefeierte Gesichterschneiderei und bausbackige Sprechweise, vor der Kritik eines unbefangenen Fremden vermuthlich eben so wenig bestehen würde.

Es war spät geworden; zum Schluß hatt' ich mich in ein halbes Dutzend Albums mit Stellen aus Byron, Young und Shakespeare einzuschreiben, wobei der zweite Sohn mir ein Gegengeschenk machte und zwar mein Portrait — eine allerliebste Bleistiftzeichnung, die er, während ich las, auf's Papier geworfen hatte. Ich stieg zwei Treppen hoch in

das mit englischem Komfort eingerichtete Schlafzimmer, und nahm den frohverlebten Tag mit in meinen Traum.

* * *

Das war vor Jahren. — Nun sitz' ich wiederum tagtäglich an offener Wirthstafel und schwatze mit meinen Nachbarn rechts und links; aber kein Mr. Burford ist unter ihnen, und „The hospitable english house" ist eine jener verbrauchten Redewendungen geworden, die wie schlechtes Papiergeld dann am meisten cursiren, wenn die Sache zu fehlen beginnt, drauf sie sich stützen.

Very, le Pays, und die „thönernen Füße“ Englands.

„Der größte Segen alles Reisens ist der, daß man sein Vaterland wieder lieben lernt“, sagte 'mal ein Franzos in der guten alten Zeit und ich glaube — er wußte was er sprach. Ueber wie vieles wetterte ich nicht, als ich noch das schmale Trottoir unserer Straßen trat (z. B. über eben die Schmalheit dieses Trottoirs) und was hab' ich seitdem nicht Alles lieben gelernt: Hofjäger und Frühconcerte, Zeltenbier und Vossische Zeitung, Murmelspiel und Drachensteigen; aber Eines mehr als Alles, Dich warme Zufluchtsstätte erfrorner Chambregarnisten, Dich freundlichen Mann wenn Alles scheel sieht, Dich barmherzigen Samariter, der, wenn wir „weiß“ befehlen, die warme Milch des Lebens in unsre Tassen gießt, — Dich Spargnapani! Ach, ein süßer Heimwehschauer überläuft mich, so oft ich Deinen Namen spreche und wenn Dir nicht die Ohren geklungen, so klingen sie Keinem mehr. Verschwenderischer fast als König Richard bot

ich manchmal, in verzweifelten Momenten: „ganz London für Deine kleinste Tasse Kaffee!“ und wer das Uebertreibung schilt, der komm und seh' und seufze, und schüttle mir dann in schweigendem Einverständniß die Hand.

Es giebt auch hier Conditoreien, aber sie verdienen kaum den Namen. Weder die „Kuchenläden“, in denen der Engländer stehenden Fußes seine Stachelbeertorte verzehrt, noch die „Kaffeehäuser“, in denen er hinter seiner Zeitung wie hinter einem Bettschirm sitzt, haben irgend etwas von dem Zauber unsrer Conditoreien an sich, deren Reiz, nebst vielem Andren, gewiß in der gleichmäßigen Pflege besteht, deren sich Körper und Geist in ihnen erfreun. Um der hunderttausend Fremden willen, die tagtäglich Londons Straßen durchfluthen, haben sich natürlich, wie „um einem tiefgefühlten Bedürfniß abzuhelfen“ auch hier Lokale aufgethan, die abweichen von der langweiligsteifen Kaffeehaussitte Alt-Englands; aber dem Deutschen ist wenig damit geholfen. Die Cafetiers in Regent-Street und Pall-Mall, in gründlicher und ächtbritischer Verachtung alles Deutschen, haben es verschmäht, sich auch jenseit des Rheines nach Vorbildern umzuthun und sind lediglich nach Paris gegangen, um mit einer vagen Vorstellung vom Palais-Royal und einem usurpirten Namen zurückzukehren. Sie nennen sich sämmtlich „Very“ und haben auf diesen Ehrentitel ohngefähr so viel Anspruch, wie jene Farinas, die sich zu Cöln am Rheine so pfiffig, klug und weise um den alten ächten Jean Maria herum gelagert haben.

Der absolute Werth dieser Prätendenten ist nur gering, ihr relativer desto größer. In London mögen sie immerhin als Rettungsinstitute betrachtet werden, ohne deren belebenden Sauerstoff der Fremde im Nebel der Langenweile ersticken müßte. Im Gegensatz zu der Stille und Einförmigkeit englischer Kaffeehäuser bieten sie wenigstens Leben, Auswahl und Mannigfaltigkeit, an Erfrischungen sowohl wie an Zeitungen und — Gesichtern. Zweimal des Tages wechseln diese Etablissements ihre Physiognomie total, und der Vormittags-Very sieht dem Very am Abend so unähnlich, wie eine Dame mit aufgewickelten Locken der blendenden Schönheit, die Abends in den Ballsaal tritt. Wer Mittags bei Very vorspricht findet es leer. Am Buffet sitzt eine dicke Dame in schwarzem Camelotkleid und schwitzt unter der Last beständigen Nichtsthuns; an verschiednen Marmortischen aber gewahrt man bärtige Fremde: Polen, Franzosen und Italiener. Sie spielen Domino und — gähnen. Das ist Mittags. Abends aber um die zehnte Stunde blitzt Very wie ein Feentempel. Dreißig Gasflammen machen die Nacht zum Tag; im Schaufenster plätschern die kleinen Cascaden; Goldfischchen glitzern im Bassin; und aus und ein wie Göttinnen auf Wolken, schweben in ihren luftigen Barègekleidern die — vielgefeierten Schönheiten der Regentstraße. Ihre Tugend ist eine Klippe. Immer bang vor Verfolgung blicken sie um sich wie die gescheuchten Rehe und suchen Schutz unter Deinem Arm. Ihre Anhänglichkeit ist rührend und

ihre Macht ist groß. Sie sind Frau Venus und ich hörte von manchem Tannhäuser.

Mag sein, daß ich aus Furcht vor ihnen den Morgen-Very zu meinem Freunde erkoren habe; jedenfalls kann man mich dort, alltäglich um die zwölfte Stunde und so sicher wie die Uhr schlägt, die Worte sprechen hören: „garçon, la Gazette de Cologne!“ Der Kellner, ein freundlicher Mensch, reicht sie mir vom nächsten Tisch. Heut aber fehlen der Kellner und die Kölnische Zeitung: und mich umschauend nach ausnahmsweiser Lektüre erblick ich das Pays, das neue kaiserliche Journal, und zieh' es mit einem „Pardon!“ unter dem Ellenbogen eines knebelbärtigen, sein rechtes Bein in der linken Hand haltenden Dominospielers hervor.

Ich habe Glück; ein seltsamer Artikel fällt mir sofort in's Auge, dessen Inhalt ein Kratzfuß gegen Rußland, ein Achselzucken über Oestreich und Preußen und schließlich ein vornehmes Lächeln über England ist. „England sei ein Koloß auf thönernen Füßen.“ Der Leser darf mich nicht verantwortlich machen für die Gemeinplätzigkeit dieser Wendung, — sie ist eben Citat. Auch wird die Form zur Nebensache bei der Wichtigkeit der Anklage selbst.

Steht England wirklich auf thönernen Füßen? Ich glaube „ja!“ aber es sind nicht die, von denen der Verfasser jenes Artikels spricht. Es ist weder der Katholicismus (der in der protestantischen Kraft eben dieses und vielleicht nur dieses Landes sein Gegengewicht findet), noch auch der Radicalismus (dessen Unbedeutendheit 1848 in ge-

radezu lächerlicher Weise zu Tage trat), von woher dem Riesen England irgendwelche Gefahr droht, sondern — um's kurz zu machen — es ist das gelbe Fieber des Goldes, es ist das Verkauftsein aller Seelen an den Mammonsteufel, was nach meinem innigsten Dafürhalten die Axt an diesen stolzen Baum gelegt hat. Die Krankheit ist da und wühlt zerstörend wie ein Gift im Körper, aber unberechenbar ist es, wann die Verfaultheit sichtbarlich an die Oberfläche treten wird. England in äußere selbst unglückliche Kriege verwickelt, mag die rothen Backen der Gesundheit noch ein Jahrhundert und drüber zur Schau tragen, aber das Lager von Boulogne in einer Nebelnacht zehn Meilen nördlich verpflanzt, und — der Goliath liegt am Boden. England gleicht den alten Teutonen mit ihren langen weitreichenden Lanzen: sie beschrieben einen Kreis damit und wer an den Kreis kam, der war des Todes. Aber einmal keck in den Kreis hineingesprungen, so war die Lanze kein Schrecken mehr, sondern eine Last und das kurze römische Schwert fuhr tödtlich zwischen die Rippen des Riesen. England ist ein Simson, aber erfaßt am eignen Heerde sind ihm die Locken seiner Kraft genommen und einmal gedemüthigt, würd' es sich schwer zu neuem Muth erheben, jener starken Dogge ähnlich, die den Kampf selbst gegen den Schwächeren nicht wieder wagt, der sie einmal besiegt. Der Engländer flieht schwer; wenn er flieht, flieht er gründlich, und der Schrecken würde panisch sein wie zu den Zeiten der Jeanne d'Arc. Auf eignem Boden angegriffen war diese Insel im-

mer ſchwach. Die Römer, die Sachſen, die Dänen, die Normannen, Allen koſtete es nur eine Schlacht, um ſich zu Herren und Meiſtern des Landes zu machen, und um ein Beiſpiel auch aus neuerer Zeit zu geben: der letzte Stuart drang mit wenig mehr als zweitauſend Hochländern bis in die Nähe des bereits zitternden und total verwirrten Londons vor. Hieſige Spießbürger (die immer noch die Waterloo-Schlacht allein gewonnen haben und von den Preußen weiter nichts wiſſen als deren Niederlage bei Ligny) ſchwatzen natürlich, als würden ſie vorkommenden Falls jeder ein Palafox ſein und die Tage von Saragoſſa vergleichsweiſe zu einem bloßen Puppenſpiele machen, aber wir wiſſen's beſſer und wiſſen recht gut, auf welchem Boden das Urbild zum Fallſtaff gewachſen iſt. Ich habe in einem frühern Briefe von der Macht des engliſchen Nationalgefühls geſprochen und dieſe Macht iſt da, aber die Klinge, die eine Eiſenſtange durchhaut, zerbricht umgekehrt wie Glas, und unter dem Schweiß dieſes gelderjagenden Volkes roſtet jene Klinge von Tag zu Tag und verliert ihren Zauber und ihre Kraft, unbemerkt aber ſicher.*) Weder Volk noch Parlament, weder Adel noch

*) Seit ich das Obige niederſchrieb ſind anderthalb Jahr vergangen. Die Ereigniſſe dieſer letzten Wochen ſind mir kein Beweis, daß ich damals nur Geſpenſter geſehn und die Dinge troſtloſer geſchildert hätte als ſie ſeien. Und wenn die nächſten Tage die Nachricht brächten, daß Kronſtadt oder Sebaſtopol ein Schutthaufen ſei, wenn innerhalb der nächſten zehn Jahre Hinterindien und China zu brittiſchen Provinzen würden, dennoch iſt es wahr, daß die räthſelhafte Geiſterhand, die dem Belſazar

Geiſtlichkeit beherrſchen England, ſondern die Herren in Liverpool und in der City von London. Der Handel hat zu allen Zeiten groß gemacht, aber auch klein: groß nach außen hin, aber klein im Herzen. Er kauft den Muth; er hat ihn nicht ſelbſt — und hier liegt die Gefahr. Lübeck konnte Kriege führen mit Königreichen, aber ſelbſt zu den Zeiten ſeiner höchſten Macht würden ein paar Hundert däniſche Söldner — mit Hülfe einer Ueberrumpelung mitten in die Stadt geführt — völlig ausgereicht haben, den ganzen ſtolzen Bau zu Fall zu bringen. Wenn keines Journaliſten Blut jemals das Pflaſter färbte, ſo ſicherlich auch keines Kaufherrn. Der Handel hat nie größre Zwecke als ſich ſelbſt, und ſeine erſte Bedingniß iſt — die Ruhe. Ein Gewinn in Ausſicht geſtellt und die City von London geht mit jeder Dynaſtie.

Wende man mir nicht ein, daß ich mich um Dinge erhitzte, die jenſeits aller Möglichkeit lägen und daß es ſei, als woll' ich die Welt mit Timur oder Dſchingiskhan ängſtigen, die längſt alles Zeitliche geſegnet haben. Die Welt hat die Tragödie geſtürzter Hoheit zu allen Zeiten geſehn. Wer, als der königliche Weiſe von Sansſouci der bewunderte Stern Europas war und ganz Preußen daſtand ſtolz und aufrecht in dem Gefühl erfochtener Siege, wer hätte es damals möglich geglaubt, daß kaum ein Menſchenalter ſpäter ſieben lange

---

erſchien, auch dieſem übermüthigen England ſchon das Mene Tekel Upharſin an ſeine goldenen Wände geſchrieben hat, und daß, wie ein Engländer ſelbſt ahnungsvoll ausrief: „der Anfang vom Ende da iſt.“

Jahre hindurch die Eiſenfauſt eines fremden Eroberers auf eben dieſem Lande ruhen werde? Die Rettungsſtunde ſchlug, aufraffte ſich die alte Kraft des Landes; und Bewunderung vor jenen Thaten, die damals geſchahn! Aber verhehlen wir uns nicht, daß auch andre Elemente vorhanden waren: Berliner Vollblut drängte ſich danach, unter der Leibgarde Marſchall Victors zu ſein, und viele der Guten und Beſten ſelbſt träumten von einer Weltmonarchie. Die Rettungsſtunde ſchlug, aber, Hand auf's Herz, der ſie ſchlagen ließ war Gott ſelbſt, und das Gegentheil lag nicht außer der Natur der Dinge. Was uns geſchehen mochte, kann überall geſchehn; denn ich bin weit ab davon, unſer Volk niedriger zu ſtellen als irgendeins, das engliſche nicht ausgenommen.

Out of town.

August und September sind die „todten Monate“ (dead month's) Londons. Der Fremde geräth dann in Verlegenheit mit seiner Zeit: Die National-Gallerie wird geschlossen, die Vernon-Sammlung folgt dem Beispiel ihrer älteren Schwester, die Bibliothek staubt ihre 400,000 Bände aus (welche Wolke!) und wo Du vorsprichst, bei Freunden und Bekannten, schallt Dir auf Deine stete Frage „master at home?“ die stereotype Antwort entgegen „out of town!“ Alte Praktiker unter den Fremden in London ersparen sich drum auch während dieser Monate die Mühe alles Klopfens und Klingelns, und schon auf funfzig Schritte die Fenster der Belle-Etage musternd, entziffern sie aus jedem herabgelassenen Rouleaux die September-Losung „out of town!“ Am gerathensten freilich ist es, um diese Zeit sich alles Besuchemachens überhaupt zu enthalten, denn es gilt halb und halb als Beleidigung, während des Spätsommers irgend einen Gentleman in seiner eigenen Wohnung vorauszusetzen. Ich kannte Familien, die den ganzen

September über in ihren Hinterſtuben ſaßen und die Front-Fenſter des Hauſes hermetiſch verſchloſſen hielten, nur um die Nachbarſchaft glauben zu machen, ſie ſeien out of town.

War es herzliche Langeweile, oder war es das unklare Verlangen, „mit in der Mode zu ſein," was mich dem allgemeinen Zuge folgen ließ — gleichviel, ich ſehnte mich plötzlich nach Seeluft, und der nächſte Morgen ſchon ſah mich in Brighton. Denn die Mode beherrſcht uns mehr, als wir glauben. Selbſt Profeſſoren kennen etwas von jenem wunderbar erhebenden Gefühl, mit dem der gewöhnliche Menſch (auch ich) in den Aermel eines neuen Rockes fährt, und mancher langhaarige Dichter zog ſeine modiſchen Hackenſtiefel mit Empfindungen an, als ſei nun der Kothurn ſelber unter ſeinen Füßen. Ich wage die Behauptung: wer keine Glacéhandſchuh trägt, hat entweder keine, oder verſteht ſie nicht zu tragen, und dem breiten Behagen der Unfeinheit gehen unwandelbar viele hundert geſcheiterte Verſuche voraus, ſich auf dem Parquet des Lebens zu bewegen.

Brighton iſt noch immer ſeit den Tagen der Regentſchaft der faſhionable Badeplatz der Ariſtokratie und die Concurrenz von einem halben Dutzend nachbarlicher Parvenü's (Ramsgate, Margate u. ſ. w.) hat ſeinen anererbten Ruhm wenig zu erſchüttern gewußt. Noch immer wächſt während der Saiſon die Einwohnerzahl um volle 30,000 und jene Leute zweiten und dritten Ranges, die erſt anfangen die Mode mitzumachen, wenn ſie längſt aufgehört hat Mode zu ſein, ſichern dieſem Platz, allen Launen der Faſhion zum Trotz, noch eine Zukunft von

funfzig Jahren. Brighton ist schön. In einer Ausdehnung von nah einer deutschen Meile zieht sich der neuere Theil der Stadt, Palast neben Palast, halbkreisförmig an der Meeresküste entlang. Auf einem Hügel, im Rücken dieser Häuserreihe, erhebt sich das alte Brighton mit seinen krummen und schmalen Straßen, bis endlich das Auge auf einem graurothen, halb kastellartigen Normannenthurm ausruht, der unwirsch in die fremde Welt hineinblickt. Nur eins wie immer — das Meer.

Um die Schönheit Brightons ganz zu genießen, muß man in's Meer hinaus fahren, oder wenn man die Wellenwiege und deren Folgen scheut, sich wenigstens an das äußerste Geländer jener berühmten Hängebrücke lehnen, die unter dem Namen „Brighton-Pier" viele hundert Schritte in die grünblaue See hinausläuft. Folge mir der Leser dorthin. Es ist Nachmittag, und auf dem letzten, aus vielen hundert Balken zusammengezimmerten Brückenpfeiler versammelte sich schon die schöne Welt, um dort den Liedern und Tänzen einer deutschen Kapelle mit Andacht zu lauschen. Ich sage „mit Andacht," denn der gute Ruf deutscher Musik ist unausrottbar, und Befriedigung spiegelt sich bereits auf allen Gesichtern. Unser Ohr freilich hörte schon Bessres, aber landsmannschaftliche Rücksicht läßt uns die falschen Noten auf Rechnung des Windes setzen, der eben jetzt frisch und erquickend über Menschen und Klänge dahinfährt. Plätze sind nicht mehr frei, so ist uns denn die Signalkanone willkommen, die unbeachtet an der äußersten Spitze des Pfeilers steht, und auf ihr Platz nehmend,

blicken wir jetzt, den Rücken fest an's Geländer gelehnt, über Menschen, Brücke und Brandung hinweg, bis hin auf den prächtigen Brighton-Quai, dessen durch Entfernung verkleinertes Treiben nun wie ein reizendes still bewegtes camera obscura Bild vor uns liegt. Damen zu Pferde in schwarzem, wallendem Reithabit gallopiren vorüber, reizend gekleidete Kinder, in ihrer Ziegenbock-Equipage, fahren auf und ab, breitschultrige Fischergestalten mit Theerjacke und Krämpenhut winden das heimkehrende Boot aus der Brandung an's sich're Ufer, — Leben überall, aber das stille Leben eines Bildes: kein Mißklang unterbricht den Zauber, dem Aug' und Seele hingegeben sind. Es geht Dir durch den Kopf, als sei das Ohr der böse Sinn des Menschen, als wandelten Freude und Schmerz auf verschiedenen Wegen zum Herzen: durch's Auge die Freude, aber durch's Ohr der Schmerz.

Doch ach wie falsch! Horch auf, welche Klänge treffen nicht eben jetzt Dein Ohr, und rütteln Dich leise-freundlich wie liebe Hände aus Deinem Traum!

„Ueber's Jahr, über's Jahr, wenn ich wiederkomm'
Wiederkomm'
Kehr' ich ein, mein Schatz, bei Dir."

Dein Auge gleitet nicht länger mehr am fernen Ufer auf und ab; dicht vor Dir, mit einem Anflug von Heimweh, betrachtest Du die lieben deutschen Sommersproff-Gesichter und freust Dich, daß der Wind jetzt leiser weht und die Wellen höher ihren weißen Schaum spritzen, als tanzten sie lustiger da unten denn zuvor.

Brighton ist schön, aber was ich so eben geschildert, ist auch sein Alles. Paläste wachsen auf dieser Kalksteinklippe, aber kein einziger Baum; das Meer schäumt donnernd an diese weißen, senkrechten Wände, aber kein Bach windet sich durch's Thal oder plätschert vom Hügel, und unter'm Seewind sterben die spärlichen Blumen.

Brighton gleicht einem Hause voll lauter Prunkgemächern: wohin Du blickst, Trumeaux und Drapperien, parquettirter Boden und verzierte Kamine; Dein bürgerliches Herz wird müde der Pracht und Herrlichkeit und sehnt sich wieder nach Ofen und Sorgenstuhl, die Sorgen selbst nicht ausgeschlossen.

Was einzig und allein dauernd dem Menschen genügt, ist nur immer wieder der Mensch. Nichts ermüdet schneller als die sogenannte „schöne Natur;" wie Guckkastenbilder müssen ihre Zauber wechseln, wenn man sie überhaupt ertragen soll. Acht Tage waren um, und schon stimmt' ich aus voller Seele mit ein in das Lied meiner Landsleute:

„Führt denn gar kein Weg, führt denn gar kein Steg,
Hier aus diesem, diesem Thal hinaus."

Rasch war ich entschlossen und der nächste Morgen sah mich auf dem Wege nach Hastings.

Hastings ist halber Weg zwischen Brighton und Dover. Die Eisenbahn, die beide Städte verbindet, führt erst in's Land hinein und zwar nach dem Burgflecken Lewes, der alten Grafschafts-Hauptstadt von Sussex. Das Städtchen ist nur interessant durch seine alterthümliche Physiognomie, ein ma-

leriſcher Reiz, dem man nirgends ſeltner begegnet als in England, wo die Städte alle hundert Jahre ihr Kleid wechſeln und ihre Geſchichte in Büchern und Balladen haben, aber nicht in Stein.

In Lewes den nächſten Zug abwarten zu müſſen, wäre hart geweſen, wenn nicht der nahgelegene Flecken Aſhburnham ſich des Reiſenden erbarmt und ihn zu einer Pilgerfahrt eingeladen hätte. Auch das Königthum hat ſeine Reliquien und die alte Kirche zu Aſhburnham bewahrt deren, wie nur irgend ein Fleck der Welt. Neugierig und zaudernd zugleich tritt der Fremde dort an ein mit rothem Sammet ausgelegtes Glaskäſtchen und ſieht das blutbefleckte Grabtuch Karl Stuarts und jenes Hemd, das der Henker zurückſtreifte, um Platz zu ſchaffen für die Schärfe ſeines Beils. Vor meine Seele trat wieder der kiesbeſtreute Hof von Whitehall, wo noch heute die Bildſäule König Jakob's mit ausgeſtrecktem Finger auf jene Stelle weiſt, an der das Haupt ſeines Vaters fiel, und es durchſchauerte mich angeſichts dieſes Käſtchens wie damals, wo ich zum erſten Male raſch und klopfenden Herzens, wie unter einem ſauſenden Windmühlflügel, unter dieſer ſtillen Fingerſpitze hindurchhuſchte. Noch eine dritte Reliquie umſchließt das Käſtchen: jene mit Moſaik-Blumen ausgelegte Taſchenuhr, auf der König Karl die Stunde ſeines Todes las und die er lächelnd dann jenem Lord Aſhburnham reichte, der treu wie ſeine Ahnen alle mit auf's Schaffott geſtiegen war. Denn ſie waren alle treu ſeit jenem Bertram, der Schloß Dover noch hielt, als Haſtingsfeld längſt eine abgeſpeiſte Tafel war

und deſſen Haupt dem Normann erſt huldigte, als es abgeſchlagen zu den Füßen des Eroberers lag.

Von Lewes aus läuft die Eiſenbahn wieder ſüdlich der Küſte zu und berührt ſie unterhalb Schloß Pevenſey, genau an jener Stelle, wo Wilhelm der Eroberer aus ſeinem Boot ans Ufer ſprang und mit der Hand in den Sand fallend, voll Geiſtesgegenwart jene berühmten Worte ſprach: „ſo faſſ' und ergreif' ich Dich, Engeland." Hier in unmittelbarer Nähe der Küſte ſieht man auch die erſten Exemplare jener Armee von Wachtthürmen, die ſich wie eine ſteinerne Tirailleur-Linie und in einer Ausdehnung von mehr als funfzig Meilen, an der Südküſte entlang ziehn. Die Form dieſer engliſchen Wachtthürme iſt genau die eines Puddings, nur ſind ſie nicht mit Roſinen geſpickt. An der See hin, mit Lärm und Geraſſel den Donner der Brandung begleitend, brauſt jetzt der Zug und endlich zwei mächtige Tunnel durchfliegend, hält er auf dem geräumigen doppelarmigen Bahnhof von Haſtings. Brighton iſt ſchön, aber Haſtings iſt ſchöner. In alten Zeiten war es der größte und reichſte unter den ſogenannten „Fünf-Häfen." Dieſe Tage des Glanzes ſind für immer dahin. Die Natur that für Portsmouth und Southampton zu viel, als daß Haſtings wieder werdn könnte was es war. Dennoch hat es eine Zukunft, aber nicht als Hafen, ſondern als Badeplatz. Seine Lage iſt entzückend, und das kalte vornehme Brighton blickt mit einer Art Unruhe auf den heitren, rührigen Nachbar, wie der bange Hüter eines mühſam errungenen Ruhms auf die lachende Stirn des Jüngeren blickt, die ihm zuruft: „Dein

Kranz ist mein." Hastings wächst von Jahr zu Jahr und mit Recht, denn die englische Südküste hat keinen schöneren Punkt. Ein mächtiger in die See vorspringender Fels theilt es in zwei Hälften: rechts, am Strande entlang, läuft der fashionable Theil der Stadt mit seinen Hotels und Palästen, am besten geschildert, wenn ich ihn Klein-Brighton nenne; linkshin zieht sich, ungleich malerischer denn jenes, das alte Hastings mit seinen Badekarren und Fischerhütten, die sich zum Theil unter die überhängenden Felsen kauern, deren groteske Häupter nun wie steinerne Wetterwolken über den Dächern drohn.

Die Sonne ging unter, als ich auf knirschendem Kiessand und rechts vom Schaume des Meeres bespritzt an den letzten Ausläufern dieser Fischerstadt vorüberschritt. In ihren schwarzgetheerten Werkstätten, zweistöckigen Jahrmarktsbuden nicht unähnlich, saß hier das wetterbraune fleißige Volk, dessen Tagewerk die Gefahr ist und flickte die Netze und rüstete sich zum Fang. Aus der letzten Hütte scholl es wie ein frommes Lied, aber der Wind zerriß die Klänge und jetzt um einen Felsblock biegend, lagen Lied und Stadt weit hinter mir. Immer wilder wurde die Scene. Auf schmalem Streifen zwischen Fels und Meer kletterte ich jetzt über herabgestürzte Blöcke hinweg, die mir den Weg zu verbieten schienen; aber der Reiz wuchs mit dem Widerstand. Lustig im Winde flatterte mein Haar, in meine Seele setzte sich der Wind wie in ein schlaffes Segel, und mir ward wieder als könnt' ich fliegen, und als wäre der Tag meiner Kindersehnsucht da: hinzufahren über die Welt. Plötzlich blendete mich ein Schein, ein Lichtstreif, der

weit in's Meer hineinfiel. Ich blickte auf; in halber Höhe des senkrechten Felsens waren menschliche Wohnungen, wie Mövennester, in den Stein gehauen. Vergebens sucht' ich eine Treppenstraße, die hinauf geführt hätte, und nur ein mannsbreiter Gang lief, in Wahrheit eine Verbindungslinie, von Thür zu Thür. Aus einzelnen Fenstern, die mit Hülfe von Seetang in die Felsenlöcher gepasst waren, schimmerte Licht; die letzte Höhle zur Linken aber schien das Clubhaus dieser seltsamen Colonie zu sein. Dort schlug ein Reisigfeuer bis hoch an die Decke und um die flackernden Bündel hockten dunkle, wunderliche Gestalten, wie ein Indianer-Kriegsrath, oder wie die Geister dieses Berges.

Noch einmal ließ ich mein Auge hingleiten über den ganzen Zauber dieser Scene, dann aber bückte ich mich nach einer Muschel, die eben jetzt die Brandung vor meine Füße warf und nahm sie mit mir als Erinnerungszeichen an diesen Tag und an die weiße Klippe von Hastings.

Parallelen.

Es giebt Leute, die alles Raisonnement über den Charakter eines Volkes, geschweige ein Parallelenziehen zwischen dem einen und andern, eine müßige Beschäftigung nennen, und Einem versichern, daß man von Glück sagen könne, in Darlegung solcher Ansichten nicht jedesmal die Kehrseite der Wahrheit zu seinem Glaubensbekenntniß gemacht zu haben. Ich gebe das theilweis zu; aber es hat mir jederzeit auch fern gelegen, dem Leser Weisheit predigen oder ihm tiefste Anschauungen und Aufschlüsse geben zu wollen. Die immer nur beziehungs- und bedingungsweise Richtigkeit alles dessen, womit ich meine Briefe vielleicht mehr erweitert als bereichert habe, ist von Anfang an Niemandem einleuchtender gewesen als mir selbst, und dem eigentlichsten Zweck dieser Zeilen: zu unterhalten und anzuregen, hat immer nur das Verlangen eines unumwundenen, mir selber Bedürfniß gewordenen Bekenntnisses zur Seite gestanden, aus dem — theils im

Zusammenklang, theils im Widerstreit mit andern Meinungen — sich eine Wahrheit entwickeln möchte.

So schreit' ich denn heut zu Parallelen zwischen deutschem und englischem Wesen, unbekümmert um die Müßigkeit oder Gewagtheit des Vorhabens, und benutze diese meine letzten Tage auf Londoner Grund und Boden, zum Niederschreiben von Vergleichungen, wie sie sich meinem Aug' und Urtheil im Laufe eines halbjährigen Aufenthaltes aufgedrängt haben.

England und Deutschland verhalten sich zu einander wie Form und Inhalt, wie Schein und Sein. Im Gegensatz zu den Dingen, die — von der Tubularbrücke an bis nieder zur winzigsten Stecknadel — in keinem Lande der Welt eine ähnliche, auf den Kern gerichtete Gediegenheit aufweisen wie in England, entscheidet unter den Menschen die Form, die alleräußerlichste Verpackung. Du brauchst kein Gentleman zu sein, du mußt nur die Mittel haben, als solcher zu erscheinen und du bist es. Du brauchst nicht Recht zu haben; du mußt nur innerhalb der Formen des Rechtes dich befinden und du hast Recht. Du brauchst kein Gelehrter zu sein, du mußt nur Lust und Talent haben durch Mäcenatenthum oder Mitgliedschaft wissenschaftlicher Vereine, durch Aufstöberung und Edirung alter, längstvergessener Schwarten, vielleicht auch durch Benutzung vertraulicher Mittheilungen die Rolle des Gelehrten zu spielen und du bist ein Gelehrter. Ueberall Schein. Nirgends ist dem Charlatan-Unwesen so Thür und Thor geöffnet, wie auf dieser brittischen Insel, nirgends verfährt man kritikloser, und nirgends ist man

geneigter, dem bloßen Glanz und Schimmer eines Namens sich blindlings zu überliefern.

Der Deutsche lebt um zu leben, der Engländer lebt um zu repräsentiren. In Deutschland lebt man glücklich, wenn man behaglich lebt, in England, wenn man beneidet wird. Der Deutsche lebt um seinetwegen, der Engländer — versteht sich in egoistischem Sinne — um Anderer willen. Er will ihnen nichts geben, aber er will empfangen: Lob, Ehre, Bewunderung. Der Engländer repräsentirt immer, ich glaube auch wenn er allein ist. Er weiß: Uebung macht den Meister, und man hat in der Oeffentlichkeit nur das, was man im Geheimen übt. Man spricht von englischem Comfort, und mit Recht; aber man darf das Wort nicht falsch übersetzen. Der Engländer hat tausend Bequemlichkeiten, aber er hat keine Bequemlichkeit. Er hat die weichsten Teppiche, die besten Polster, die schärfsten Rasirmesser; sein Toilettentisch ist ein Bazar, eine Ausstellung im Kleinen; er hat Regenschirme, die man in die Tasche stecken kann, und Sackpaletots, die dem Comfort auf Kosten der Schönheit huldigen, er hat das alles, und dennoch — keine Bequemlichkeit. Woher das? Der Engländer lebt wie ein Fürst, zum mindesten wie ein Minister: an die Stelle der Bequemlichkeit tritt der Ehrgeiz. Er ist immer bereit zu empfangen, Audienz zu ertheilen, den Wirth des Hauses, den Vertreter einer Firma, eines Amtes, eines Namens zu machen; er wechselt dreimal des Tages seinen Anzug; er beobachtet bei Tisch — im sitting- und im drawing-room — bestimmt vorgeschriebene Anstandsgesetze, er ist ein

feiner Mann, eine Erſcheinung die uns imponirt, ein Lehrer bei dem wir nolens volens in die Schule gehen, er iſt alles mögliche Gute und Große, aber er iſt langweilig, und mitten in unſer Staunen hinein miſcht ſich eine unendliche Sehnſucht zurück nach unſerem kleinbürgerlichen Deutſchland, wo man ſo gar nicht zu repräſentiren, aber ſo prächtig, ſo bequem und gemüthlich zu leben verſteht.

Ich deutete wohl ſchon anderen Orts darauf hin, wie das Repräſentationsgelüſt den Engländer mit der Macht einer fixen Idee beherrſcht. Dies Gelüſt erzeugt natürlich auch eine beſondere Begabung, und der allerunbedeutendſte Engländer hat mehr Form, Haltung und Rednertalent, als ein ganzes Collegium deutſcher Stadträthe zuſammengenommen. Ich wohnte mit einem jungen Walliſer zuſammen, einem Menſchen von gewöhnlicher Bildung und mäßigen Naturanlagen. Als aber ſein Geburtstag herankam und wir ihn mit einer luſtigen Feſtlichkeit überraſchten, verbeugte er ſich gegen uns ohne einen Anflug von Verlegenheit, und hielt eine Anſprache, die mich durch ihre Feinheit und Abrundung in Erſtaunen ſetzte. In Deutſchland hätten wir unter einer gewiſſen gemüthlichen Geſichterſchneiderei jedem Einzelnen die Hand gedrückt, und hinterher erklärt vor Rührung nicht ſprechen zu können. Ob dieſe repräſentativen Gaben der engliſchen Nation die Urſache oder die Folge jener großen Repräſentation ſind, die an der Spitze des Landes ſteht, dürfte ſchwer zu entſcheiden ſein. Ich glaube, daß eine Wechſelwirkung ſtattfindet, und daß in demſelben Maaße wie jenes

Repräsentationsbedürfniß einst die Parlamente schuf, diese hinwiederum das Bedürfniß und die Begabung zu jener Höhe gesteigert haben, auf der wir sie jetzt erblicken.

Das deutsche Leben hat etwas von einem Gymnasium, das englische von einem Kadettenhaus. Wie Mannigfaltigkeit und Uniformität stehen sie sich einander gegenüber. Man trete in eine Gymnasialklasse, — welche Buntheit! Neben dem Sohn des Edelmannes, der beim Director eine hohe Pension bezahlt und mit Sporen in die Klasse kömmt, sitzt der Sohn des Dorfschulzen, der eine Bodenkammer bewohnt und allsonnabendlich eine Kiste voll Victualien als Nahrung für sich und als Miethe für seine Wirthin erhält. Er trägt einen langen blauen Rock und einen Einsegnungshut. Er hat kein Silber in der Tasche, geschweige einen Goldstreifen um die Mütze, wie sein adliger Nachbar, der Rappé schnupft und den Lehrer verachtet, der noch bei Nessing und Carotten steht. Aber das Bauernkind darf seine Armuth leichten Sinnes tragen, denn er ist klug und fleißig und gescheidt, und überholt den noblen Pensionair, der auf einer der letzten Bänke Dambrett und Sechsundsechzig spielt. Die Fadenscheinigkeit des Rocks gilt bei uns noch als Nebensache, und wer was kann und weiß, der ist der Erste. Die Gaben des Geistes rangiren vor den Gaben der Geburt.

In dem Cadettenhaus England ist es anders. Eine aristokratische Haltung zieht sich durch das Ganze. Das Aeußere tritt sofort in sein Recht, um nicht zu sagen in den Vordergrund. Die Gleichheit in Erscheinung und Lebens-

weise ist frappant. Die Taillen sind gleich lang, die Cravatten gleich steif; der Scheitel sitzt auf jedem Kopf an derselben Stelle und die Gleichartigkeit des Anstands macht es schwer, zwischen Hoch und Niedrig zu unterscheiden. Die Eßzimmer, die Speisen selbst bieten eine überraschende Aehnlichkeit, und die erste und letzte Klasse, gleich steif bei Tische sitzend, handhaben Messer und Gabel in derselben vorschriftsmäßig-gentilen Weise. Die Wissenschaften werden gepflegt und die Auszeichnung innerhalb ihrer wird belobt, aber die adlige Haltung der Schule bringt es mit sich, daß ein Howard, ein Mowbray, ein Sutherland die ersten Plätze einnehmen, auch wenn sie nichts haben, als ihren Namen und Titel, — und der Glanz hinwiederum, nach dem das Ganze strebt, macht den Reichthum zum Nebenbuhler des Geburtsadels, und beide — wie verfeindet unter einander — zu Siegern über den Geist.

Mit kurzen Worten: England ist aristokratisch, Deutschland demokratisch. Wir sprechen tagaus tagein von englischer Freiheit und sehnen uns nach einer Habeas corpus-Akte und einem Parlamente, das mehr hat als das bloße Recht zu reden. Aber unsere Demokraten, zumal solche die England je mit Augen gesehen, wissen sehr wohl was sie thun, wenn sie den ganzen englischen „Plunder" (wie sie sich auszudrücken lieben) bekämpfen oder bespötteln. Es giebt kein Land, das — seiner bürgerlichen Freiheiten ungeachtet — der Demokratie so fern stünde, wie England, und begieriger wäre, theils um die Gunst des Adels zu buhlen, theils den Glanz und Schimmer desselben zu copiren. Daher die stereotypen

Formen des englischen Lebens: der Kleine wetteifert mit dem Großen, der Arme mit dem Reichen, und innerhalb dieses Wettkampfs zieht der Niedrigstehende doch wiederum den Hut vor dem Lord, dessen Gig an dem seinen vorüberjagt, und betrachtet das Kindeskind eines Baronets oder Members of Parliament als einen Gegenstand seiner besonderen Rücksicht und Devotion. Es ist charakteristisch, was Thackeray — ein Schriftsteller, von dem man mit gutem Gewissen behaupten kann: „jeder Zoll ein Engländer" — über dies bis zur Widerwärtigkeit sich steigernde Gebahren sagt. In seinem berühmten Romane Vanity Fair, der wie kein zweiter (am wenigsten Boz-Dickens) das Londoner Leben vor dem Auge des Lesers erschließt, äußert er sich wie folgt: „Es war am 15. Juni 1815; die Engländer in Brüssel, Napoleon vor den Thoren; drei Tage später fielen die Würfel bei Waterloo. Die Herzogin von Richmond gab einen Ball. Der Zudrang nach Billets, das Intriguiren und das Betteln darum erreichte eine Höhe, wie sie nur der begreifen kann, der die Sucht des Engländers, Zutritt in die Kreise der Großen und Vornehmen seines Volks zu gewinnen, jemals mit Augen gesehen hat, und ich wage die Behauptung, daß die Frage „ob eingeladen oder nicht" ganze Kreise unserer Landsleute damals lebhafter beschäftigte, als die Möglichkeit von Sieg oder Niederlage."

So weit Thackeray. Und Deutschland? Wir haben Bevormundung und Polizei, und der „beschränkte Unterthanenverstand" bildet immer noch die Basis von allerhand

Gut- und Schlechtgemeintem; wir werden klein genommen und sind's in unsrer Jagd nach Titel und Orden, wir sind zu hunderttausenden noch die Philister und Krähwinkler der Weltgeschichte und stehen doch da als die Träger und Apostel einer ächten Demokratie. Das Wort von der Freiheit und Gleichheit ist nirgends weniger eine Phrase, als bei uns. Wir haben keine politische Demokratie, aber eine sociale. Wir haben Klassen, aber keinen englisch-chinesischen Kastengeist; wir haben Schranken aber keine Kluft. Wir haben — Ausnahmen bestätigen die Regel — ein Nebeneinandergehen der verschiedenen Stände, von dem man in England keine Ahnung hat, und wenn es dort dem Reichthum, dem Amt und der Berühmtheit, also wiederum einer Art von Adel, gelingt, sich neben dem Vorzug der Geburt zur Geltung zu bringen, so ist es bei uns das Allgemeingut der Bildung, das ein unsichtbares Band zwischen den Ständen webt, und uns die Zutrittskarten schreibt, die Niemand zurückzuweisen wagt.

Und um fortzufahren: Englands Kraft besteht in der anspruchsvollen Schätzung seiner selbst, Deutschlands Größe in der bescheidenen Würdigung alles Fremden. England ist selbstsüchtig bis zur Begriffsverwirrung, Deutschland gerecht bis zur eigenen Preisgebung.

Und nun zum Schluß: England ist praktisch, Deutschland ideal. Wunderbarer Widerspruch! Dasselbe Volk, das den Schein über die Wahrheit setzt, das Millionen im Götzendienst der Eitelkeit und hohler Repräsentation verprunkt, das Himmel und Hölle in Bewegung setzt, um beim Herzog von

Wellington vorfahren und dem alten Herrn einen Kratzfuß machen zu können — daſſelbe Volk iſt praktiſch vom Wirbel bis zur Zeh, von der magna charta an bis zur neupatentirten Heckſellade, und erobert die Welt, nicht — wie ſonſt wohl Eroberer — aus Ruhm und Thatendurſt, ſondern um unterm Zuſammenſtrömen aller Schätze daheim einen praktiſchen Nutzen und einen comfortablen Platz am Kamin zu haben. Und wir?! Daſſelbe Volk, das die Wahrheit liebt und dem Weſen der Dinge nachforſcht, es verliert im Suchen nach dem Wirklichſten die Wirklichkeit unter den Händen und wird zum Träumer, dem das Leben in ſeiner Welt über die Welt da draußen geht.

Sei's drum! und ſpotten wir ſeiner nicht; ſprechen wir vielmehr mit jenem liebenswürdigen Landsmann, deſſen Haus mir allabendlich offen ſteht und deſſen Seele fern geblieben iſt dem Engländerthum ſo vieler ſeiner Freunde und Bekannten: yes, England, that's the first country of the world, but — Germany still a little before it.*)

*) Ja, England iſt das erſte Land der Welt, doch — Deutſchland noch ein wenig vorher.

Haſtingsfeld.

Es war mein letzter Tag in England! Das Dower-Boot ſollte mich um Mitternacht nach Oſtende führen; mir blieben noch zwölf Stunden zu einem Ausflug und ich entſchied mich für — Haſtingsfeld. Wie oft, in den Träumen meiner Kindheit, hatt' ich die Kreideklippe geſehen, drau ſich, laut Liedern und Sagen, das Rolandslied des Taillefer brach; wie oft hatt' ich den Hügel erklommen, darauf das reiche, juwelengeſtickte Banner König Haralds hoch in Lüften flatterte und wie oft war ich den Schritten jener geſpenſtiſch-ſchönen Frau über das Leichenfeld gefolgt, von der's im Liede heißt:

Es watete Edith Schwanenhals
Im Blute mit nackten Füßen;
Wie Pfeile aus ihrem ſtieren Aug'
Die forſchenden Blicke ſchießen.

Mir ſchlug das Herz. Das romantiſche Land, wohin mich Sehnſucht und Phantaſie ſo oft getragen hatten, — es ſollte jetzt wahr und wirklich vor meine Sinne treten.

Der Zug hielt. Zu meiner Ueberraſchung blitzte weder Kreideklippe, noch brandendes Meer vor mir auf; nur grünes Hügelland dehnte ſich nach rechts und links, ſo weit das Auge reichte. Es war das Städtchen „Battle", wo wir hielten, ſieben engliſche Meilen landeinwärts.

Hier ward die Schlacht geſchlagen, die ihren Haſtings-Namen gewiſſermaßen mit Unrecht trägt. Der Kampf (battle), der hier tobte, gab dem Städtchen ſeinen Namen, ganz in derſelben Weiſe, wie wir einen Flecken „Wahlſtatt" haben. Das Städtchen ſelbſt bietet nichts Beſonderes dar, außer ſeiner Abtei, — „Battle-Abbey" geheißen; dieſer ſchritten wir zu. Als die Wage der Schlacht hin und her ſchwankte und an dem Trotz des Sachſenkönigs bereits der dritte Angriff geſcheitert war, warf ſich Herzog Wilhelm auf's Knie und mit lauter Stimme gelobend, „eine Abtei zu bauen, drin Wein wie Waſſer fließen ſolle, falls Gott ihm Sieg verleihe", führte er ſeine Truppen zum vierten Mal gegen das feindliche Verhau. Der Sieger hielt Wort. Battle-Abbey wurde die reichſte Abtei des Landes, bis fünf Jahrhunderte ſpäter dem Geize Heinrichs VIII. auch dieſe Stiftung zum Opfer fiel.

Nur Andeutungen ſind noch geblieben von dem Glanz und der Herrlichkeit, die königliche Munificenz hier in's Leben rief, und dies Wenige ſelbſt würde zu Staub zerfallen ſein, wenn nicht der Flugſand, der von der Küſte herüberweht, die Ueberreſte ehemaliger Kraft unter ſeinen Mantel genommen hätte, wie der Aſchenregen des Veſuv die zum

Märchen gewordene Welt Pompejis. Zwei Jahrhunderte vergingen seit jener Versandung. Was das Werk der Zerstörung zu vollenden schien, das gebot ihr Stillstand. Unsre Zeit, in ihrem Forschertrieb, hat das Begrabene neu ans Licht gezogen, zur Bewunderung zunächst, aber auch zu schnellerem Untergang.

Nur Eines hat den Kampf mit den Jahrhunderten siegreich überdauert: das mächtige, sandsteingebaute Eingangsthor. Mit breiten Flügeln und hohen Thürmen steigt es vor dem Auge auf, selbst wieder ein Schloß, und läßt uns schließen auf die Größe und den Reichthum dessen, zu dem es nur die Pforte war. Sein Styl ist der normannische in seiner Blüthe, als dieser sich bis zur Gothik zu erheben begann. Mächtige Bogenpfeiler bilden das Portal; aus ihren Rippen starren zwei steingehauene Fratzen hervor, wie die Sage geht: die Köpfe Wilhelm's und König Harald's. Das Thor schließt sich hinter uns und wir befinden uns jetzt auf einem geräumigen, grasbewachsenen Platz. Zur Rechten ragt ein schlanker Thurm in die Luft, starr, einsam, ein Finger aus dem Grabe vergangener Herrlichkeit. Zur Linken zieht sich ein stattliches Gebäude hin, im Styl der Königin Elisabeth; es ist das Herrenhaus, und zur Zeit Besitzthum Sir Henry Webster's. Hierhin richten wir unsre Schritte. Sir Henry ist außer Landes und der Zutritt für Jedermann gestattet. Meine Gefährten, echte Londoner Spießbürger, wenden sich neugierig sofort nach links, in die Privatgemächer Sir Henry's, um mit jener dem englischen Philister eigenthümlichen Neugier

Parallelen zu ziehen zwiſchen dem Canapee oder dem türkiſchen Teppich der Lady Webſter und ſeinem eignen Hausrath daheim. Ich halte mich rechts und trete in die große Halle, die eigentliche Sehenswürdigkeit des Hauſes. Hoch und geräumig, das Dach ein prächtiges Holzwerk, gleicht ſie der ſchönen Bankethalle Heinrichs VIII. im Schloſſe zu Hampton-Court, und wenn dort verblaßte Gobelins von rechts und links auf uns herniederſchauen und unſre Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen, ſo iſt es hier ein koloſſales, die ganze Giebelwand der Halle bekleidendes Gemälde, das uns mächtig wie ein Altarbild entgegentritt und uns plötzlich wieder vergegenwärtigt wo wir ſind.

Das iſt die letzte Stunde des Haſtings-Tages! Die Sachſenfahne liegt blutig und zerriſſen im Staube; halb verdeckt von ihr haucht König Harald ſeinen letzten Seufzer aus. Zwei Reiter, gefolgt von der Blüthe franzöſiſchen Adels, ſprengen auf den Sterbenden zu. Der Eine auf langmähnigem Scheckenthier, das weiße, vom Papſte ſelbſt geweihte Banner in Händen ſchwingend, iſt Otto, Biſchof von Bayeux, der Halbbruder des Eroberers; der Andre aber auf ſchwarzem, jetzt eben zurückprallendem Normannenhengſt iſt Herzog Wilhelm ſelbſt. Die ſilberne Rüſtung ſticht wunderbar ab von dem blinkenden Schwarz ſeines Roſſes, weithin wallt die weiße Feder von ſeinem hohen, koniſch geformten Helm und um den Hals des Siegers ſchlingt ſich eine dreifach umwundene Kette, daran eine goldne Kapſel blitzt. Was iſt's mit ihr? Ein Splitter vom Kreuze Chriſti liegt wohl ver-

wahrt zwiſchen ihren Wänden; ein Splitter nur und doch die lebendige Wurzel, aus der dieſer Kampf emporwuchs.

Zu Rouen war's, zehn Jahre zuvor, im kerzenerleuchteten Dom. Der Adel der Normandie ſtand halbkreisförmig um den feſtlich geſchmückten Altar, aber der Halbkreis wurde zum Spalier, als jetzt zwei Männer das Schiff der Kirche entlang und die Stufen des Altars hinanſchritten. Der Eine, kurzgeſchoren das ſchwarze Haar, war Herzog Wilhelm; der Andre mit langem Sachſenbart, war König Harald, damals noch Graf von Kent. Ihr Herz umſchloß einen Wunſch: die Krone des kinderloſen Edward; — aber ein tückiſcher Schiffbruch hatte den Sachſengrafen in die Hand ſeines Nebenbuhlers gegeben und Herzog Wilhelm ſtand eben auf dem Punkt, die Gunſt des Zufalls zu nützen. Harald ſollte abſchwören. Zögernd legte dieſer die Linke auf die Decke des Altars und die Rechte zum Eid erhebend, rief er mit bebender Stimme: „So entſage ich denn allem Verlangen nach Herrſchaft; Herzog Wilhelm ſei König über England; noch einmal, ich ſchwör's!" Da zog der Normann die brokatne Decke vom Altar hinweg und dem Grafen einen Splitter zeigend, darauf ſeine Hand unwiſſentlich während des Schwurs geruht hatte, rief er: „Harald, Du ſchwurſt es bei dieſem Span vom Kreuze Chriſti!"

Und ſeitdem? Der Tag kam, da König Edward in ſelbſterbauter Kapelle ſeinen letzten Schlummer hielt, Harald war König und hinüber nach Frankreich rief er: „Edward iſt todt; England iſt mein; nimm's, ſo Du kannſt!"

Da wurde die Normandie zum Heerlager. Um seinen Nacken schlang Herzog Wilhelm die Kette sammt der Kapsel, Papst Alexander weihte die Fahnen, König Harfager von Norwegen brach auf, als Bundesgenosse in England einzufallen und halb Frankreich wurde flott vor Lust nach Krieg und Abenteuern. Weiße Segel, zahllos wie die Wellen darauf sie tanzten, steuerten nordwärts und vor ihnen her flog, wie tödtlicher Blitz, der Bannstrahl des Papstes.

König Harfager landete erst; sein Eifer war sein Tod. Harald umklammerte ihn bei Stamford-Bridge und zerdrückte ihn und sein Heer. Die Nacht brach ein. Auf dampfendem Schlachtfeld lagen die Sieger, berauscht von Wein und Gesang; im Zelt des Königs aber gingen Becher und Rede von Mund zu Mund und der Erzbischof von York erhob sich jetzt und rief: „Harald, so sei das Ende aller Deiner Feinde!“ Da hielt ein Bote am Zelt und trat ein. Sein Haar war wirr und struppig vom langen Ritt, sein Kleid zerrissen und die Worte klangen:

Die Klippe von Hastings, wohl war sie steil,
Und das Meer, wohl hat es gebrandet,
Vergebens die Brandung, vergebens der Stein —
Herzog Wilhelm ist gelandet!

Auf sprang der König, sein Auge blitzte, sein Herz voll Sieg hatte nicht Raum für die Furcht. Gen London gings, sein Heer ihm nach; Zuversicht auf allen Gesichtern. Am fünften Tage war's: aufblitzte die Themse — hinüber! und jetzt vor ihrem Aug die Ginsterhaiden von Surrey — hin-

durch! am siebenten Tage aber hielt König Harald auf dem Hügellande von Sussex und sein Schwert in die Erde stoßend, rief er: „Hier sei's!" Herzog Wilhelm kam von Hastings heran. Auf zwei Hügeln, einander gegenüber, lagerten sich die Heere; zwischen ihnen ein breites, nicht allzutiefes Thal. Hier sollte sich's entscheiden.

Es war Nacht, die Wachtfeuer der Normannen lohten herüber. König Harald ging von Zelt zu Zelt und ordnete an und befeuerte den Muth. Wo er sein Schwert in die Erde gestoßen hatte, da stand jetzt sein Zelt und neben demselben flatterte das große Banner von England. Es trug die alte Schlachten-Inschrift: „Siegen oder sterben!" Dreitausend Freiwillige aus der Hauptstadt hatten sich drum geschaart und feierlich geschworen, des Spruches über ihren Häuptern wohl eingedenk zu sein. Kundschafter kehrten zurück,

Die hatten den Herzog Wilhelm gesehn
Und thäten ihn mannlich preisen:
Seine Rüstung sei wie Silber und Gold
Und sein Antlitz sei wie Eisen.

Seine Ritter aber die sähen darein,
Als wären sie schon verloren,
Sie hätten nicht Schnurr- nicht Backenbart,
Sei'n alle geschabt und geschoren.*)

*) „They were all shaven and shorn", aus einer alt-englischen Ballade.

Im ganzen Normannenlager sei
Nur Beten und Messesingen;
Das ganze Heer sei ein Priesterheer
Und man werd' es leichtlich bezwingen.

König Harald aber hörte sie an
In finstres Sinnen verloren,
Er sprach: Ich weiß, sie fechten wie wir,
Obwohl sie geschabt und geschoren.

Gegen Morgen kam ein Herold von Herzog Wilhelm, der bot dem König einen Zweikampf. Sie wollten den Streit in ihre beiden Schwerter legen und der Ausgang solle ein Gottesurtheil sein. Da entfärbte sich der Sachsenkönig und Furcht und Scham liefen blaß und roth über sein Antlitz. Er kannte den Talisman seines Gegners, den sein Meineid ihm in die Hand gegeben hatte und murmelte vor sich hin: „Ich kann nicht!" Laut aber rief er: „Nicht wir — die Schlacht!"

Aufblitzte die Sonne und zugleich mit ihren Strahlen flogen dreißigtausend Pfeile übers Feld. Die Sonne stieg und sank. Als sie scheidend noch einmal auf des Tages Arbeit blickte, da lag König Harald unterm Linnen seines Banners wie unterm Leichentuche und über das Blutfeld sprengte der Sieger. Sein Auge blitzte und die goldne Kapsel glühte blutroth im letzten Abendstrahl.

Ich sah auf; da hatt ich's wieder vor mir, frisch, lebendig, — das Scheckenthier Bischof Otto's sprang wie aus dem Bilde heraus. Meine Betrachtungen wurden unterbrochen; ein alter Cicerone der Abtei trat an mich heran und erbot

sich, mir das Schlachtfeld zu zeigen. Ich folgte ihm. Er führte mich zu einer der ausgegrabenen Ruinen, dem ehemaligen Refectorium der Mönche. Drei Seiten des Gebäudes stehen noch ziemlich wohlerhalten, die vierte aber ist völlig verfallen. Keine Spur von Dach. Man tritt in den mit Quaderstein gepflasterten Saal wie in einen Hofraum; — der blaue Himmel hing über uns. Keines Königs Munificenz läßt hier noch fürder Wein wie Wasser fließen; der Regen wäscht den Mörtel aus dem Gestein und versucht die Kraft seiner Tropfen an der weißen Quadertenne des Saals. Der Alte führte mich schweigend an das mittlere Giebelfenster. Ich sah hinaus; aber ehe sich die bunte Landschaft vor mir zu einem klaren Bild gestalten konnte, richtete er die Spitze seines Fingers auf eben die Stelle wo ich stand und rief mir mit echtem Führer-Gleichmuth zu: There fell the Saxon-king! — Mich überlief es; er aber, völlig unbewußt des Eindrucks, den sein Wort auf mich gemacht hatte, streckte seine magere Hand durch die Fensterhöhle, und nach rechts und links eine Linie beschreibend, setzte er mit derselben Ruhe hinzu: And that's the battle-field!

Da lag es vor mir mit dem ganzen Zauber einer englischen Landschaft. Drüben auf der höchsten Spitze jenes Hügels hielt Herzog Wilhelm während der Schlacht; jetzt schimmerte statt seiner Rüstung die weiße, sonnige Wand eines Bauernhofes herüber. Unmittelbar vor mir zogen sich schmale Teiche nach beiden Seiten hin das Thal hinunter; von Zeit zu Zeit sprang ein Fisch, gelockt von der Sonne, in den lachen-

den Tag hinein; Nichts erinnerte mehr an jenen Tag, wo hier das Blut in tieferen Lachen als das Waſſer in jenen Gräben ſtand. Tiefer Friede ringsum; nur das Glockenklingen weidender Kühe unterbrach die Stille. Kaum eine Saatkrähe ließ ſich nieder auf dies Feld, wo einſt das Krähen- und Rabenvolk von ganz England offne Tafel gehalten hatte. Noch einmal überflog mein Blick die Flur; dicht vor mir ſtieg ein Schwarm weißer Tauben in die Luft und wiegte ſich im Sonnenſchein, blitzend, als wären ihre Flügel von Licht. Lange ſah ich hinauf: ein Friedens-Sinnbild über dieſem Thal, ſo fand ich Haſtingsfeld und — ſo ſchied ich von ihm.

Wenige Stunden ſpäter trug mich der raſſelnde Zug nach Dover. Es ſchlug Mitternacht als der Dampfer vom Ufer ſtieß. Ich ſtand am Steuerruder und ſah rückwärts. Klippen rechts und links; Dover ſelbſt, von tauſend Lichtern funkelnd, wuchs amphitheatraliſch in die Nacht hinein; der weiße Kalkſtein ſchimmerte dahinter wie verſchleiertes Mondlicht. Raſcher ſchaufelten jetzt die Räder, höher ſpritzte der Schaum, eiſiger ging der Wind — das letzte Licht erloſch. Nacht und Meer ringsum; hinter mir lagen Alt-England und — dieſer Tag.

Literarische Anzeige.

Im Verlag von **Gebrüder Katz** in Dessau ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Argo. Belletristisches Jahrbuch für 1854. Herausgegeben von Theodor Fontane und Franz Kugler. $2\frac{1}{2}$ Thlr.
Eleg. geb. mit Goldschnitt 3 Thlr.

Bölte, Amely. Männer und Frauen. Novellen. 2 Bde. $2\frac{1}{2}$ Thlr.

Eroberung, die, Livlands unter Peter dem Großen. Historischer Roman. 4 Bände. 3 Thlr.

Frauenstädt, Dr. J. Aesthetische Fragen. 1 Thlr.

Freiligrath, Ferd. Dichtung und Dichter. Eine Anthologie. $2\frac{1}{2}$ Thlr.
Eleg. geb. mit Goldschnitt 3 Thlr.

Kapper, Siegfried. Falk. Eine Erzählung. 1 Thlr.
Eleg. geb. mit Goldschnitt $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Lacroix, E. Album poétique. Recueil de poésies françaises des auteurs modernes, suivi de quelques notices biographiques. Eleg. geb. $1\frac{1}{2}$ Thlr.